Amerika-wanderungen eines deutschen

Johannes Wilda

Digitized by Google

HAY
Wi
Digitized by Google

Porfirio Diaz
Präsident der Vereinigten Staaten von Mexiko.

Amerika-Wanderungen eines Deutschen

Von

Johannes Wilda

II.

Auf dem Kontinent der Mitte

(Zwischen Alaska und Peru)

Mit 26 Illustrationen nach photographischen Originalaufnahmen und einer Karte

Zweite Auflage.

Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur
1907

C.K.

Checked
May 1913

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
376588
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1907

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

Inhalt

Seite

Vorwort V

1. Kapitel: Erſte Eindrücke in den Vereinigten Staaten von Mexiko 1

2. Kapitel: Unter dem großen Hut 17

3. Kapitel: Militäriſches und Sonſtiges aus Mexiko-Hauptſtadt 40

4. Kapitel: Fahrt durch Nordmexiko nach dem weſtlichen Nordamerika 65

5. Kapitel: Reiſe von Texas nach Kalifornien; Los Angeles und ſeine Umgebung 76

6. Kapitel: Im Yoſémitetal 106

7. Kapitel: In San Francisco. — Über Portland zum Puget Sound 124

8. Kapitel: Südoſt-Alaska 160

9. Kapitel: Britiſch Kolumbien, das kanadiſche Felſengebirge und die Stadt Vancouver 213

10. Kapitel: Am Puget Sound und zurück nach San Francisco 273

11. Kapitel: Nochmals „in der Mitte des Kontinents“ 292

12. Kapitel: Weitere Küſtenreiſe auf der „Hathor“ nach Callao 323

Berichtigungen zu Band I der „Amerika-Wanderungen“ . . 339

Vorwort

Die freundliche Aufnahme, die dem ersten Bande meiner „Amerika-Wanderungen" zuteil ward, wird sich hoffentlich auch auf den zweiten und später auf den dritten erstrecken.

Für das vorliegende zweite Buch bin ich zu dem im Ratzelschen Sinne schon früher gebrauchten Untertitel zurückgekehrt, weil gerade dieses mithelfen soll, den Begriff des „Kontinent der Mitte" verständlich zu machen.

Der rein wissenschaftliche, rein fachmännische, rein parteipolitische oder auch nur überwiegend lehrhafte Vortrag erreicht einen weiteren Kreis verschieden gearteter und vorgebildeter Leser schwer, besser gelingt dies der schildernden Form des persönlichen Erlebnisses, an das politische, wirtschaftliche, geographische oder allgemein volkspädagogische Hinweise sich anschließen und auch wohl, wie beiläufig, zwischen den Zeilen heraustreten. Die Erfüllung dieser Aufgabe, die ich auch hier wieder versucht habe, dürfte ein kaum minder ehrenvolles und national ersprießliches Ziel sein, als das des Forschers, der Bausteine für seine Spezialwissenschaft herbeiträgt. Die wirklichen Forscher bauen zwar das Haus, wir ernsthaften Schilderer aber sorgen dafür, ihm Bewohner zu schaffen.

Beide Kategorien werden wiederum nicht überflüssig gemacht durch einzelne Große, die sowohl als Meister der forschenden Wissenschaft, wie des künstlerisch wirkenden Wortes begnadete Lehrer ihrer Nation und der Menschheit sind.

Lübeck gegen Ende 1906.

Johannes Wilda.

Erste Eindrücke in den Vereinigten Staaten von Mexiko.

Passagiere der „Serapis“. — Auf der Reede von San Benito. — In Salina Cruz. — Freuden der Gepäckaufgabe bei der Tehuantepec-Bahn. — Zugbedeckung. — Tehuantepec. — Volkstrachten. — Zweite Gepäckschlacht in Lucretia. — Die neue Bahn durch den Urwald nach Los Naranjos. — Die Stadt Córdoba und der Orizaba. — Die Stadt Orizaba. — Interessante Fahrt hinauf zum Mexikanischen Hochland. — Bei Maltrata. — Vegetationsbetrachtungen. — Auf der Randhöhe. — Hochsteppencharakter. — Volkstypen. — Ankunft in Mexiko-Hauptstadt.

Das erste Buch meiner „Amerikawanderungen“ schloß bei dem Verlassen Guatemalas im Hafen von Champerico.

Dieses zweite Buch beginnt mit dem Besuche einer der interessantesten und gern möchte ich sagen: einer der zukunftsreichsten Staaten der Westhemisphäre, mit Mexiko!

Wegen gewaltiger Hitze nebst heftigen Gewitterböen litten wir an Bord des Kosmosdampfers „Serapis“ doppelt unter der Passagierüberfüllung. Eine ganze Reihe von Bekannten war aus Guatemala mitgekommen, darunter eine Familie, bei deren Baby die Masern ausbrachen. Der deutsche Familienvater, ein englischer

Bürger, übrigens ein braver Mann, ſchien mir ein Beiſpiel, zu welcher blindengliſchen Voreingenommenheit ſelbſt ein ſonſt deutſchfreundliches Gemüt durch die ſyſtematiſch deutſchfeindliche Arbeit der engliſchen Publiziſtik gelangen kann. Eine höchſt liebenswürdige Perſönlichkeit war mein Kammergenoſſe, der alte nordamerikaniſche Oberſt Thiſtle aus Guatemala, ein Kollege des dortigen Eiſenbahndirektors Mr. Hodgeſon.

Als erſten mexikaniſchen Hafen liefen wir die Reede von San Benito an. Auch hier gewahrten wir einen zerſtörten Pier und eine hohe Brandung, durch welche die Landungsboote fährenartig an ſtarken Troſſen hindurchgezogen wurden. Hinter dem Buſch des Vorlandes und dem nur aus wenigen armſeligen Häuſern beſtehenden Landungsplatz ragte das Gebirge machtvoll in die weißen Wolken. Südlich bot ſich die ganze Kette der Vulkane Guatemalas bis über den Santa Maria hinaus dem Auge dar; vor uns erhob ſich der an der mexikaniſch-guatemalteki-ſchen Grenze höchſte Vulkan, nach der nordamerikaniſchen Küſtenkarte 14 000 Fuß, der Tacana. Dieſe nach Vermeſſungen der Schiffe „Tuscarora“ und „Ranger“ 1878 bis 1884 angefertigte Karte erſcheint ſehr verbeſſerungsbedürftig. Die Änderungen durch den Santa Maria-Ausbruch beträfen auch die neuere engliſche Admiralitätskarte von 1887. Deutſche Karten haben wir hier ja leider nicht, auch kein geſammeltes Handbuch, als deren erſtes bisher nur die von der Deutſchen Seewarte bearbeitete „Oſtküſte Südamerikas“ erſchien.

Von San Benito hatten wir das Glück, unſere drangvolle Enge noch durch einige Mexikaner, die durch den ihnen ungewohnten Biergenuß ſehr lärmend wurden, vermehrt zu ſehen.

Am 5. Mai, einem der zahllosen Festtage, die vernünftigen wirtschaftlichen Verhältnissen Hohn sprechen, langten wir auf der Reede von Salina Cruz, meinem und dem Ziele von 24 Leidensgefährten, an.

Salina Cruz an der Tehuantepec-Küste ist ein werdender Platz, eine Art von mexikanischem Tsingtau und daher technisch höchst interessant. Aber von der Natur weit weniger vorbereitet, soll es zum mexikanischen Haupthafen am Stillen Ozean werden, zum westlichen Endpunkt des schmalsten Verkehrsgürtels zwischen den Ozeanen, dessen atlantischen Aufnahmepunkt Coatzacoalcos bildet. Die Tehuantepecbahn verbindet beide.

Bekanntlich befindet sich hier die Senke zwischen den Hochländern von Guatemala und Mexiko. Sie ist nur 210 Kilometer breit, bei einer Höchsterhebung von 203 Meter. Der hier bereits von Cortez angeregte, von Mexikanern, Engländern und Nordamerikanern versuchte interozeanische Kanalbau dürfte der Technik mindere Schwierigkeiten bieten, als Nicaragua- und Panamakanal. Für das vom Mississippi ausstrahlende, zentrale nordamerikanische Wirtschaftsgebiet würde er von ungeheurem Werte sein. Wirtschaftlich käme die Bedeutung des strategisch wichtigen Nicaraguakanals nach dem Bau des Panamakanals gegen den Tehuantepeckanal gar nicht in Betracht. Das Eads'sche Schiffseisenbahnprojekt hätte heutzutage überhaupt keinen Sinn mehr, aber wohl der Kanal, und man darf es zuversichtlich aussprechen: auch der Tehuantepecdurchstich wird noch zur Tatsache werden!

Die nicht hohen Küstenberge treten hart an die sandige Tehuantepecbai heran. Zwischen den Höhen zieht sich eine von Tümpeln durchsetzte, sonst trockene Talbucht etwa zwei bis drei Kilometer landwärts. In sie hinein

wird mit Erdbaggern der Hafen ausgehoben, den nach See zu einer Reihe rieſiger Betonwürfel, der Kern der künftigen Kaimauern, begrenzt und ſchützt. Die Brandung ſpritzte noch gehörig an ihnen empor, obwohl die beiden gegen die Hauptwindrichtungen ſchützenden Molen ſich bereits ziemlich weit vorbauten. Es wird mit Dampf und elektriſchem Betrieb gearbeitet; fahrende Kräne bringen die Betonblöcke heran und ſchütten ſie an die Molenkerne. Die Regierung hat der engliſchen Pierſongeſellſchaft den Bau übertragen. Mehrere deutſche Ingenieure und Bureaubeamte waren bei ihr beſchäftigt.

Wir wurden von den mexikaniſchen Bootsleuten unter geringſter Anſpannung ihrer Kräfte an den großen, unbedeckten Pier gebracht; der heftigen Bootsbewegung halber hatte ich das kranke Baby der erwähnten, von Kindern und Gepäck hart bedrängten Familie, die nach England überzuſiedeln gedachte, an mich genommen. Zunächſt lagen wir mit allen Siebenſachen lange am Pier und der Zollbude, noch entfernt von den großen hölzernen Verwaltungsgebäuden, herum. In einer Sandbucht ſah man unſcheinbare hölzerne Gebäude, in denen es von in Quarantäne befindlichen, pockenverdächtigen Chineſen wimmelte. Hätte der Vormittagsregen angehalten, wäre unſere Lage troſtlos geweſen. Endlich wurde unſer Gepäck nach und nach auf Ochſenkarren zu der rückliegenden Stadt und dem Bahnhof der Tehuantepecbahn geſchafft. Jeder hatte durch perſönliches Zupacken ſo gut für ſich zu ſorgen, als er es konnte. Wir ſelbſt holperten oben auf den Karren mit, hinauf und hinab durch das Chaos von Eiſenbahndämmen, Schienen, Waſſerkuhlen und den ſteinbeſäten Sand des künftigen Hafenbodens; glücklicherweiſe polterten nicht wie ſonſt die Kies- und Steinzüge pfeifend

und fauchend dazwischen. Seitwärts im Gestrüpp lagen Arbeiterkolonien, teils unglaubliche Niederlassungen, die an das seinerzeit berüchtigte Mattendorf bei Tsingtau erinnerten, teils neue, nüchterne Arbeiterhausreihen. Das dahinterliegende Salina Cruz selbst ist heute noch ein öder, der Sonnenglut preisgegebener, staubiger Ort, dessen Gesundheitsverhältnisse nicht gerühmt wurden. Die beträchtliche Ausdehnung, die mannigfachen neuen, villenartigen Häuser an den breit angelegten Straßen weisen auf eine glücklichere, nicht unbedeutende Zukunft hin. Das Gepräge ist weit europäischer, als das der Küstenorte, die wir bisher besucht hatten. Eine Markthalle und sehr viele Kneipen sind vorhanden. Ich bedauerte die armen bleichen Kinder der europäischen Beamten, die in schattenlosen, dürren Gärten spielen mußten. Die Gepäckabfertigung auf dem Bahnhofe hatte bereits nachmittags für den nächsten Tag stattzufinden. Etwas Umständlicheres als diese war mir noch nicht vorgekommen. Für meine vier Stücke waren zwölf Buchungen auf dreiteiligen Pappzetteln notwendig, dazu ebensoviele Stempel, dann kam das Versehen mit Stempelmarken und das Zerreißen der Zettel hinzu, von denen mir vier Drittel überliefert wurden. Man kann sich denken, daß Stunden auf Stunden über dieser Beschäftigung vergingen, besonders der unglückliche Familienvater, für den eine Reihe von Ochsenkarren mit endlosem Gepäck heranrollte, arbeitete noch bis tief in die Dunkelheit hochroten Antlitzes auf dem Bahnhofe umher. Man hatte nämlich jedes Stück selber mitzuwiegen, da bei gänzlichem Mangel an Fixigkeit es mit der Richtigkeit um keinen Deut besser bestellt war. Ein Billett gab es nur bis Santa Lucretia, einer Station der von Veracruz kommenden Bahn, dort hatte man

Aussicht, dieselben Bahnverschiffungsfreuden noch einmal zu genießen. Die Tehuantepecbahn gehörte bis jetzt einer englischen Gesellschaft, sie wird oder ist aber nebst anderen wichtigen Bahnen in die Hände des mexikanischen Staates gebracht, der mit dieser Eisenbahnpolitik dem wachsenden nordamerikanischen Eisenbahneinfluß zielbewußt einen Damm entgegengesetzt hat.

Die malerische Tracht der Weiber fiel auf; sie besteht in einer farbigen, greller geränderten Weste oder Tunika über farbigem Rock, während ein buntes Tuch um das schwarze Haar sich schlingt. Beim Gehen, und sie schreiten famos, zeichnen sich die oft sehr schön geformten Busen leichtzitternd unter dem enganschließenden Gewand ab. Bei den Männern macht sich bereits der fabelhaft riesige, landesübliche Hut bemerkbar.

Unser Hotel — es gab deren mehrere — befand sich in völlig unfertigem Zustande. Nach spanischer Art niedrig, umschloß es einen noch wüsten Patio. Der Wirt war ein braver, alter Chinese ohne „pigtail". Ungeachtet eines Diplomatengesichtes verstand er nicht, zu rechnen. Ehrlicherweise gab er mir für 10 Dollars Gold 22 mexikanische, während die einheimischen Geschäftsleute und Beamten uns mit 20 abspeisten. Die Bewirtung war verhältnismäßig gut, die Bedienung, aus lauter Chinesen bestehend, nicht schlecht. Leider hatte das Haus bei meinem Wiederkommen einen andern, besser rechnenden, aber minder angenehmen Sohn des Himmels zum Leiter oder Besitzer.

Colonel Thistle hatte ein Zimmer mit drei Schlafesseln beschlagnahmt, wovon zwei für einen andern Deutschen und mich bestimmt waren. Bald nach 3 Uhr früh war ich bereits auf den Beinen, um die einzige

Waschschüssel als erster genießen zu können. Um 6 Uhr dampfte der Zug nach Lucretia ab. Obwohl Präsident Diaz das unausrottbar scheinende mexikanische Übel des Briganten wesens wirklich mit eiserner Hand ausgerottet hat, müssen in diesem Teile Mexikos doch Vorsichtsmaßregeln noch ratsam erscheinen, denn unser Zug führte einige, selber ziemlich abenteuerlich aussehende Soldaten als Bedeckung mit sich. Später im Norden habe ich von einer Bedeckung nichts mehr bemerkt, und wo sie am allernotwendigsten wäre, notwendiger als in Mexiko, in gewissen Weststaaten Uncle Sams, dort fehlt sie leider überhaupt.

Niederes Gestrüpp begleitete uns bis zur Stadt Tehuantepec. Ich habe sie das zweitemal eingehender besucht und werde ihr später noch eine Schilderung widmen. Diesmal fuhren wir nur durch. Zuerst gewahrte man ärmliche, dorfartige Häuser, dann einen etwas besseren, städtischen Teil, mit Kirche und von buntem Treiben erfülltem Markt, der im Schatten breiter, herrlich purpurfarben blühender Bäume lag. Blühende Büsche und Bäume verdeckten überhaupt so manches Öde und Häßliche. Die Frauentypen von Tehuantepec bezaubern. Weiber trugen auch die Pilzhüte der Männer; die seltsamen weißen Spitzenmäntel und Spitzenkapuzen zu bewundern, fand ich erst im Herbste Gelegenheit. Eigenartigeres an Tracht dürfte es in ganz Amerika kaum geben.

Allmählich stieg die Bahn ein wenig, um nun etwas reizvollere Anblicke in dem sonst große Naturschönheiten bietenden Staate Oaxaca zu bieten. Übrigens entbehrt auch das breite Tal des Rio Tehuantepec bei Tehuantepec selbst nicht der landschaftlichen Vorzüge.

Die Weiden der offenen Gegend verschwanden, der

Buſch trat an ihre Stelle. Urwald war's, mehr wie eine zweite Auflage Urwald erſcheinend, lange nicht ſo hoch und üppig, wie der in Coſtarica bewunderte. Zahlreiche Corozopalmen aber breiteten ihre Kronen über die Platanilla, deren ſilberne Unterblätter ich häufig ſchimmern ſah. An der Bahn ward noch gearbeitet; wir fuhren mit großer Vorſicht. Mittags erreichten wir in glühender Hitze Lucretia in dem Staate Vera Cruz. Hier kam es dann zur zweiten Gepäckſchlacht, bei der ich eigenhändig jedes meiner Gepäckſtücke zum Wiegen heranſchleifte. Nach leidlichem Frühſtück ſaß man endlich, wieder aufatmend, im Zuge der funkelnagelneuen Strecke, die als einzige Straße durch den Urwald von Lucretia über Perez nach Los Naranjos am Rio Paraloapan führt, von wo ſie nach Córdoba weitergehend auf die Bahn trifft, die ſich von Vera Cruz zu dem Hochland der Landeshauptſtadt hinanzieht. Dies iſt zurzeit dorthin der kürzeſte Weg vom paziſiſchen Süden aus. Freilich, wann man abführe, wußte man annähernd, keineswegs aber, wann man anlangen oder ob man überhaupt anlangen würde. Das wird ſich inzwiſchen wohl ſchon gebeſſert haben. Auch dieſe Linie iſt Staatsbahn.

So ging es immer durch Wald und Dſchungel. Zeitweilig lagen am Bahnkörper Arbeiterhäuſer aus Holz oder Gras. Manchmal ſtanden auch bewohnte Waggons auf Seitengeleiſen. Unter den Arbeitern befanden ſich Weiße, Halbweiße, mexikaniſche Indianer, Neger und namentlich Chineſen. Viele hatten ihre Familien bei ſich. Brennholz und Waſſer wurden häufig eingenommen, warum man ſonſt ſo oft hielt, erfuhr man in den wenigſten Fällen; gewöhnlich geſchah es wohl wegen Unzuverläſſigkeit der Strecke. Zumal, nachdem es dunkel geworden, merkte man

an dem Arbeiten und Kniſtern der Wagen die Schwierigkeiten des Bahnkörpers. Wir waren alle beſtändig auf eine Entgleiſung gefaßt. Der Oberſt führte zur Entſchuldigung an, die Bahn habe eine Menge jungfräulichen Gebietes erſchloſſen und die Mängel wären unvermeidbar, da ſie „entirely new“ ſei. Deutſche würden ſolchen Betrieb nicht geſtatten; aber ich muß auch ſagen, in wilden Ländern führt wilder Betrieb oft zum Ziel, während deutſche Ordnung vor unlösbaren Aufgaben ſtände. Die deutſche Venezuelabahn ſoll z. B. ſich nicht rentieren, weil ſie für dortige Verhältniſſe zu muſterhaft, d. h. zu teuer gebaut wurde. Der zum Freilegen der Strecke niedergebrannte Wald brannte ſtellenweiſe noch. Einmal ſchlug mir glühende Hitze ins Geſicht. Von weitem glaubte man brennende Städte zu gewahren. Mit mehreren Stunden Verſpätung erreichten wir vor Mitternacht die Station Perez. Schon vorher ward das Sitzen ſauer, jetzt das Liegen auf den kurzen Bänken erſt recht; es war eine Qual, zumal die Schwüle ganz matt und ſchläfrig machte. Bis Tagesanbruch hatten wir auf dem Geleiſe zu warten. Ich bereitete mir mit Hilfe von Koffer und Hutſchachtel ein knappes, hartes Lager, auf dem ich zuſammengeringelt ein paar Stunden zu ſchlafen trachtete, wobei ich blinzelnd eine Kataſtrophe beobachtete, die über die ganze Familie aus Guatemala hereingebrochen war. Wahrſcheinlich hatte ſie zuviel Mangos und dazu Milch, vielleicht ſchlechte Milch genoſſen. Genug, ſie hatte ſchrecklichen Brechdurchfall, am ſchlimmſten der geplagte Familienvater. Vorher war ich auch noch über den Steg zu einer Chineſenbude hinabgeklettert, um eine Taſſe Kaffee, das erſte, was es an dieſem Tage wieder gab, zu trinken. Zur nächtlichen Comida mit fettem Fleiſch und ſchmierigem Gemüſe konnte

ich mich nicht mehr entſchließen. Bei Morgengrauen war alles wieder auf den Beinen. Unter heftigem Gewitter begann es unendlich zu regnen. Die Fahrt ging noch immer nicht glatt von ſtatten. Hinter der Brücke der Station Agna Fria hatte der brüchige Damm nachgegeben. Wir mußten wieder zurückdampfen. Es wurde wohl eine Stunde lang gearbeitet, wobei unſer nordamerikaniſcher Kondukteur, ein Kernmenſch und Original, wacker die Schanſel mit handhabte. Mit höchſter Vorſicht ward die gefährliche Stelle, an die ſich eine wenig Vertrauen erweckende Brücke ſchloß, paſſiert. Die Flora war intereſſant durch Sumpfpflanzen und Paſſifloren. Jetzt lichtete ſich das Waldgebiet, weite Potreros, Ananaskulturen, brachten Wechſel. Bei El Hule wurde eine lange Brücke über den breiten, zurzeit wenig Waſſer führenden Rio Grande Paraloapan, der dem Campéchegolf, alſo dem Atlanticgebiet zuſtrömt, und dann die Station Los Naranjos erreicht. Berittene Hirten gaben eine famoſe Staffage. In dem nordamerikaniſchen Bahnreſtaurant ſpeiſten wir reinlich und gut, namentlich gab es vortreffliches Gemüſe. Bei Regen hatten wir abends auf der Station Tezonapan Aufenthalt. Hier befand ſich eine bedeutende franzöſiſche Rumfabrik. Mit dem ausgepreßten Zuckerrohr wurden die Maſchinen geheizt. Mit geringerer Verſpätung, als wir erwartet — etwa 1½ Stunden — trafen wir, nachdem wir offenbar prächtige Szenerien, mit ſchäumenden Wildflüſſen voller Steinblöcke, durcheilt hatten, in der Stadt Córdoba ein. Hier übernachtete ich. Eine Menge von hilfreichen Gepäckjungen mit hübſchen Geſichtern, aber wegen der gleichen großen Hüte von verwirrender Ähnlichkeit, war hier vorhanden, unter deren Leitung man einen völlig lichtloſen und unebenen weiten Platz zu durch-

ſtolpern hatte. Indem ich mir nur die große Zehe dabei verrenkte, kam ich noch günſtig gegen eine Dame fort, die bis zu den Knien in den Schlamm ſank, wobei ihr außerdem der Koffer abhanden kam. In dem kümmerlichen Hotel traf ich zwei jüdiſche Kaufleute aus Berlin, ein dritter Berliner Glaubensgenoſſe war aus Guatemala mitgekommen. An das primitive Hotel hätte wahrſcheinlich keine europäiſche Feuerverſicherungsgeſellſchaft einen Groſchen gewagt. Im oberen Stockwerk reihte ſich an ſchmalem Korridor eine winzige hölzerne Zelle an die andere. In der angenehmen Ausſicht, bei ausbrechendem Feuer rettungslos verbrennen zu müſſen, fand ich das Hotel Papi in Corinto noch übertrumpft. Aber elektriſches Licht war vorhanden, und zwar immer eins in der Holzwand für zwei Zellen, ſo daß man ſeinem Nachbarn das Licht vor der Naſe ausmachen konnte, reſpekt. deſſen Beleuchtungsdrange preisgegeben war. Der Gedanke an Kurzſchluß berührte hier natürlich beſonders angenehm. Um das Moskitonetz krochen viele Spinnen, für die ich, als die beſten Moskitovertilger, eine geradezu zärtliche Freundſchaft hege. Nach dem Frühſtück nahm ich am nächſten Morgen bei ſtrahlendem Sonnenſchein in dem Maultiertram und zu Fuß eine Stadtbeſichtigung vor. Im Tageslicht bot der Ort, trotz vieler greulich gepflaſterter Kleinſtadtſtraßen mit ehrbaren Kleinbürgern, viel Intereſſantes an alten Baulichkeiten, erſchien verkehrsreich und gewann durch die ſchöne Vegetation der Umgebung ſehr an Reiz. Unbeſchreiblich herrlich ſtand die über Palmen und Blumen in ſchneeweißer Keuſche in den blauen Himmel ragende, mächtige Pyramide des Orizaba hinter der Stadt. Mit ſeinen 5582 Metern iſt er der höchſte Berg Zentralamerikas. Die Schneegrenze liegt auf 4292 Meter. Als Vulkan ſcheint er nicht mehr tätig werden zu

wollen. Wenige Berge der Welt gewähren ein gleich prachtvolles und großartiges Bild. Córdobas Plaça und Kathedrale, mit ihren Palmen, ſind auch ſehenswert. Lockende Früchte ſah man überall feilgeboten.

Nach neuer Gepäckſchlacht fuhr ich vormittags in der Ferrocaril Mexicana weiter. An den Stationen verkauften Frauen die ſchönſten Buketts, namentlich von weißen Kamelien ſowie Orchideen, ein Beweis des paradieſiſchen Charakters des Landes. In wundervollem Aufſtieg umrandeten wir einen tiefen, üppig grünenden Talkeſſel, paſſierten eine Flußbrücke, keuchten langſam bergan und erreichten, nach einem Tunnel und kurzer Kehre, das ſonnige Orizaba. Die 1280 Meter hohe, bergumſchloſſene Lage dieſer etwa 25 000 Einwohner zählenden, ſchönen Stadt iſt überaus prächtig. Zahlreiche Kirchen und Kapellen beleben das Stadtbild. Eine bedeutende Induſtrie, mit vielen Baumwollfabriken, hat ſich hier entwickelt. In der blühenden Ebene wuchs ſaftiges Zuckerrohr in Menge.

Ein großer Andrang fand hier zum Zuge, der vorzüglich fuhr, ſtatt. Wir rollten an hohem, trachytiſchem Gebirge entlang und durch weite, hübſche Bergtäler. Dann wurde es etwas kahler; von der langen Trockenzeit her herrſchte ein überhandnehmender vergilbter Ton. Das Weſen der Leute in den dichtbeſetzten Coupés machte einen guten Eindruck; endlich ſah man doch wieder höhere Ziviliſation, wirkliche Damen, ſaubere eingeborene Dienſtmädchen und Frauen aus dem Volke in ſeidenen Sonntagsgewändern. Nach ſtarker, ſich windender Steigung genoſſen wir prächtige Rückblicke auf das im Tal zurückbleibende Orizaba, durchfuhren enge Klauſen und Tunnels und überflogen Schluchten auf Viadukten. Bei 1700 Meter bemerkte ich viele Kiefern, Waſſerkaskaden, Rhizinus-

standen, dann zwischen lößartigem Ton Gemüsekulturen. Auf der von spärlicher Vegetation umgebenen Station Maltrata nahmen wir Holz ein; Frauen des Bergdorfes verkauften minderwertiges Obst, unreife Apfelsinen, Mandarinen, Pflaumen, Brombeeren und wiederum Orchideen. Als „Inglese" wurde auch ich von den armen Weibern beschwindelt.

Immer wanden wir uns noch an dem Citlatepetl — dem Orizaba — herum. Ein Tiefblick auf Maltrata folgte, dann ein Hochtal mit Kirche, und wieder mehr Vegetation; wir sahen den steilen Anstieg vor uns, den wir jetzt zu überwinden hatten. Auf niedrige Eichen und Weidenbäume trafen wir bei 2100 Meter; ein kühler Wind machte sich auf, am Wege blühten wilde Fuchsien. Niedere Farne gab es noch, während die Baumfarne verschwunden waren. Bei 2240 Meter ward eine Brücke passiert, Nachtschatten wuchs seitlich des Geleises, und noch einmal genossen wir einen Tief- und Fernblick auf Orizaba. Ich kaufte mir einige wundervolle Passionsblumen: weiße Blätter mit blauem Strahlenkranz, grünen Griffeln und fünfteiligen Staubfäden (Passiflora incarnata). Bei 2380 Meter gewahrte ich Pflanzen, die ich für Berberitzen hielt, und purpurrot blühende Disteln. Durch mehrere Tunnels gelangten wir bei 2450 Meter zu einer Brücke. Hier blühten mir unbekannte Blumen, mit langen, roten Staubfäden, Agaven und Myrten gleichenden Büsche, deren Blätter sich gelbrot färbten. In schiefrigen Gesteinschichten fuhren wir 2540 Meter über einen Viadukt; am Absturz zum Tale gaukelte ein Zitronenfalter. Auf 2600 Meter sah ich Mais; unten zogen sich waldige Schluchten. Bei 2780 Meter erreichten wir eine Weide voll grasendem Vieh und niederen Wald. Ein entgegenkommender Zug

paſſierte; die Randhöhe der mexikaniſchen Hochebene, die ſich im Süden und Südoſten ſo ſteil über das atlantiſche flache, dann hüglige Vorland erhebt, ſchien erklommen zu ſein. In dieſer ſüdlichen und ſüdöſtlichen Bruchſpalte ſind die das Hochland imponierend kränzenden Vulkane emporgeſtiegen.

Abwärts ſenkte ſich das Geleiſe zwiſchen Feldern und Agavenſtauden.

Nun eilten wir in beſchleunigter Fahrt durch die endlos ſcheinende Ebene. Welcher Gegenſatz der Landſchaft zu der des Aufſtieges! Ungeheure Sandmengen wirbelte der ſtarke Wind uns entgegen. Ähnliches ſah ich ſeit Peking nicht mehr. Alles erſchien ſteril; doch im Fluge erkannte man, daß etwas wüchſe, wahrſcheinlich Mais. Eintönige, faſt feſtungsartig von weißen Mauern umgebene Gehöfte hoben ſich da und dort gleich Inſeln aus der weiten, graubraunen Fläche; neben ihnen ſchichtete ſich wie Häuſer, ſauber geſchnittenes Maisſtroh. Vor Hütten erhoben ſich einzelne Bäume, namentlich Hängeweiden, mit ſeltſam von der dürren Umgebung abſtechendem, friſchem, grünem Laube. Zeitweilig müſſen dieſe endloſen Ebenen. ähnlich denen des chineſiſchen Tieflandes, fruchtbar ſein. Dann wieder geſtaltete ſich der Plan hügliger, niedrige und niedrig bewachſene Bergzüge ſchoben ſich dazwiſchen; in der Ferne ragten höhere, ja ſehr hohe Berge, vielleicht Randvulkane. Ein lila blühendes, kriechendes Unkraut bedeckte ſtreckenweiſe den Sand, Kakteen und Opuntien wuchſen dazwiſchen, mais- und ährentragende Getreideſelder dehnten ſich aus; vor allem aber häuften ſich die charakteriſtiſchen Agavenkulturen, deren ſtachlige, dickfleiſchige und ſteif aufſtrebende, wie ſtiliſiert erſcheinende Blätter in langen, graugrün ſchimmernden

Zeilen die Äcker liniierten. Auch um die Getreidefelder bildeten sie Zäune. Aus ihnen bereitet der Mexikaner seinen Nationalschnaps, die Pulque. Der Boden schien meist lehmig zu sein; die Bestellung machte einen durchaus günstigen Eindruck. Inzwischen gelangten wir in ein Regengebiet; die Kälte machte sich unliebsam bemerkbar. Auf den Stationen sah man die Menschen vermummt in rote Wolldecken, ihre Ponchos. Ganz auffallend viele Bettler drängten sich an die Reisenden heran, je mehr man sich der Hauptstadt näherte. Auf der großen Station Apizaco stürzten sich Scharen von Händlern auf uns. Sie boten Brot, Kuchen, Eis, Früchte und allerlei Schnurrpfeifereien an, so Figürchen in Schalen und kunterbunte Stöcke, darunter die dicksten Knittel, hauptsächlich in der Tönung der Nationalfarben, grün-weiß-rot, gehalten.

Zwischen abschüssigen Lehmwänden fuhren wir langsamer, dann wieder schneller durch steiles Feld, eine im ganzen wieder baum- und schattenlose Ebene, die von niedrigen Cerros, mit aufgesetzten höheren Bergen, durchzogen ward. Im Zuge und auf den Stationen zeigten sich viele Soldaten und Polizisten; letztere stramme, wenn auch manchmal zerlumpte Burschen. — Ich freute mich, wieder in einem Lande mit deutlichen Stationsinschriften zu weilen; so befand ich mich denn auch in der Lage, die Station Apam festzustellen, wo sehr stattliche Menschen, die Damen durch lange Boas gegen die Maikälte gewappnet, die Herren in kleinen Sommerpaletots, im Zuge erschienen. Wieder bemerkte ich Polizeimannschaften mit Messingschildern um den offenen Hals.

Wir schienen in der kahlen Kette der Cerros etwas gestiegen zu sein; Steinbeschwerung der Hüttendächer ließ auf heftige Windwirkungen schließen. Die sich häufenden

elektriſchen Lichter kündeten bald die Nähe der Hauptſtadt. Nach Einfahren in den Bahnhof fiſchte ich mir im Gedränge ſofort einen Mozo*) und glaubte, nach Merken von deſſen Nummer alles getan zu haben, um ihm ruhig, nachdem er mir einen Wagen verſchafft, das Nachbringen meines Gepäcks überlaſſen zu dürfen. Die Gepäckausliefe-rung geht hier eben nicht ſo raſch vor ſich, wie etwa in Berlin. Da man mir im Hotel ſagte, daß auf den Bahnhöfen in Mexiko häufig Gauner mit falſchen Legitimationsnummern arbeiten, ſo hatte ich ſpäter einige ſorgenvolle Stunden, allein am nächſten Tage erwies ſich mein Mozo doch als ein berechtigter, ehrlicher Kofferträger.

*) Der Mann aus dem Volke, Arbeiter, Träger, Diener.

Fenſterln in Mexiko.

Unter dem großen Hut.

Allgemeines über den großen Hut. — Landestracht. — Chapultepec. — Erinnerung an Kaiser Maximilian und das französische Abenteuer. — Ich bin der einzige Fußgänger. — Strolchtum. — Kutscherhüte. — Etwas über Uniformen. — Die mexikanische Armee unter der Pickelhaube. — Erste Eindrücke im Hotel und auf den Straßen von Mexiko-Hauptstadt. — Besuch bei Herrn v. Flöckher in Coyoacan. — Die Plaça de la Constitucion. — In der Kathedrale. — Im Nationalmuseum. — Das Collegio in San Angel. — Der Palast und die Kadettenanstalt von Chapultepec. — Nordamerikanische Invasion. — Paseo-Denkmäler. — Guanthémoc und eine neumexikanische Fiktion. — Der Wagenkorso nach Chapultepec. — Kirchenfest in der Basilika von Guadelupe. — Ein großes deutsches Elektrizitätswerk in nordamerikanische Hände übergegangen. — Das Deutsche Haus und der Deutsche Verein. — Das Lavafeld von Coyoacan. — Beim Minister des Äußeren und beim Kriegsminister. Ich erhalte einen militärischen Begleiter. — Vorstellung beim Präsidenten. — Porfirio Diaz die bedeutendste Persönlichkeit des zentralen Westens. — Gespräch über den Hafen von Topolobampo (Port Stillwell). — Der Präsident verehrt mir seine Photographie. — Ein nordamerikanischer Reporter.

Der große Hut ist dasjenige, was jedem Besucher Mexikos zunächst auffällt. Es ist etwas ganz Ungeheures, von keinem andern Lande der Welt, selbst von Korea, wo der Hut ebenfalls in bedeutendem Ansehen steht, über-

botenes. Ich möchte den Hut geradezu als das Wahrzeichen Mexikos hinstellen. In Guatemala hat man ihn noch nicht in seinem vollen Aufbau gesehen, dagegen findet er sich auch in den ehemaligen Gebietsteilen Neu-Mexikos und Texas auf den Häuptern der Rancheros und derjenigen Jünglinge, die etwas Besonderes vorstellen wollen. Man wird ihn oft auf den Bildern des Landes geschaut haben, allein dieser Eindruck verwischt sich wieder; der wirkliche Anblick ist so überraschend, daß er der Erinnerung verbleibt.

Diese Riesenhüte werden vom Zivil wie vom Militär getragen. Sie können aus Filz oder Stroh sein, Männer, Weiber oder Kinder schmücken, immer stehen sie im Mißverhältnis zu der Figur des Trägers, dem sie, soweit es sich um Männer handelt, fast immer etwas Rinaldo-Rinaldinihaftes und zugleich Pilzartiges verleihen. Würde es jemand wagen, mit derartiger Kopfbedeckung durch eine deutsche Stadt zu spazieren, so hätte er sofort die Straßenjugend hinter sich und würde auf die lebhafteste Mißbilligung der Schutzleute stoßen. Das Charakteristische der mexikanischen Sombreros besteht im chimborassohohen, kegelförmigen Kopf, der an der Vorderseite bemerklich abgeschrägt ist und über einer Krempe sich erhebt, die dem großen nach oben zu aufgebogenen Blatte der Victoria regia ähnelt. Vielfach besteht er aus Stroh, auch aus gemustertem oder teilweise gefärbtem, sogar rot gefärbtem Stroh; jeder Indianer läuft in solchem Ding herum. Fast ebenso oft aber kann man ihn als Filzgebäude antreffen, und das fordert bei der Hitze die höchste Verwunderung des Fremden heraus. Dieser Filz ist nämlich keineswegs leicht, sondern dick und schwarz, gelegentlich rauhaarig, und zuweilen scheint der Hut aus gewichtigem, schwarzen

Samt gemacht zu sein. Es hat ja etwas für sich, wenn behauptet wird, gerade der dicke Hut schütze gegen die Sonnenstrahlen am besten, aber wer würde deshalb im Hochsommer bei uns eine Pelzmütze tragen? Auch die Höhe hängt, ebenso wie die Randbreite, vermutlich mit Schutzabsichten zusammen, sicherlich mit dem Charakterfehler der Eitelkeit und Prahlsucht. Nichts mehr als dieser Hut beweist einen Grundfehler des ganzen Volkes. So ein Bursche will teufelsmäßig forsch aussehen; er will häufig zugleich zeigen, daß er einer ist, der Geld in der Tasche hat, denn die Hüte strotzen oft von Gold- und Silberstickerei.

Freilich ist es nicht der Hut allein, mit dem der Mexikaner prahlt. Viele und große Silberknöpfe gehören noch dazu, nebst ungeheuren Sporen. Diese silbernen oder eisernen Kilosporen kennen wir ja auch aus den Bildern, die nicht übertreiben. Ich habe sogar im Museum in Mexiko ein Paar altmexikanische Sporen gesehen, die ich beim ersten Hinblick ernstlich für Ofenvorsetzer hielt.

So ganz sinnlos ist auch diese Übertreibung nicht, oder wenigstens ist sie immerhin eine logische Folge einer andern Übertreibung. Unter dieser verstehe ich den mexikanischen Sattel.

Der mexikanische Sattel hat Bügelriemen mit breiten Kappen und mächtigen Steigbügeln. Eine derartige Bügelvorrichtung läßt sich schwer mit dem Fuße bewegen, infolgedessen der Sporn eben lang sein muß, um an der Pferdeweiche seine Schuldigkeit zu tun; zur Harmonie des Ganzen ist dann auch die entsprechende Dicke erwünscht.

Die Nordamerikaner haben den großen Bügelschuh der Mexikaner für ihre Kavallerie übernommen — natürlich ohne die sonstigen Übertreibungen. Er hat seine be-

deutenden Vorzüge: Der Fuß rutscht nicht durch und wird gegen Sonne, Regen und Dornen geschützt.

Hinten und vorn ist der mexikanische Sattel hoch, namentlich vorn, wo er sich fast wie ein venezianischer Gondelsteven aufbiegt und in einem breiten Knopf endigt. Dieser Knopfsteven verdankt wiederum einem landesüblichen, praktischen Zweck seine Entstehung: Er ist zum Herumschlingen des Lassos bestimmt, mit dem man ein Pferd oder einen Stier eingefangen hat. Selbst die heutige mexikanische Kavallerie führt diesen Lasso am Sattel, und gewiß wird er in allerlei Fällen in geübter Hand von bedeutendem Nutzen sein. Bei der großen Viehzucht des Landes hat die Sattelform überhaupt ihren wohldurchdachten Zweck. Ich bin auch nicht ungern im mexikanischen Sattel geritten, außer wenn es ein alter Bauernsattel war, an dem man sich die Schenkel wund scheuerte und der vorn statt des Knopfes, der abbrach, nur noch eine höchst bedrohliche Spitze besaß. In vielen Fällen dient dieser oft prächtig durch Punzarbeit, Stickerei und Silberbeschläge verzierte Sattel aber ebenso nur zur malerischen Prahlerei wie der Hut.

Nun kommt aber eine andere, an sich lächerliche und doch wieder nicht lächerlich wirkende Übertreibung — ein Gegensatz zum Hut: die knappe Kleidung!

Die Tuch- oder Lederhosen liegen so eng an, daß jemand schon gut ausgebildetes Beinfleisch besitzen muß, um unter der Hutkrönung nicht nach unten zu spindeldürr zu verlaufen. Darüber sitzt ein besonderes, nach hinten zu möglichst kurzes Tuch- oder Lederjäckchen. Hellgraues Tuch oder weiches, gelbes Leder wird bevorzugt. Ein breiter Gürtel umschließt den Leib, Weste oder Schärpe sind auch beliebt, offenbar nach spanischen Vorbildern.

Die Jacke ist mit Knöpfen besetzt, diese laufen auch an den engen Schenkeln herunter. Zuweilen sind Ledergamaschen im Gebrauch, zuweilen öffnet und weitet sich die Reithose am Unterschenkel wie die der Indianer und pflegt dann mit Fransen bedeckt zu sein.

Das Ganze wirkt ungemein malerisch, vom Riesenhut bis zum Riesensporn, zumal wenn dabei ein prächtiges Pferd, das andalusisches Blut in sich hat, geritten wird.

Auf der Promenade von Chapultepec, dem Stolz der Hauptstadt, bildet eine solche Reitererscheinung, selbst wenn das Stutzerhafte zu gewollt erscheint, einen erfreulichen Gegensatz zu den modern gekleideten Reitern, die hier völlig überwiegen. Ganz andern Eindruck macht natürlich noch der urwüchsige Reiter draußen auf den Landwegen und den Viehweiden. Er schaut mit blitzenden, dunklen Augen in dem bräunlichen Gesicht ganz ungekünstelt schneidig unter seiner gigantischen Hutkrempe hervor.

Chapultepec war schon der alte Palast Montezumas. Mag auch der lange Paseo de la Reforma, der hinausführt, noch ein wenig zu sehr zwischen unordentlichen Feldern, an zu dünnen Eukalyptuswäldchen liegen, mögen die an Donnerstagen und Sonntagen hinausrollenden Equipagen und Mietswagen noch so sehr vom Staube umwirbelt sein, schön bleibt doch der parkumgebene, blumenbedeckte Fels — mit Recht von den Hauptstädtern als Glanzpunkt geschätzt. Oben erhebt sich im italienischen Stil die weiße Sommerresidenz des Präsidenten; von ihren Terrassen genießt man einen wunderschönen Rundblick auf die weite Hochebene mit ihren seltsamen Bergindividuen und auf die geschlossenen Ketten der umgebenden Berge, hinter denen wieder die weißummantelten

Rieſen Popocatepetl und Iztaccihuatl ſich noch höher in den Fernnebel erheben.

Und dort vor uns, wo flache Seeflächen, die Reſte der ehemaligen grandioſen Waſſerbecken glitzern, erheben ſich aus dem Grün der Ebene die Kathedral- und Kirchtürme; dort, wo einſt die Stufentempel der Azteken ſich in Kanälen und Seen ſpiegelten: Tenochtitlan, Mechico! Mexico-City, wie es jetzt durch nordamerikaniſchen Einfluß im Munde des business man lautet.

Einſt ſchwebte eine Kaiſerkrone darüber, die ſich aber als höchſt unzureichende Kopfbedeckung erwies. Vielleicht würde ſie ohne die Machenſchaften des nordiſchen Nachbarn, der kein ſtarkes Kaiſerreich neben ſich erſtehen laſſen wollte, beſſer gepaßt haben. Die Welt hätte ſich ohne dieſe nachbarliche Arbeit wohl nicht ſo über das Abenteuer Napoleons III. entrüſten können.

Als ich nach Chapultepec, für das einſt Kaiſer Maximilian ſo viel getan, hinausging, war ich, glaube ich, der einzige Menſch auf der breiten Straße, der ſich keines großen Hutes erfreute. Ich bitte, den Ton auf das „Gehen" zu legen. Der Kreole geht prinzipiell keine weiten Wege, und der Europäer entwöhnt ſich dieſer Liebhaberei des Germanen baldigſt. Allerdings beſitzt Mexiko ſehr viel Fuhrwerk, dazu ein ſehr ausgebildetes Syſtem elektriſchen Bahnverkehrs; man braucht alſo nicht zu laufen, wenn man für dieſes Vergnügen keine Schwärmerei hegt. Ich habe ſie aber, ſogar auch in Tropenſtädten, wo das nicht für „fein" gilt.

Dieſe herumlungernde Spezies von nichtarbeitenden Arbeitern iſt eine zweite Eigentümlichkeit der mexikaniſchen Hauptſtadt. Ich glaube, es gibt keine zweite Großſtadt der Erde — Neapel kaum ausgenommen —, in der ſich

ſo viel beſchäftigungsloſes Volk umhertreibt. Man ſieht eine unermeßliche Fülle von großen Hüten, billigen Strohhüten, auf allen öffentlichen Plätzen, auf allen Promenadenbänken, vor allen Kirchen, in allen elektriſchen Wagen, vor allen Auslagen der glänzenden Ladenſtraßen. Überall drängen ſie ſich durch das faſhionable Publikum in den faſhionabelſten Straßen. Die öffentlichen Konzerte kann man kaum vor dieſer Menge genießen. Wenn ſie nur große Hüte trüge! Aber ſie wäſcht ſich auch nicht, ſie macht ihr Haar nicht, ſie kennt keine Reinigung der Kleider, in denen ſie auch wahrſcheinlich ſchläft. Kurzum, ſie riecht ſchlecht! Die meiſten dieſer in allen Stellungen herumlungernden Maſſen ſind wohl Indianer und Miſchmaſchlinge der Vororte und der Umgegend, zeitweilige Arbeiter, Landleute, Ganznichtstuer, Bettler und Diebe. Mit Kind und Kegel läuft das herum, hockt auf Treppenſtufen, belagert die Lottobureaus, die den Gewinn der gezogenen Nummern verkünden, und iſt eine Plage für alle andern Leute. Die Männer tragen meiſt weiße oder weiß geweſene Anzüge, die Weiber haben wenig Charakteriſtiſches an ſich, außer langen ſchwarzen Haaren unter dem großen Hut. Notabene wenn ſie überhaupt einen beſitzen.

Zum erſten Male in meinem Leben bin ich unter dieſer Geſellſchaft einem Taſchendiebe zum Opfer gefallen. Er vergriff ſich aber zu meinem Heil und holte nur mein Zigarrenetui aus der Bruſttaſche, während die Brieftaſche anderswo untergebracht war. An demſelben Abend wurden zwei deutſche Herren beſtohlen, die abends einem Feuer zuſchauten, und zwar empfindlicher.

Wie mir erzählt wurde, hat man früher in Buenos Aires ähnliche Verhältniſſe gehabt. Dort habe die Be-

hörde die Energie beſeſſen, alles ſchmutzige, in den Anlagen uſw. herumlungernde Volk ſolange einzuſtecken, bis zugunſten des übrigen Publikums eine dauernde Säuberung erzielt worden wäre. Ganz vollkommen habe ich übrigens ſpäter in Buenos Aires dies Reſultat nicht geſunden. Leicht iſt ſo etwas in einer Republik natürlich nicht, denn die großen Hüte ſind Wähler und werden als ſolche zeitweilig ſehr geſchätzt.

Der Präſident wird vielleicht ſeine Gründe haben, warum er ſie gewähren läßt; die Energie, mit ihnen aufzuräumen, hätte er wohl ſchon. Man muß immer anſs neue erſtaunen, was er überhaupt mit oder trotz ſolcher Elemente, die eine bedeutende Kopfzahl darſtellen, aus dem Lande gemacht hat: Nach zentralamerikaniſchen Begriffen einen Muſterſtaat, der den europäiſchen Ländern wenig nachſteht.

Wie überall, ſo ſitzen die großen Hüte auch auf den Häuptern der Droſchkenkutſcher, wie der Kutſcher überhaupt. Mexiko verfügt über eine ſtattliche Zahl von Roſſelenkern, die ſtarke Politiker ſind und, wie ihre Berliner Kollegen, eifrig ihr Parteiblatt ſtudieren. Der Hut verleiht ihnen durchaus die für den Kutſcher beſonders nötige Würde, er überflügelt den Zylinder, mag dieſer ſchwarz- oder weißlackiert ſein. Der Hamburger herrſchaftliche Droſchkenkutſcherhut fällt daneben gänzlich ab. Es gibt Droſchken mit gelben, roten und blauen Fähnlein. Letztere ſind die feinſten. Der Rote hat Mittelpreiſe und wird am liebſten benutzt. Je nach der Feinheit ſteigert ſich auch die Einfachheit des Hutes bis zum höchſten Luxus. Dieſen kann man an den reich mit Gold verzierten Hüten der Privatequipagenkutſcher anſtaunen.

Da die Sonne in Mexiko ſehr unangenehm ſticht, ſo

pflegen die Kutscher auf den Haltestellen Sonnenschirme über sich zu halten, und zwar sind dies schwarze Regenschirme, nicht selten von feiner Seide.

Nach dem Gesagten wird man sich nicht wundern, eine auffallend große Zahl von Hutläden zu finden. In der Markthalle oder auf dem „Diebsmarkt" oder in den kleinen Läden kauft der Mozo seinen billigen Strohhut, den er dort in großer Auswahl findet. Die größte Augenweide bilden die dicht über- und nebeneinander prangenden Filzhüte; das funkelt und gleißt nur so an ihnen! Gern wird auch das Monogramm an der Kopfseite eingestickt. Eine schöne Aufgabe für liebende Mädchen!

Unter den Soldaten pflegt die Regimentsnummer an dieser Stelle angebracht zu werden. Das reguläre Militär trägt das Käppi, eine recht ungeschickte Kopfbedeckung für Tropen- und Bergländer; doch habe ich die Gendarmerie, wie ich schon anfangs erzählte, im immerhin praktischen Landeshut gesehen. Selbst wenn sie zerrissene Hosen und Stiefel dabei haben, reißt der Hut ihr militärisches Ansehen wieder völlig heraus; es bedürfte hierzu gar nicht einmal der gewaltigen Sporen nebst entsprechendem Schleppsäbel, Revolver, Karabiner, Patronengürtel usw. Mit Vorliebe tragen diese Soldaten brennend rote Schlipse zu ihren grauen Anzügen. In Deutschland würde solche wilde Farbe einen Gendarm sofort um sein Amt bringen, aber in Mexiko kennt man die Gefahren der Sozialdemokratie glücklicherweise noch nicht.

In dem sehr sehenswerten neuen Militärmuseum, das dem Publikum merkwürdigerweise ganz unbekannt zu sein schien, habe ich etwas gesehen, was mich besonders rührte: unsere gute preußische Pickelhaube! Diese Pickelhauben sind Modelle für die mexikanische Armee. Es

beſtand oder beſteht noch in der Tat der Gedanke oder der Wunſch, die braunen Soldaten, wörtlich gemeint, unter die Pickelhaube zu bringen. Ein ſeltſamer Gegenſatz zum großen Hut! Ich muß ſagen, ſo freundlich mir ein ſolch eventuelles Zukunftsbild lacht, für praktiſch könnte ich dieſe Änderung nicht halten. Mag das Käppi, das beinahe die Größe eines alten Tſchakos hat, noch ſo ſchwerfällig ſein, die Pickelhaube ſchickt ſich für die Tropen ebenſowenig. Ich glaube auch nicht, daß es zu dieſem Wechſel kommt. Aber ebenſo fraglich erſcheint es, ob das Käppi vom nordamerikaniſchen Militärhut verdrängt wird. Man hält dieſen offenbar nicht für militäriſch, mag ihn auch vielleicht nicht, gerade weil er Jonathans Attribut iſt, und verſchließt ſich deshalb gegen ſeine praktiſchen Seiten. Überhaupt plante man die Einführung einer reicheren, bunteren Uniform, als der jetzigen dunklen und ziemlich einfachen, und zwar genau aus denſelben Gründen, die bei uns zur Beibehaltung mit maßgebend ſind.

Wenn man meint, daß Bruder Jonathan gänzlich frei von dieſen Anwandlungen der Eitelkeit und der Spekulation darauf wäre, ſo irrt man ſich auch. Ich habe in Privatvereinigungen wahre Prachtfinken in Uniform in den nordamerikaniſchen Staaten geſehen. Die Militärverwaltung der Union indeſſen zeigt beſſeren Geſchmack.

So bin ich denn vom großen Hut zur Pickelhaube und zum nordamerikaniſchen Univerſalfilz gelangt. Mexiko wird, ſigürlich geredet, niemals unter die Pickelhaube gebracht werden, was wir auch nicht wollen und wünſchen. Aber der bürgerliche Hut des deutſchen Kaufmanns und Ingenieurs ſollte dort nicht verſchwinden. Wenn wir ihn

nicht recht fest aufsetzen, wird er es, und — wir hätten es gar nicht nötig!

Der Universalhüte werden es immer mehr von Jahr zu Jahr — Mexiko-City!

* * *

Das Hotelwesen der mexikanischen Hauptstadt ließ noch immer zu wünschen übrig. Einige stattliche, zumal den Einheimischen genehme Häuser wie das originelle Hotel Iturbide gab es; für Europäer kam besonders ein nicht allzu großes und recht geräuschvoll gelegenes, neues und modernes Haus, das Hotel Palacio, in Frage. Dorthin hatte ich mich auch begeben.

Die abendliche Fahrt hatte mir schon einige elegante, großstädtische Straßen mit elektrischer Beleuchtung, schöne, von Spaziergängern erfüllte Anlagen, Asphaltpflaster und glänzende Ladenauslagen gezeigt. Ein gewaltiger Unterschied gegen die bisher gesehenen Städte Zentralamerikas! In einigen Teilen mag Mexiko-Hauptstadt sogar schon heute alle der gesamten Westhemisphäre in städtischer Schönheit überbieten. Allein solcher Teile sind es doch zu wenige, die Gegensätze sind zu starke, als daß man sie schlechthin für die schönste Stadt Amerikas erklären dürfte. Dank freilich der großzügigen Anlage und der herrlichen, wenn auch etwas weitläufigen Umrahmung dürfte sie einst in der Tat zu den allerschönsten Großstädten zählen, welche die Erde trägt. Daß öde Spekulation gerade in Neubauten auch hier viel gesündigt hat, ist nicht verwunderlich.

Man denke sich nun eine prächtige Stadt von ungefähr 400 000 Einwohnern 2265 Meter über dem Meer! — Schade, daß diese imponierende Höhe nicht unmittelbar

neben ihr abfällt; leider aber liegt Mexiko im alten Becken des Texococosees und gewährt von den kleinen Cerros nur Flächenanblicke.

Zunächst begab ich mich zum kaufmännischen deutschen Konsul, Herrn Kosidowski, dem ersten Direktor der Deutschen überseeischen Bank, und dann mit der elektrischen Bahn hinaus in den Vorort Coyoacan, wo der zurzeit stellvertretende deutsche Gesandte, der Geschäftsträger Dr. v. Flöckher, wohnte. Auch in Mexiko wurde ich bald auf die sattsam gerügten Mängel im Zusammenleben deutscher Kolonien aufmerksam und auf die nicht leichte Stellung, die den amtlichen Vertretern daraus erwächst.

Ich sagte schon, daß das elektrische Bahnnetz sehr ausgedehnt sei. Wie in ganz Amerika wird enorm rasch gefahren, auf den Außenstrecken sogar in automobilartiger Rücksichtslosigkeit. Die Fahrt nach Coyoacan dauert etwa 40 Minuten. Man durcheilt höchst mittelamerikanisch, d. h. unansehnlich und schmutzig aussehende Straßen, schon nicht weit vom eleganten Zentrum entfernt; dann hübsche Wiesengründe mit vielem weidenden Vieh, gesäumt von fernen Wäldern und Cerros. Die hohen Gipfel blieben vorläufig immer verhüllt. Agavenkulturen wirkten auch hier charakteristisch. Der Vorort Coyoacan ist gar nicht übel; die Villenstraßen zeigen einige allerliebste Besitzungen inmitten üppigen Pflanzen- und Blumenschmuckes. Dabei deuten die nahen Berge auf eine Fülle von lockenden Ausflügen. Im ganzen erhält man den Eindruck, daß auch der verwöhntere Europäer hier ein recht freundliches Leben genießen könne.

Beim abendlichen Spaziergang durch die Alameda sah ich ein riesenhaftes und originelles Gebäude im Ent-

stehen begriffen. Es ist die neue Oper, die voraussichtlich sehr schön wird. Gebaut wurde nach New Yorker Art: ein Eisengerippe, wie bei Schiffen, und Stein- oder Zementausfüllung. Der verwendete Haustein sah prächtig aus. — Obschon es nicht so übermäßig kalt war, hatten sich viele Leute aus dem Volk bis an die Nasenspitze in Wolldecken gehüllt. Am nächsten Vormittag besichtigte ich die imponierende Kathedrale mit dem anstoßenden, architektonisch verblüffend reich ornamentierten Sagrario Metropolitano an dem Hauptplatz, der Plaça de la Constitucion. Das Kathedral-Innere machte mir, trotz mächtiger Kuppel, Wölbungen und Pfeiler, durch Einbauten beengt und überall goldgleißend, mit Schmuck überladen, mehr den Eindruck des Pomphaften, als des Erhabenen; es wirkte aber doch, besonders heute, wo das Sonnenlicht durch die runden Seitenfenster auf die bunten Gewänder oder schwarzen Tücher und Schleier der Betenden fiel. Eine durch die hohen Schiffe ziehende Prozession erhöhte das farbige Gepräge.

In dem Nationalmuseum, das ich gleich nach der Kathedral-Besichtigung besuchte, sind die Reste der untergegangenen aztekischen Kultur natürlich das Interessanteste. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, auf Einzelheiten einzugehen. Ich sah den berühmten Steinkalender, die Altäre mit Blutrinnen, den „Steintiger" (sehr bekannt ist auch das Steinbild von Chac-Mool), die polierten Steinskulpturen, Opfermesser usw. Steife, aber charakteristische Darstellungen führen Kämpfe zwischen Spaniern und Eingeborenen vor.

Die anspruchslose Gemäldegalerie enthält einige gute Bilder. Mich fesselten die eigentlich mexikanischen Werke, die man in europäischen Galerien selten sieht, ihrer Dar-

ſtellungsgegenſtände halber, z. B. Landſchaften aus der Umgebung der Hauptſtadt von J. M. Velasco; dann Hiſtorienmalereien, wie das Bild von Felix Paras: Fray Bartolomé de las Caſas, Protektor des los Indios, und „Epiſodio de la Conquiſta“; ferner die Feuermarterung des Guanthémoc und das anziehende Porträt der Juana de la Cruz.

Das ſchmutzige Straßenvolk pflegt ſich auch ungehindert durch die Muſeen zu drängen; einige brave Mozos vom Lande aber intereſſierten mich. Sie betrachteten aufmerkſam, was ihnen im Bilde über das jammervolle Geſchick ihrer Vorfahren hier gezeigt ward, machten ſich auch gegenſeitig auf Einzelheiten aufmerkſam; indeſſen wahrhaft angezogen wurden ſie offenbar nur durch die Märtyrer- und Heiligenbilder.

Außer Dom und Sagrario, die übrigens auf dem Platze des Gran Teocalli, des älteſten Tempels des alten Mexikos, oder vielmehr der Aztekenhauptſtadt Tenochtitlan errichtet ſind, erſcheint die Faſſade der Kirche La Santiſſima durch den ſeltſam überladenen, aber wiederum maleriſchen — Steinſchnitzſtil, möchte ich ſagen, — dem Eſtilo Churriguera, betrachtenswert.

In dem Vorort San Angel, der gleichfalls hübſche Landhäuſer aufweiſt, bewunderte ich die Stimmung, die über der Kirche eines alten Colegios lag. Die gelbglaſierten Kuppeln ragten hinter hohen, von prachtvoll purpurnen Blüten umrankten Zypreſſen auf. In dem verfallenen Hofe fand ich einen ſchönen, alten Brunnen aus blauweißer Majolica. Auf gleichem Wege gelangt man zuvor nach Chapultepec. Ich kann nicht ſagen, wie ſehr ich dieſen Schloßbergfelſen bewundert habe, der bedeckt iſt von dunkel- und hellroten Geranien, gelbem Ritterſporn

und sonstigen Blumen und edlen Bäumen, in dessen Park sich die ehrwürdigsten Zedernalleen hinziehen. Selbst der „Poetenweg" fehlt hier nicht. Der hochthronende Sommerpalast wurde bereits am Ende des 18. Jahrhunderts errichtet; Maximilian gestaltete nur aus, was er vorfand, sonderlich auch den mit Blumenrondels und Statuen geschmückten Paseo de la Reforma. Unmittelbar an den Palast stößt die Kadettenanstalt. Unter einem Dach mit ihm befindlich, hat sie ihn auch schon energisch verteidigt. Unten am Fuße des Cerros steht das Grabmal mit den Namen der armen, tapferen Knaben, die im Kampfe gegen die Invasion nordamerikanischer Soldaten in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts ihr Leben lassen mußten. Zum Gedächtnis und zur Warnung ist es errichtet. Als ich es sah, befand sich gerade eine friedliche nordamerikanische Invasion davor, und — ließ sich photographieren. Damen und Herren, weder feine noch schöne waren es, die in fürchterlichen Nasallauten sich unterhielten und lustig kicherten. Manche Typen aus Zentralpark und der Fifth Avenue fand ich übrigens in Mexiko-Hauptstadt wieder: so die riesenhaft und doch herrlich gewachsenen Frauengestalten und die ohne Kopfbedeckung reitenden Jünglinge.

Unter den Paseo-Denkmälern, meist militärischen, erschien am bedeutsamsten die im Kriegsschmucke den Speer schwingende Gestalt des Aztekenfürsten Guanthémoc. Zwei Reliefs daran zeigen (gleich dem Bilde im Museum) die Gefangennahme sowie die Feuertortur des Fürsten und eines andern Häuptlings durch die Spanier; die Modellierung läßt zu wünschen übrig, dennoch wirken sie ergreifend durch die glückliche Wiedergabe der edlen Ruhe in Guanthémocs Zügen. Wie die spanische Inschrift lehrt,

wurde das Denkmal den indianischen Fürsten wegen „heroischer Verteidigung ihres Vaterlandes“ gewidmet. Seltsam! Die Grausamkeit der Spanier wird hier dargestellt, und zwar von Spaniern oder spanischen Abkömmlingen. Ersichtlich wird die Fiktion aufrecht erhalten, als ob das heutige mexikanische Volk insgesamt nichts mit den damaligen Spaniern zu tun habe, sondern im Gegenteil eins sei mit jenem der indianischen Heroen. Die heutigen reinen Indianer mögen etwa ein Drittel aller Mexikaner ausmachen, von welchem Drittel viele allerdings aztekische Nachkommen sind. Herrschender aber ist die Rolle der halb so starken spanischen Kreolen und des weitaus stärkeren Mischmasches der Rassen. Die Statistik, die zirka 80 Prozent Indianer ausrechnet, schließt die Mischlinge wohl mit ein.

Der ungeheure Wagenkorso, der sich, an Sonntagen zumal, von Chapultepec durch die Reforma nach der Stadt hinein, vornehmlich durch die ziemlich enge Hauptladenstraße San Francisco bewegt, findet in Berlin kein Gegenstück. Dann drängen sich auch gewaltige Menschenmassen an den geschlossenen, aber erleuchteten Läden vorbei. Das Sichbewundernlassen der Damen, die geduldig im Wagensitze verharren, während schlechte, heiße Luft sie bedrückt, erschien mir als „Vergnügen“ etwas rätselhaft.

Von Kirchen außerhalb der Stadt möchte ich noch die in dem nahen Städtchen Guadelupe befindliche berühmte dreischiffige Basilika (nicht eigentlich Basilika) erwähnen. Sie gilt für die schönste Mexikos, ist auch die Kirche der Aristokratie. Es war Himmelfahrt und außerdem ein großer Festtag, der den Klerus des ganzen großen Landes versammelte, und dabei eine wahnwitzige Hitze, als ich mit der elektrischen Bahn zum erstenmal dorthin

fuhr. Scharen weißgekleideter kleiner Mädchen, die gefirmt wurden, strömten durch die geschmückten Kleinstadtgassen. Die Kirche stellt ein Kreuz mit achteckiger Kreuzungskuppel dar. Im Innern ist sie wirklich eine der schönsten, die ich je gesehen habe. Man sieht eine Reihe von auf mächtigen und doch schlanken Pfeilern ruhenden Kuppeln sich von der Mitte nach dem Eingang zu abstufen, wodurch eine ungemein malerische Perspektive erzielt wird. Zu beiden Seiten des im Zentrum befindlichen Tabernakels streben edle Treppenaufgänge empor; dahinter schließt vornehm eine schöne Apsis. Die Polychromie — die Kuppeln blau mit goldenen Sternen — wirkt reich und geschmackvoll. Der hintere Teil des Hochaltars aus weißem Marmor enthält das Bild der Jungfrau von Guadelupe. In Seitengängen wimmelte es von Votivbildern für die rettende „Nostra Señora di Guadelupe": Szenen vom Überfahrenwerden durch Wagen, elektrische Bahnen, Eisenbahnen (inzwischen wird das Automobil hinzugekommen sein), von Schiffsunglücken, räuberischen Überfällen, Fensterstürzen, Krankenlagern usw. Übrigens befindet sich an der pittoresken Mauertreppe hinter der Kirche eins der eigenartigsten aller Votivdenkmäler: ein von Segeln bedeckter, fast turmartig hoher Mast, alles aus Stein, von einem dankbaren Seefahrer gestiftet. — Heute war die Kirche prachtvoll mit frischen Blumen geschmückt worden; um die Portale schlangen sich wahrhaft kunstvolle Blumengewinde von ungeheurer Größe. Während der Gottesdienste bot das Volk im bunten, durchfallenden Lichte wieder prächtige Bilder, Pilgerscharen, darunter weibliche in blauen Mänteln, erhöhten durch ihre funkelnden Kerzen die Feierlichkeit des Vorganges.

Durch Empfehlung lernte ich einen Österreicher, Herrn Horner, kennen, Generalagent der bedeutenden Elektrizitätswerke; ein anderer Österreicher, Herr Neugebauer, war technischer Direktor. Bisher waren diese Werke deutsche Gründung von Siemens & Halske gewesen, rentierten auch gut, wurden jedoch nur vorsichtig mit einem verhältnismäßig kleinen Kapital, ich glaube von 1½ Millionen Dollars, betrieben. Da kam ein junger Universitätsdozent aus Boston, sah das Unternehmen, brachte die Fusionierung mit einer nordamerikanischen Gesellschaft fertig, die es nun als hauptsächlich nordamerikanisches Unternehmen großartig erweitert und mit entsprechendem Erfolge fortbetreibt. Der junge Doktor kaufte die Wasserkräfte von Neaxa an, von denen bereits 80 000 Pferdekräfte ausgenutzt wurden, nach denen des Niagara vielleicht die ersten der Welt, ließ einen Stausee bauen, kaufte eine Ortschaft auf, gründete eine neue Stadt usw. Er stand auch noch andern Unternehmungen vor und sollte Geschäfte im Betrage von 18 Millionen Dollars Gold pro Jahr machen. — Warum haben Deutsche, die doch den Mut zum Beginn und das Heft in Händen hatten, nicht ebenso unternehmend und weitschauend sein können? Wenn wir auf solche Art verdrängt werden, muß man billigerweise sagen: der Nordamerikaner verdient seine Erfolge, und wir verdienen das Schicksal, von ihm auf unser kleines Europa zurückgeworfen zu werden. Ich weiß wohl, daß dies noch nicht überall und auf allen Gebieten der Fall ist; wir haben ja in Mexiko auch sehr bedeutende deutsche Firmen, z. B. im Import von Eisenwaren.

Von Herrn Horner wurde ich in den Deutschen Klub, das „Deutsche Haus" eingeführt, wo ich, wie der Nordamerikaner sagt, mein Hauptquartier aufschlug. Das

Deutsche Haus entspricht den Anforderungen, die an einen deutschen geselligen Mittelpunkt gestellt werden dürfen. Dennoch befriedigt er nicht alle Landsleute, und zwar wahrscheinlich wieder der Gesellschaft halber nicht, also aus sozialen Gründen. Ansprüche, hauptsächlich von Chefs auf der einen Seite, und Verstöße minder gebildeter Elemente auf der anderen gerieten in Zwiespalt und führten so zur Bildung eines zweiten Klubs, des Deutschen Vereins. Vielleicht mag solche Trennung in ganz großen Kolonien unvermeidlich und auch nicht so schlimm sein, nur sollte gemeinsames nationales Wirken nicht darunter leiden. Hoffentlich ist dies hier nicht der Fall gewesen. Konsul Kosidowsky führte mich in den Deutschen Verein, dessen weit kleinerer Mittagstisch sehr gute Dinge bot. Mit einer deutschen Familie Dandistel aus Cayoacan machte ich einen lohnenden Spaziergang zu dem benachbarten Lavafelde, wie man mir versicherte, dem umfangreichsten, welches man überhaupt kennt. Man kann sich leicht in dem weiten, hügeligen Gelände verlieren. Hübsche Blumen, vor allem aber Kakteen, sprießen aus dem wilden Geröll.

Herr v. Flöckher stellte mich zunächst dem Präsidenten vor. Herrn v. Mariscal, den Minister des Auswärtigen, dem ich bereits in Berlin vorgestellt gewesen war, einen klugen, alten Herrn von echt mexikanischem Typus, besuchte ich allein und fand so Gelegenheit für flüchtigen Einblick in eine einfache, doch vornehme Häuslichkeit, wo es kein steifes Zeremoniell gab. Zum Besuch beim Präsidenten traf Herr v. Flöckher mit mir im Nationalpalast zusammen. An der wirkungsvollen Palastfront hängt eine Glocke, die zur Feier des Unabhängigkeitstages jährlich geläutet wird. Zuerst wurden wir vom Kriegsminister,

derzeitig auch Chef des Generalstabes, empfangen. Den Mexikanern war er dadurch populär geworden, daß er dem Glücksspiel im Jockeyklub ein Ende bereitet hatte. Ein junger Generalstabsoffizier, Hauptmann Martinez, ward gerufen und erhielt den Auftrag, mir alles zu zeigen, was ich an militärischen Einrichtungen zu sehen wünschte. Hauptmann Martinez, ein Nordmexikaner, war ein Jahr nach Deutschland kommandiert gewesen, hatte erst in Berlin, dann bei dem Artillerieregiment in Marienburg gestanden und sprach recht gut deutsch. Er war ein kluger, netter Mensch, kam dann fast täglich zu mir ins Hotel und suchte eifrig den erhaltenen Auftrag zu erfüllen.

Im Vorzimmer lernte ich noch mehrere Minister, darunter den des Innern kennen, der mir später soviel gedruckte Statistik zuschicken ließ, daß ich einen gelinden Schreck über diesen Embarras de richesse an Arbeitsmaterial bekam. Das war aber doch wieder charakteristisch für die Freundlichkeit der mexikanischen Gesinnung! Der jüngere Sohn des Präsidenten und dessen Adjutant, ein hübscher, adretter Soldat, schon im Besitz des Roten Adlerordens III. Klasse, führte mich zum Vater hinein. Nepotismus soll dem alten Herrn übrigens fern liegen. Dem älteren Sohn, einem einfachen Privatmanne, wird keinerlei Protektion zuteil.

Porfirio Diaz, wohl zweifellos die bedeutendste lebende Persönlichkeit des zentralen Westens, trat mit jugendlicher Elastizität in den eleganten, mit rotem Teppich und grünen Möbeln ausgestatteten Salon. Zum Empfange schüttelte er mir freundlich die Hand. Seine militärisch straffe Erscheinung, das kurze, graue Haar und der kurze, graue Schnurrbart gaben ihm — ich möchte sagen: etwas Preußisches. Sein Zivilanzug zeigte tadellosen Sitz. Das

nur wie sonnengebräunt, dunkle Gesicht war vornehm und sympathisch; mit seinen braunen, scharfen Augen musterte er mich aufmerksam. Diaz ist Indianer und stolz darauf, es zu sein; die starken Backenknochen und der Mund verraten es auch ein wenig, man würde dies freilich ohne Kenntnis seiner Abstammung kaum bemerken. Wie mir später erzählt wurde, habe seine aus den ersten mexikanischen Kreisen stammende Gemahlin, die in Nordamerika und Paris ihre Bildung empfing, in die Heirat mit dem unter einfachsten Verhältnissen aufgewachsenen, tapferen Soldaten nur gewilligt, wenn er sich ihrer gesellschaftlichen Erziehung unterwerfen wollte. Darauf soll Diaz eingegangen sein, und das Resultat war ein in Manieren vollendeter Gentleman; ja, ich kann sagen, er schien gerade seiner Natürlichkeit halber etwas von angeborener Majestät an sich zu haben.

Ungeachtet der Energie seines Ausdruckes, glich er nicht einem Manne, der so manche seiner Feinde über die Klinge hat springen lassen oder lassen mußte. Kein Unparteiischer bezweifelt es, daß ohne Diaz Mexiko, statt des heutigen aufblühenden und geachteten Staates, ein von ausbeutendem und verkommenem Gesindel beherrschtes, sich selbst zerfleischendes Mißgebilde eines Kulturlandes geblieben wäre. Nicht ganz einwandfrei ist seine wiederholte Wahl zur langen Präsidentschaft vielleicht gewesen, doch ein wahrer Segen für das früher so unglückliche Land!

Diaz ist, abgesehen von seinem Aufenthalt in Nordamerika, niemals über Mexiko hinausgekommen; er spricht auch nur spanisch. Herr v. Flöckher mußte die Unterhaltung verdolmetschen. U. a. kam sie auf den Hafen von Topolobampo, gegenüber der Halbinsel Nieder-Kali-

fornien. Die Nordamerikaner nennen diesen Hafen, den der Präsident für vorzüglich und sehr zukunftsreich hält, Port Stillwell, welchen Namen die Mexikaner aber nicht anerkennen. Die Hamburg-Amerika-Linie hat sich verpflichtet, von Topolobampo aus einen Dampferdienst über den Pacific einzurichten, und zwar im Anschluß an die neue Bahn von Kansas City nach Mexiko, die von einer nordamerikanisch-englisch-deutschen Gesellschaft — mit dem Hauptsitz in London — als kürzeste Verbindung von Europa durch Nordamerika nach Ostasien und Australien geplant wird. Auch eine Konkurrenz gegenüber dem Isthmus-Kanalwege! Mr. Stillwell in Kansas City scheint der Vater des Projekts gewesen zu sein. Damals hieß es, die Schiffe sollten nach zwei Jahren ihre Fahrten aufnehmen. Das ist nicht geschehen; der Bahnausbau ist inzwischen auch nicht genügend gefördert worden. Die mexikanische gebirgige Strecke bietet große Schwierigkeiten; außerdem war der Hafen der heute noch sehr abgelegenen Bai von Topolobampo, wie mir mitgeteilt wird, gänzlich rückständig im Bau. Eine Abkürzung des Weges nach Ostasien gegenüber der Route über San Francisco ist mir nicht recht wahrscheinlich; für Australien mögen die Prospektangaben zutreffen. Die Dampfer haben nämlich nach Japan und China zunächst südlichen und dann nach Passieren von Kap San Lucas auf Nieder-Kalifornien erst nördlichen Kurs einzuschlagen. Dadurch werden die wenigen Stunden, welche die Bahnlinie gegen andere Pacificlinien gewinnen wird, wieder verloren gehen. Da aber anderseits ein so weitsichtig geleitetes deutsches Unternehmen, wie die Hamburg-Amerika-Linie, an der Sache beteiligt ist, muß sie dennoch Vorzüge haben, denen ein Erfolg zu wünschen wäre.

Ebenſo freundlich, wie er mich empfangen, verabſchiedete ſich der Präſident wieder von mir. Später ſchickte er mir einen Adjutanten mit ſeiner mit eigner Unterſchrift verſehenen Photographie ins Hotel. Auch dieſe freundliche Gabe verdankte ich Herrn v. Flöckher. — Einen unbequemen Reporter des nordamerikaniſchen „Mexican Herald", der nach ſchlechter Heimatſitte jedermann aus der Fremde überfallen läßt, wollte durchaus meine Anſichten über den ruſſiſch-japaniſchen Krieg und deſſen Folgen erfahren, wobei er Mandſchurei und Mongolei vollſtändig miteinander verwechſelte.

Militärisches und Sonstiges aus Mexiko-Hauptstadt.

Hauptmann Martinez begleitet mich. — Eine Pionierkaserne. — Kasernenunterricht und Volksbildung. — Die Artillerie-Schießschule. — Besuch der Kadettenanstalt von Chapultepec. — Ein jugendkräftiges Beispiel des Präsidenten. — Über Erziehung und Einrichtungen. — Die Leistungen im technischen Zeichnen. — Offiziere als Architekten. — Ein Offizierskasino. — Offiziersreiten und der Deutsche Reiterverein. — Die Artillerie-Reparatur-Werkstätte, Zeughaus und Militärmuseum. — Besichtigung der Gewehr- und Munitionsfabrik. — Hochöfen in Monterey. — Mexiko exportiert Patronen. — Bei der Sanitätskolonne. — Eine Kavalleriekaserne. — Ausflug in die Kanäle von Xochimilco. — Ausflug nach Amecameca. — Ein Indianerbegräbnis. — Beim Handelsminister Limantour. — Mexiko wünscht billiges Silber. — Der Popocatepetl zeigt sich. — Der Diebsmarkt. — Volksleidenschaft. — Curiosity Shops. — Schlechte Aussichten für den Flottenverein. — Die Deutsche Zeitung. — Deutsche Organe im Ausland. — Die Bilses und Beyerleins. — Zeitungskontrolle in Washington. — Wirtschaftliches.

Der Generalstabshauptmann Martinez führte mich zunächst in eine Pionierkaserne. Die Offiziere vom Dienst tragen halbmondförmige Messingschilder um den Hals. Der diensttuende Hauptmann, ein unverfälschter Mexikaner mit klugem Gesicht und in etwas schadhaftem, doch sauberen Waffenrock führte uns. Bei unserem Passieren standen

die Mannſchaften ſtramm, wennſchon nicht ganz ſo wie deutſche, ſahen auch im Durchſchnitt weniger gut aus. Martinez bedauerte, daß Mexiko nicht den deutſchen Parademarſch eingeführt habe, der doch ein vorzügliches Mittel ſei, dem Mann die Herrſchaft über ſeine Glieder und Strammheit beizubringen. Viele Indianertypen befanden ſich darunter. Die allgemeine Wehrpflicht wird nicht durchgeführt. Der Erſatz wird durch Freiwillige, Werbung und Preſſung, die Diebe und Landſtreicher mitnimmt, gewonnen. Dennoch darf die Truppe nicht unterſchätzt werden; für ihre Tauglichkeit im Buſchkampfe gilt dasſelbe, was ich bei Coſtarica, Nicaragua uſw. ſagte. Schließlich kommt auch mehr darauf an, mit einem Gewehr gut zu ſchießen, als gut mit ihm Griffe zu machen. Dabei kann man in Mexiko von einer wirklichen Armee reden.

Die Mauſergewehre, mexikaniſches Modell, mit kurzem Haubajonett waren befriedigend gehalten, die Torniſter nicht ſchwer, die Eßgeſchirre praktiſch. Im Felde werden Mützen getragen; außer Dienſt ſtatt Stiefeln die landesüblichen, mit Schnüren befeſtigten Sohlen. Die Marſchleiſtungen ſcheinen außerordentliche zu ſein, bis zu 45 und 60 Kilometer am Tage, ja einzelne Indianer ſollen es auf 70 bis 80 Kilometer bringen. Die Friedenspräſenz des Bundes ſoll 80 000 Mann, die Kriegspräſenz das Doppelte an ausgebildeten aktiven und Reſervetruppen betragen. Dazu treten die Milizen der einzelnen Staaten. Die Bataillone können im Kriegsfalle ſofort in doppelter Formation aufgeſtellt werden; der Offiziersſtamm dafür iſt bereits im Frieden vorgeſehen. Neuerdings iſt die Altersgrenze für Offiziere durchgeführt worden. Der Mobilmachungsplan wird als einfach und praktiſch

gerühmt. An Geſchützen können, wie ich meine, 80 Batterien, davon ein Drittel Bergbatterien, ins Feld geſtellt werden. Beſpannung ſind ſechs Maultiere bei nur zwei Fahrern.

Die Pioniere ſchienen es in der reinlich gehaltenen Kaſerne recht gut zu haben. Ich wohnte dem durch einen Zivillehrer erteilten Unterricht bei. Die meiſten Soldaten treten nämlich noch, ungeachtet des auf dem Papier ſtehenden unentgeltlichen, allgemeinen Elementarunterrichtes, als Analphabeten ein. Unterrichtet wurde im Leſen, Schreiben, Rechnen, in Geographie und vaterländiſcher Geſchichte. — Die Ordnung der Küche erweckte Vertrauen; die Güte des Fleiſches konnte ich nicht beurteilen, Suppe und Gemüſe waren aber offenbar ſehr gut. Wenn man die Straßenelemente geſehen hatte, bekam man eine Vorſtellung, wie ſchwierig ſolche Reſultate zu erreichen ſind und welcher Segen dieſe militäriſche Schulung für das Volk bedeutet; ſchade, daß ſie nicht noch allgemeiner iſt! Jeder Mann erhält jeden Tag Löhnung, etwa 80 Pfennige, wovon ein Viertel für das Eſſen abgezogen wird. Die Mannſchaften ſpeiſten an einzelnen Tiſchen, die ſogar mit reinlichen Tiſchtüchern verſehen waren. Die Unteroffiziere beköſtigen ſich ſelbſt außerhalb. Die Dienſtzeit beträgt, wie ich meine, vier oder gar fünf Jahre. Die gezeigten Kleiderſchränke ſahen muſterhaft aus. Die Leute ſchlafen auf dem platten Bretterboden, nur zuweilen mit Strohunterlage und ſchlagen ſich dabei in ihre Decken ein. Dieſelbe dunkelblaue Uniform, mit weißen Aufſchlägen, wird im Gebirge und in den tropiſchen Tiefländern getragen, nur findet der Drillichanzug hier ausgedehntere Verwendung.

Trommeln und Signalhörner ertönten, die Wache

trat ins Gewehr, der Oberst, ein tadellos aussehender Offizier, kam zur Besichtigung. Auch er bot mir in verbindlicher spanischer Höflichkeit seine Dienste an. Darauf besuchten wir eine Artilleriekaserne und die Artillerie-Schießschule. In Gebrauch befanden sich französische Geschütze von Creusot-Schneider, angeblich mexikanisches Modell. Im Wettstreit mit Kruppschen Geschützen wurden sie vorgezogen, weil die Artilleristen an ähnliche Konstruktionen gewöhnt gewesen wären und die Reserveteile leichter im Inlande herzustellen seien. Es waren 7,5 cm-Geschütze mit Rohrrücklauf und Schutzschilden. Ebenso modern waren die kleinen Berggeschütze, die in 1½ Minuten auseinandergenommen oder zusammengesetzt werden. Wie Martinez sagte, seien die Schießresultate die besten. Ich glaube das schon; denn hier kommen die scharfen Indianeraugen zur Geltung, dieselbe Erscheinung wie bei den Japanern und allen mehr mit der Natur lebenden Völkern, die dadurch, im Verein mit Marschleistungen, Klimagewohntheit und Genügsamkeit, bei guter europäischer Bewaffnung sich europäischen Truppen gegenüber oft so verhängnisvoll überlegen zeigen. Sämtliche Geschütze waren vorzüglich gehalten. Zur Schießschule werden besonders ältere, noch nicht in Chapultepec ausgebildete Artillerieoffiziere geschickt, die hier die Kurse durchmachen und eine Schlußprüfung bestehen müssen, um ihren vorläufig gewährten Rang zu behalten. In Zukunft sollen alle diese Offiziere die Ausbildung in Chapultepec empfangen.

Auch die Kadettenanstalt von Chapultepec besuchte ich mit Martinez. Der mich empfangende General, der Kommandeur der Schule, machte einen ganz vorzüglichen Eindruck. Präsident Diaz, der mit ihm befreundet ist, inter-

essiert sich in besonderem Maße für die Anstalt. Vor einiger Zeit hatte ein Schüler beim Turnen nicht ein Tau erklimmen können, worauf der siebzig und einige Jahre alte Herr den Rock abwarf und an dem Tau bis zur Höhe hinaufkletterte. Die Kadetten brachen in einen begeisterten Beifallsruf auf ihren Präsidenten aus. Während meiner Anwesenheit noch — so wurde mir erzählt — habe Diaz gegen die dringenden Wünsche seiner Umgebung ein Pferd bestiegen, das sich nicht reiten lassen wollte, und dieses durch einen wilden Ritt mürbe gemacht. Aber auch der Eisenkörper dieses, in einigen Zügen an Roosevelt erinnernden, alten Soldaten wird natürlich bald dem Alter seinen Tribut zollen müssen. Ich glaubte, zu bemerken, wie er ein leichtes Zittern seiner Glieder mit starker Willenskraft unterdrückte.

Der meist aus netten, frischen und starken jungen Leuten bestehende Offizierersatz hat mir ganz besonders gut gefallen. Man sah viele europäische, feine und vornehme Züge, doch auch indianische und recht dunkle. Hierin wird aber kein Unterschied gemacht. Der Kursus für die Front dauert fünf, mit Einschluß der Selekta sieben Jahre. Die jungen Leute treten als Offiziere bei der Armee ein. In der Schule haben sie alles frei, Kleider und Wäsche eingeschlossen, und erhalten dazu Taschengeld. Jedes Jahr findet eine Prüfung statt, an die sich ein Dienst in Truppenteilen und beim Manöver anschließt. Den Dezember über gibt es Ferien, sonst wenig Urlaub. Rauchen ist während der Freizeit gestattet. Die jungen Leute müssen um 5 Uhr früh der Reveille folgen; abwechselnd wäscht sich dann die eine Hälfte im Hofe, die andere badet im Schwimmbassin, alles kalt. Die Betten sind durch einige große Säle ver-

teilt. Neben jedem befindet sich ein Kleiderschrank und eine zum Schreiben benutzbare Tischklappe, dazu ein Schemel. Jeder Gegenstand (ein Besuch war nicht bekannt) war militärisch ausgerichtet und peinlich sauber. In der Nacht ist Aufsicht; unten befindet sich auch ein ständiges, von den Kadetten selbst besetztes Wachtlokal. Zu den Mahlzeiten wird unter Trommel- und Hörnerklang flott in den Speisesaal marschiert; das macht einen ganz famosen Eindruck. Alle sitzen gruppenweise, an einzelnen makellos gedeckten Tischen; als Getränk wird nichts als Wasser gereicht. Die zur Anstalt kommandierten Offiziere speisen zur selben Zeit an einem eigenen Tische, sonst genau so, ebenfalls nur beim Wasserglase. Auf Herkunft der Jungen wird nicht so großes Gewicht gelegt; später verkehrt eben jeder Offizier privatim in seiner Gesellschaftssphäre. Es scheint aber doch, daß Chapultepec auch in diesem Punkte allmählich größerer Homogenität zustrebt. Kein Zögling ist gezwungen, Berufssoldat zu werden, wer aber nicht zur Armee abgeht, muß sämtliche Kosten nachzahlen. Bis auf die üblichen Neckereien sollen Mißhandlungen untereinander und durch Vorgesetzte kaum vorkommen. Alle hingen sehr an der Anstalt, vorzeitiger Abgang gehöre zu den seltenen Ausnahmen. Die fröhliche Haltung der Jungen ließ mir dies glaublich erscheinen, besonders gefiel mir die zutrauliche und gleichzeitig doch respektvolle Art, wie Martinez von einigen seiner Schüler begrüßt wurde. Wir besichtigten dann noch die Unterrichts-, Arbeits-, Zeichnen-, Turn- und Fechtsäle. Ich sah, daß vorzüglich geturnt wurde. Ferner: den Saal mit mechanischen Modellen, den Artilleriesaal, die Bibliothek usw. Französischer und englischer Unterricht ist obligatorisch, deutscher fakultativ. Auf das Zeichnen schien besonderer

Wert gelegt zu werden; an den nach Jahrgängen gesammelten mathematischen, geographischen, topographischen, fortifikatorischen und den Zeichnungen nach der Natur erkannte man erstaunliche Leistungen. Ich habe mehrere Jahrgänge durchgeblättert. Besonders überraschte mich das architektonische Zeichnen, das für eine Militärschule sicher viel zu weit geht. Ganz komplizierte Baupläne mit genauen Kostenanschlägen kamen zum Vorschein. Man wundert sich dann nicht mehr, zu hören, daß eine ganze Reihe der modernen öffentlichen und privaten Gebäude Mexikos von Offizieren und Schülern von Chapultepec gebaut wurden. So konstruierte u. a. ein bisheriger Oberleutnant das großartigste Kaufhaus à la Wertheim in der Hauptstadt, wofür er ein Honorar von 80 000 Pesos erhielt.

Das Offizierskasino in der Stadt war ziemlich einfach; am meisten schien dessen Fechtsaal benutzt zu werden.

Seit einiger Zeit gab es auch einen Offiziersreitverein, der gegründet sein soll, um in Wettbewerb mit dem angesehenen deutschen Reiterverein zu treten. Was Wettrennen betrifft, so scheinen die sonst so pferdesportfrohen Angelsachsen sich in Mexiko-Hauptstadt nur schwach zu beteiligen. Man stellt sich die Mexikaner bei uns als geborene Reiter vor; beim Rennsport scheint diese Annahme nicht Stich zu halten, denn aus den bisherigen Rennen sind die Deutschen — meist junge Kaufleute — in der Regel als Sieger hervorgegangen.

Ein andermal nahm ich mit Martinez die Artillerie-Reparaturwerkstätte, das Arsenal und Zeughaus in Augenschein. Nirgend vermißte man eine gute Ordnung. Die Werkstätten beschäftigten ungefähr 280 geschulte Arbeiter. Die Aufsichtsoffiziere und Beamten gingen meist in Zivil.

Im Militärmuseum des Zeughauses sah ich die Gewehre, aus denen die Todessalve auf den unglücklichen Maximilian gefeuert wurde, auch dasjenige, mit dem ihm ein Unteroffizier den Gnadenschuß gab. Das Militärmuseum enthielt ferner sehenswerte Modelle aller Art, eine Bibliothek, eroberte mexikanische, nordamerikanische, Texasfahnen und englische Flibustierflaggen. Das Banner von Cortez befand sich mit dabei. Sodann kamen Schußwaffen und Geschütze, von den ältesten der spanischen Eroberzeit bis zu den allerneusten; seltsame Steigbügel, von denen ich den „Ofenvorsetzer" schon erwähnte, Reliquien von berühmten Generalen usw.

Mehr noch beschäftigte mich die Besichtigung der Gewehr- und Munitionsfabrik; sie übertraf in der Tat bei weitem das, was ich in dieser Beziehung in Mexiko erwarten zu können geglaubt hatte. Die Fabrik hatte bereits Remingtons neu hergestellt; jetzt machte man dort Mauser, die durch größere Leichtigkeit und leichteres Öffnen der Kammer das neue deutsche Modell übertreffen sollten. Geschützteile zum mexikanischen System Mondragon (wohl nur geändertes französisches) wurden ebenfalls verfertigt. Fesselnd war die Bereitung von Patronenhülsen mit Karlsruher Maschinen. Man war aber dabei, derartige Maschinen selber zu bauen. In Monterey im nordöstlichen Staat Nueva Leon, wo es Kohle und Eisen gibt, sind Hochöfen und eine ganz ansehnliche Eisenindustrie, deren Produkte man schon benutzte, entstanden. Der Geschützstahl muß allerdings noch vom Auslande bezogen werden: Frankreich und die Schweiz lieferten billiger als Deutschland. Seitengewehre verfertigt die Fabrik gleichfalls. Nach dem Remingtonmodell wurden von mexikanischen Ingenieuren die Maschinen zur Herstellung des Mauser-

gewehrs geändert. Das eigne Mondragongewehr ſei ſeinerzeit nicht angenommen worden, weil wegen eines mit Guatemala drohenden Krieges bereits zu große Poſten von Mauſergewehren in Deutſchland gekauft geweſen ſeien. Bereits hätte die Patronenfabrik angefangen zu exportieren, und zwar nach San Salvador.

Schließlich wurde mir noch eine Sanitätskolonne und eine Kavalleriekaſerne gezeigt. Pferde und Maultiere ſind nordamerikaniſcher Zucht; mittels Prämien beabſichtigt man, die zurückgegangene mexikaniſche Pferdezüchtung wieder zu heben. Bei den Kavalleriſten gefiel mir der Major, der ein hervorragend tüchtiger Herr ſein ſoll, ganz beſonders. In der freilich im Umbau begriffenen Kaſerne ſah es nicht völlig ſo nett aus, wie bei den Pionieren. Als „Geſunderhalter" der Pferde fanden ſich in den Ställen Schafe untergebracht.

* * *

Ich hätte in Mexiko-Hauptſtadt noch bedeutend mehr Militäriſches genießen können, allein ich wollte auch andere Dinge ſehen; ſchade nur, daß ich in eine ſchreckliche Regenperiode hineingeraten war, die mich ſchließlich dazu zwang, auf geplant geweſene weitere Ausflüge völlig zu verzichten. Von denen, die mich in die Nachbarſchaft führten, will ich kurz die nach Xochimilco und Amecameca ſchildern.

Xochimilco liegt an einem der halb trockenen, halb mit Waſſer gefüllten umfangreichen Seereſte in der Nachbarſchaft von Mexiko-Hauptſtadt, und zwar im Südoſten, nahe dem großen Lago Chalco. Dank der vielen Eiſenbahn- und elektriſchen Linien kann man faſt überall ohne Schwierigkeit in die intereſſante Umgebung gelangen.

Ich fuhr mit der elektrischen Bahn nach Huipulco, von wo ich, zwei Indianerdörfer passierend, aber meist auf einsamen Wegen, in etwa zwei Stunden bei glühender Hitze zu Fuß nach Xochimilco wanderte. Die charakteristische mexikanische Hochsteppenlandschaft, diese Agaven, hängenden Weiden, die wie große Dächer, dann wieder spitzen Kegeln ähnlich geformten, isolierten Berge und Berggruppen, die freundlichen Potreros — alles konnte ich jetzt in der Nähe betrachten. Das eine große Dorf — Mauern wie Häuser — schien aus grauen Lavasteinen zusammengetragen und wieder halb verfallen zu sein. Aber über abgebröckelten Trümmern nickten gelbblühende Opuntien, Bougainvillien und andere schöne Blumen. Am Wege wuchs nicht selten Wacholder. Einige Schenken glichen hübschen Genrebildern, einzelne Gehöfte zeigten wie Tennen sauber gefegte Böden. Eine wandernde Familie rührte mich durch die zärtliche Sorgfalt des Indianervaters gegen seine Frau und sein kleines Mädchen. Bei abwärts steigendem Wege ward die Vegetation noch reicher. Brunnen, Teiche, fließende Gräben, Ruinen, Viehweiden, und überall Zeug waschende oder ihr eigenes langes Haar seifende Frauen und Mädchen; viele hübsche Gesichter sah man unter ihnen.

Von einem Maultierzug sauste ein durchgegangenes Tier, das heruntergefallene Sattelzeug hinter sich herschleudernd, hart an mir vorbei und überschüttete mich mit Staub. — Xochimilco ist ein etwas größeres, hübsch im Grünen liegendes Indianerdorf. Ich hatte meinen Orientierungszettel verloren und konnte den Leuten nicht klar machen, wohin ich eigentlich wollte. Es handelte sich um irgend ein Gewässer. Glücklicherweise kam

ein intelligenter Schuſter auf den Gedanken, mir ein Kanu anzubieten, und eine intelligente Schankwirtin daneben gab mir zu verſtehen, daß ich wahrſcheinlich nach dem „Loch“ zu fahren wünſche. Loch, natürlich! Das war ja eine vollkommen ſchottiſche Bezeichnung. Später erfuhr ich, daß die gute Frau mit Gutturalbetonung „Ojo“, d. i. Auge, geſagt hatte. Aber einerlei, wir hatten uns gründlich verſtanden, und auf einem Schuſterſchemel im Kahn ſitzend, trat ich eine ſo reizvolle Waſſerfahrt an, wie ich ſie ſelten gemacht habe. Wirklich höchſt zufrieden, in Hemdsärmeln, mit Sonnenſchirm, Camera und Doppelglas, thronte ich auf meinem Schemel, während der indianiſche Fährmann mich mit der Gewandtheit eines Gondoliere durch das Waſſernetz beförderte. Es war der reine mexikaniſche Spreewald, manchmal wie die Lühe bei Hamburg, manchmal ein Stück Japan oder ein Stück Siam. Die Bauernhütten lugen überall aus dem Gebüſch unter den hängenden Fahnen der Weide, die der weibliche Baum ſein ſoll, während die noch zahlreichere edle Pappelform keine Pappel, ſondern die männliche Weide wäre. Die Blumenzucht in den Bauerngärten bietet dem Blicke den bunteſten Teppich, in dem Nelken und Roſen vorherrſchen. Hier drängt ſich hellfaſtiges Zuckerſchilf ans Ufer, dort wölben ſich Holzbrückchen, zuweilen im Bogen, über einen Waſſerarm; darunter wiegen ſich Binſen und ſchneeig leuchtende Callas. Nun reihen ſich wieder prächtige Gemüſefelder aneinander: Bohnen — auch meine liebe Saubohne — Kartoffeln, Salat, Zwiebeln uſw. Streckenweiſe verengen ſich die Waſſerläufe, unter tiefer Beſchattung kaum Raum für zwei Kähne laſſend, dann wieder erweitern ſie ſich ſeeartig. Von allen Seiten kreuzen Waſſerwege, die ſchönſten Durchblicke nach den

Bergen zu gewährend. Fortwährende Begegnungen mit andern Kähnen finden ſtatt, ganz wie in Venedig. Maleriſche Geſtalten, unter großen Hüten, in roten Hemden oder mit roten Gürteln über weißen Kleidern, treiben ſie teils mittels langer Stangen, teils mittels Schaufeln in ſanftem Gleiten vorwärts, indem ſie einander Begrüßungen zurufen. Die Kähne ſind mit Gemüſen, manchmal auch mit geſchnittenem Gras beladen. Dazwiſchen lachen und plätſchern braune Kinder im Waſſer; zuweilen ſieht man auch eine harmloſe Schlange hocherhobenen Hauptes in anmutig gewellter Linie von Ufer zu Ufer ſchwimmen. Eine farbenberauſchende Fülle wilder Blumen quillt zuſeiten aus dem Wieſengrün, ganze Teppichſtraßen von rotglühendem und buntem Mohn, Felder roter und weißer Wicken, lila Orchideen, gelber Waſſerroſen, Irisarten und Callas; dann auch Blumen, die wir in Feld, Wieſe und Garten haben, wie Tauſendſchön und Butterblumen. Und dazu überall dieſe pittoresken Weiden und Pappeln, die hier in natürlichen Alleen, dort in Wäldchen zuſammenſtehen und hohe grüne Mauern bilden. Weite, blanke Seeflächen ſind von Binſen bedeckt. Auf den Wieſen gewahrt man Vieh und Hirten, einen Kirchturm vor einem vulkaniſch gerippten und begrünten Bergzuge, und dahinter die höheren Häupter im Himmelsblau. Teilweiſe war es heute himmelſchwarz, denn von Anfang an türmte ein gewaltiges Gewitter ſich auf, hinter dem die Sonne verſchwand, während ein tiefer Donner unabläſſig rollte und grollte. Allein zum Umkehren ſchien mir's zu ſchade. Ich erinnerte mich an einen furchtbaren Gewitterſturm, den ich, auch im Kahn, im fernen Siam auf dem Menamſtrom erlebt hatte, wo ich mich in eine ſchwimmende Chineſenbehauſung flüchten mußte. Diesmal gab es glück-

licherweise nur ein paar Tropfen, und dann zog das Wetter vorbei.

Das im Beginn der Fahrt trübe, von schwimmenden Pflanzenresten erfüllte Wasser ward immer klarer, und schließlich rundete es sich zu einem binsenumrahmten Becken von kristallklarer, wunderbar schöner Bläue, deren Ursache mir unerklärlich blieb: ein Märchenteich. Das war das Ziel, das gesuchte Ojo di Agua! In dem recht tiefen Gewässer vermochte man jedes Blatt und Schilfstück auf dem Grunde zu unterscheiden, und zwar schillerten die Stücke oft wie blaugrüne und orangenfarbene Flecke, wo sie vom durchfallenden Lichte getroffen wurden, oder sie phosphoreszierten. Kein großartiges Stück Natur war es, aber doch herrlich und höchst eigentümlich. Die Rückfahrt der etwa einstündigen Wasserpartie, die aber noch viel, viel weiter hätte ausgedehnt werden können, bereitete mir denselben Genuß, und höchst befriedigt bestieg ich einen alten Ackergaul, den mein Schuster mir gleichfalls verschafft hatte, und sprengte in plumpem Galopp nach der Bahnstation zurück. Hier traf ich zum zweitenmal einen alten Nordamerikaner, der mir sagte, er fühle sich erleichtert, mich gesund wiederzusehen, denn für den einzelnen Fremden sei es auf den Kanälen nicht ganz sicher.

Ein anderer Tag führte mich in hübscher Eisenbahnfahrt nach Amecameca, einem Orte südöstlich der Hauptstadt. Meine Absicht ging dahin, das gewaltige, erlöschende Vulkanmassiv des 4200 Meter über der Ebene und bis zu 5452 Meter absoluter Höhe ragenden Popocatepetls sowie des Ixtaccihuatls in der Nähe zu sehen. Leider taten sie mir nicht den Gefallen, ihre dichte Wolkenhaube abzunehmen. Gegenüber dem Orte, in dem ich später in einem gutgehaltenen spanischen Wirtshaus,

gleichzeitig eine Pension für Sommergäste, recht befriedigend speiste, ragte ein baumbewachsener Kalvarienberg, von dessen Rücken eine Wallfahrtskirche ins Tal schaute. Der hinter einem Steintor, unter herrlichen Cedern und längs einer Mauer sich hinaufwindende, gepflasterte Weg rief wiederum ähnliche Bilder aus dem japanischen Nikko in meiner Erinnerung wach. Ein indianischer Leichenzug bewegte sich gerade langsam vor mir, der unter den dunkelgrünen, hängenden Zweigen und zwischen den braunen, ehrwürdigen Stämmen, zwischen Licht und Schatten, ein höchst stimmungsvolles Bild bot. Ein Kouvent und eine zweite Kirche erheben sich auf dem Sacromonte. Der um die eine alte Kirche sich breitende, gelichtete Waldfriedhof bietet dem Landschaftsmaler ebenfalls einen sehr dankbaren Vorwurf. Wenn ich auch nicht die blendenden Schneegrate und Häupter des gegenüberliegenden Ixtaccihuatls und des Popocatepetls zu sehen bekam, so wirkte das an den Hängen hinabsinkende Gewittergewölk kaum minder ergreifend. Die hinaufgetragene Leiche ward in der Kirche eingesegnet und später vor ihr begraben. Dichte Scharen von Leidtragenden und Kindern standen und saßen umher, vielfach mit Blumen in den Händen. Das Grab war ungemein sorgfältig gemacht worden. Um den abgewischten hölzernen Sarg stellte und legte man gewölbeartig Steinplatten. Dann kam eine Sandschicht, auf welche die in Säcken gesammelten Blumen der Trauernden ausgeleert und verteilt wurden. Nun erst ward Erde aufgeschüttet und dann alles mit Ziegelsteinen zugemauert und darüber der Erdhügel erhöht. Das losbrechende Gewitter trieb uns dann alle ins Tal hinab.

* * *

Der Handelsminister Limantour, ein feiner, kluger Herr französischer Abkunft und von englischem Habitus, gewährte mir eine längere Unterredung, die er in einem sehr guten Englisch führte. Im Vorzimmer hatten französische und nordamerikanische Herren auf ihn gewartet. Dem Minister werden französische Sympathien nachgesagt, während ein anderer Präsidentschaftskandidat, der für sehr tüchtig geltende General Reyes, gleich dem Präsidenten viel für die Deutschen übrig haben soll. Reyes hatte sich aber infolge seines Eintretens für Verstöße seines Sohnes leider mit Diaz veruneinigt und war als Gouverneur einer nördlichen Provinz entfernt worden. Minister Limantour erwartete die Fertigstellung des Isthmuskanals bereits nach acht Jahren; er glaubte, der Hafen von Salina Cruz, der in zwei Jahren ausgebaut sein sollte, werde eine sehr bedeutende Zukunft haben. Er meinte ferner, die Entwicklung Chinas würde neben dem indischen Markte für den Silberbedarf sehr wichtig werden; Mexiko habe kein Interesse am teuren, sondern im Gegenteil am billigen Silber. An Goldwährung in Mexiko sei auf lange Jahre hinaus nicht zu denken. Ferner meinte er, die übrigen zentralamerikanischen Staaten vergeudeten in Verabsäumung ernsterer Interessen vielfach ihre Zeit. Vorsichtsmaßregeln nach außen hin bedeuteten für Mexiko eine Existenzfrage. Von anderer Seite wurde mir übrigens gesagt, daß der erst kürzlich stattgefundene Aufkauf der meisten Aktien der bisher in nordamerikanischen Händen befindlichen Zentralbahn ein Meisterstreich gewesen sei.

Da sich fast alle Familien zurzeit auf dem Lande befanden, bekam ich nur wenig Gelegenheit, die mexikanischen Gesellschaftssitten zu studieren. Der Präsident wohnte noch in seinem einfachen Stadthause, das die Frau

Präsident dem Aufenthalt im Palais von Chapultepec vorziehen soll.

In den letzten Tagen meines ungefähr dreiwöchigen Aufenthaltes in Mexiko-Hauptstadt gab es nichts als Regen. Keinen einzigen Abend konnte man im Freien sitzen. Nur ein paarmal tauchten abends wie durch Zauber die Schneeketten des Popocatepetls und des Ixtaccihuatls (5110 Meter) prachtvoll als Randbegrenzung der Hochebene auf, so daß ich doch eine gute Vorstellung der wirklich schönen Lage der Hauptstadt erhielt. Um die höchste Stufe der bei Nachbarschaft von solchen riesigen Bergen gewissermaßen erwarteten Schönheit der Stadtlage zu erreichen, sind jene jedoch ein wenig zu fern.

Interessant war mir der Besuch des im Zentrum versteckt liegenden Voladors, des Diebsmarktes, auf dem eine Fülle gestohlener Dinge unter den Augen der Polizei verkauft wird. Wie man mir sagte, würde dem Dieb nach Erreichung des Voladors, der eine usuelle Freistätte des Gaunertums sei, die gestohlene Beute nicht mehr abgejagt. Manche aus Einbrüchen stammende Sachen würden dort von ihren Besitzern wiedergefunden und zurückgekauft. Wie rabiat das Volk ist, bewies eine Bluttat, die während meiner Anwesenheit in der Hauptstadt passierte. Ein etwa zwölfjähriger Junge, der von einem schwer bewaffneten Polizisten festgehalten wurde, stieß diesem sein Messer in den Leib, so daß der Mann tödlich getroffen zusammenbrach. Der Junge entkam. Die Polizeimannschaften sieht man abends mit brennenden Laternen am Gürtel ihrem Dienste nachgehen. — In den vielen „Curiosity Shops" sind sehr hübsche Dinge des mexikanischen Kunstgewerbes, vor allem der Weberei und der prachtvollen billigen Handstickerei zu erwerben. Welchen armseligen Lohn mögen

die überaus geschickten Sticker, die aus ganzen Familien, die Kinder eingeschlossen, bestehen und Indianer und Mischlinge sind, wohl erhalten!

Für den Flottenverein zu wirken, wie ich es mir vorgenommen, fand ich in Mexiko-Hauptstadt, wie fast überall drüben, keinen geeignet vorbereiteten Boden. Vorübergehend hat wohl eine Agitationstätigkeit bestanden, die auch Geld zusammenbrachte, allein das rechte Verständnis der Wichtigkeit und Bedeutung der Flottenvereinssache, die man mit allen möglichen Vereinsmeiereien, für die man beitragsmüde geworden ist, auf eine Stufe stellte, schien mir kaum vorhanden zu sein. Es sollte mich freuen, wenn das inzwischen besser geworden ist. Ich schickte der „Deutschen Zeitung von Mexiko" später einen Artikel, in dem ich auf den Flottenverein als Sammelpunkt, als nationale Basis des dem Mutterlande und allen überseeischen Deutschen gemeinsamen Interesses dringend hinwies; ob er zum Abdruck gelangt ist, erfuhr ich nicht. (Die La Plata-Zeitung in Buenos Aires hat ihn später gebracht.) Hier wie überall, wo deutsche Zeitungen im fremden Lande erscheinen, klagte mir der Herausgeber über die zu geringe Teilnahme, die ihm durch die Kolonie zugewendet werde. Die deutschen Leser pflegen gern über ihr „Käseblatt", in dem man alles verspätet zu lesen bekomme, zu spotten, viele tun aber nicht genug dazu, um die Mittel für bessere Blätter zu beschaffen. An einigen deutschen Organen, die von Deutschland selbst kommen und den Zwecken der überseeischen Deutschen besonders dienen wollen und zum Teil auch wirklich dienen, fiel mir das ewige Loben nebst schlechter bildlicher Reproduktion jeden Vereinsquarkes wenig angenehm auf. Sollten sich solche Unternehmungen

nicht auch ohne starke Abonnentenschmeicheleien erhalten lassen? Wir beweihräuchern uns ja auch daheim leider viel zu viel und sind beinahe schon zu dem albernen französischen „Sichbeglückwünschen" bei jeder Gelegenheit gelangt. Noch viel betrübender fand ich freilich die beständige Versorgung so mancher deutschen überseeischen Blätter mit ungerechten und unpatriotischen Nörgeleien der heimischen Oppositionspresse und vor allem die starke Verbreitung gerade derjenigen satirischen Blätter des alten Vaterlandes, die das Nationalgefühl lächerlich, die deutsche Gesellschaft als verrottet, die deutsche Armee als brüchig hinzustellen versuchen. Die Bilses, Beyerleins und ihre Nachfolger sind drüben ungemein gelesen worden, ja, es scheint, sie wurden auch den Ausländern geradezu systematisch zugeführt. Wenigstens waren sie mexikanischen Offizieren, die sonst wenig Ahnung von deutscher Literatur besaßen, wohlbekannt. Und darin hat ihre Gefährlichkeit gelegen, zumal wenn sie wie Beyerleins „Jena oder Sedan" gut geschrieben sind und die Tendenz verhüllen. Diese unberechtigte Pessimismuserweckung im eigenen Kreise, diese systematische Meinungsstärkung in dem im allgemeinen ohnehin deutschfeindlichen Auslande, daß sich der deutsche Apfelbaum bald ungestraft werde schütteln lassen, wirken landesverräterisch, selbst wenn möglicherweise diese Absicht nicht bestand. Es hat mich immer wieder empört, in den Auslagen deutscher Buchhandlungen Amerikas, in deutschen Lesezimmern usw. gerade diesen Büchern zu begegnen, deren auf Täuschung berechneter schwarz-weiß-roter Umschlag der reine Hohn auf unsere Nationalfarben war.

Übrigens sei hier noch angefügt, daß man in Washington auf sämtliche Zeitungen Zen-

tral- und Südamerikas, also auch der deutschen, abonniert ist. zum Zwecke politischer Verarbeitung. Auch diese Rührigkeit der nordamerikanischen Politik dürfte einen Fingerzeig geben.

* * *

Von unterrichteter Seite sind mir freundlichst Mitteilungen über mexikanische Wirtschaftsverhältnisse zur Verfügung gestellt, denen ich hier einiges entnehme. Sie beziehen sich auf das Jahr 1903, dürften aber von der langsamen Statistik nicht überholt und in der Hauptsache noch heute zutreffend sein.

Die Landwirtschaft befindet sich noch ziemlich in dem Stande, den Humboldt und später Baron Richthofen (Ministerresident 1859) uns geschildert haben. Ein wenig nahmen die tropischen Kulturen zu, allein diese Zunahme entspricht nicht der von nordamerikanischer Seite gemachten Reklame. Auch in den kälteren Strichen bedingte namentlich der Wassermangel nur geringe Zunahme. Mexiko ist sonst die Urheimat des Mais, der hier zuerst von Menschenhand kultiviert wurde. In manchen heißen Strichen gibt er zwei Ernten jährlich und trägt 300 fältig. Wenige Güter nur zeigen gute Bewässerung und intensive Bewirtschaftung. Man kennt zwei Klassen der Landwirtschaft: die riesigen, überwiegend fast unkultivierten Großbetriebe, deren Besitzern, die meist in den großen Städten leben, es nur um eine möglichst hohe Rente zu tun ist, und ganz kleine Wirtschaften. Diese ungleiche Verteilung lähmt im Verein mit mangelnden Arbeitskräften die Entwicklung. Die Indianer pflegen lediglich Salz zu kaufen, alles andere wächst ihnen für ihre geringen Bedürfnisse genügend zu. Daher wird für

den Gesamtstaat, ungeachtet eines herrlichen Bodens und einer Urbevölkerung von Millionen, nicht genug an Lebensmitteln produziert. In absehbarer Zeit wird Mexiko, woran einzelne moderne Großbetriebe wenig ändern, sich nicht mit nennenswerten Mengen von Zucker, Getreide oder Vieh durch Export am Weltmarkt beteiligen können.

Was Eisenbahnen anbetrifft, so hat Präsident Porfirio Diaz durch deren Förderung sicherlich den wirtschaftlichen Aufschwung herbeigeführt. Es existierte 1903 ein Netz von 17 756 Kilometern, das jetzt auf annähernd 20 000 gestiegen sein dürfte. Eisenbahndirektoren sind meist Nordamerikaner oder Engländer, durchweg tüchtige Leute. Die Regierung hatte bis 1903 nur auf drei Eisenbahnen Einfluß: auf die Tehuantepec-, National- und die Interoceanic Railway Company. Alle anderen lagen in den Händen von Privatpersonen, hauptsächlich Nordamerikanern. 1903 gab es 58 verschiedene Gesellschaften; internationale Bedeutung besaßen vier Bahnen: die Mexican Central, die Interoceanic, die Mexican- und die National Railway Company.

Die Mexican Central, über deren neueste Phase ich mich schon ausließ, war bisher die einzige normalspurige Linie und hauptsächlichste Verkehrsstraße nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ihre Zweige werden die pazifischen Häfen von Manzanillo und Acapulco erreichen. Es ihr gelungen, die Kontrolle des gesamten nordmexikanischen Handels in die Hand zu bekommen und ihn durch eine Zweiglinie nach dem wichtigen Atlantichafen Tampico (resp. Ankauf der Monterey & Mexican Gulf R. C.) von der Hauptstadt zu emanzipieren. Tampico hat überhaupt außerordentlich an Bedeutung gewonnen. Nach Rotterdamer Muster plante man hier die Vertiefung

des Flüßchens Panuco zur Aufnahme der größten Ozeandampfer. Sie werden direkt an dem 2575 Fuß langen Kai laden und löschen können. Vielleicht wird das ungeachtet seiner neuen Hafenanlagen unmoderne Veracruz von Tampico überflügelt werden, obwohl man dies von anderer Seite wieder bestreitet. Zweifellos aber dürfte in der zukünftigen enormen Entwicklung des Golfhandels Tampico eine sehr bedeutende Rolle zufallen. Die für 1905 zur Vollendung in Aussicht genommene direkte Zentrallinie Tampico—Mexiko-Hauptstadt dürfte dann wegen ihrer Kürze gegen alle andern Verbindungen zwischen Veracruz und der Hauptstadt eine förmliche Umwälzung im mexikanischen Verkehrswesen herbeiführen. An der einen Linie nach Veracruz, der Interoceanic R. C. ist also die Regierung beteiligt, wodurch sich deren Verhältnisse sehr gebessert haben; die Aktien der zweiten Veracruz-Linie, der Mexican Railway C. befinden sich fast ausschließlich in britischem Besitz.

Von weittragender Bedeutung für die Verbindung mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika verspricht die National Railway C. of Mexico zu werden, deren Aktien eben zumeist in den Besitz des mexikanischen Staates übergegangen waren. Sie war damit beschäftigt, ihre Schmalspurbahn in die Normalspur umzuwandeln. Wenn die Zentral- und die Nationalbahn nicht später einen Verkehrspool machen, was zwar wahrscheinlich ist, dürfte der Verkehr der Zentral- überwiegend auf die Nationalbahn übergehen, da diese nach Fertigstellung bei gleicher Sicherheit einen um 16 Stunden kürzeren Weg nach der Union bieten würde. Für Mexikos Zukunft werden von Bedeutung sein: Die Tehuantepec-Bahn, als kürzeste Verbindung von Ozean zu Ozean, und die Panamerican

Railway C., die, wie ich schon an anderer Stelle schrieb, bis zur Grenze Guatemalas geplant ist, und die ebenfalls besprochene Kansas City, Mexico und Oriental R. C., die in Verbindung mit der Kansas City-New York-Bahn durch die Staaten resp. Territorien Kansas, Oklahoma, Texas, über Presidio nach Topolobampo (P. Stillwell) führt und um zirka 560 Kilometer kürzer als die bisher kürzeste Pacificbahn Nordamerikas sein wird. In Ergänzung zu den auf Seite 14 gemachten Bemerkungen, erfahre ich heute (gegen Ende 1906), daß die Eröffnung von Topolobampo in der Tat im weiten Felde steht. Die Fertigstellung der notwendigen Hafenarbeiten wird von jetzt ab noch mindestens 5 Jahre beanspruchen. Wegen der zu passierenden Barre können bis dahin, wie bisher, nur ganz kleine Fahrzeuge den Zukunftshafen besuchen.

Die Eisenbahnen Mexikos waren zurzeit mehr als sonstige wirtschaftliche Unternehmen durch die Entwertung der Landesmünze in Mitleidenschaft gezogen worden; sie hatten ihren gesamten Bedarf in Gold zu bezahlen, während sie Silber einnahmen. Daher hatten sie ihren ganzen Einfluß aufgeboten, die Regierung zur Einführung einer hinkenden Währung und gesetzlichen Wertfestsetzung des Silberpesos zu bewegen. Bei stabilen Geldverhältnissen sind die Bahnen einer weiteren segensreichen Entwicklung bestimmt fähig.

Die Industrie blieb hinter der Entwicklung des Bahnnetzes zurück; trotz seit 1830 bestehender Schutzzölle und Spezialgesetze konnte sie sich nur in minderem Maße an der wirtschaftlichen Blüte des Landes beteiligen. Die vornehmlichsten Industrieprodukte sind: Zucker, Zuckerbranntwein, Baumwollgarn, gewöhnliche Baumwollstoffe,

Papiere und Glaswaren, in neueren Jahren Tabak und Hennequin (Hanffaser der Agave, die besonders in Yucatan erzeugt wird). Der in Monterey in Verbindung mit Kohle und Eisen entstandenen Industrie ist bereits Erwähnung geschehen, desgleichen der elektrotechnischen und der erwachenden Waffenindustrie. Geflechtwaren, Töpfereien und Hutindustrie usw. sind nennenswert. Die mexikanischen Zigarren erfreuen sich zunehmender Wertschätzung. Bei dem natürlichen Geschick der Indianer zur Industriearbeit bleibt die bisher langsame Entwicklung verwunderlich. Moderne Hilfsmaschinen wurden wiederholt eingeführt und wiederholt aufgegeben, da die indianischen Arbeiter die Arbeit besser und billiger als die Maschinen machten. Allein der andauernde Arbeitsdrang und das Streben zur Verbesserung ihrer Lebenslage fehlt ihnen. Vielleicht fand Porfirio Diaz, nachdem zwei Menschenalter hindurch sich Revolution mit Revolution abgelöst hatte, vor den sonst dringenden Aufgaben des nach innen zu befestigenden Friedens nicht die genügende Zeit zur Hebung seiner sonst von ihm so geschätzten Stammesgenossen. Jetzt scheint man aber doch ernstlicher an diese Erziehungsaufgabe herantreten zu wollen, und dann würde bei der großen reinen Urbevölkerung deren Intelligenz, manuelles Geschick, Kunstsinn und militärische Tüchtigkeit voll zur Geltung gelangen können.

Der Industrieaufschwung der Republik wird also mit Verbreitung des Volksschulunterrichtes Hand in Hand gehen; schon jetzt kann man beobachten, wie die Steigerung der Arbeitstätigkeit in direktem Zusammenhang mit der Neuerrichtung von Schulen steht. Der Unterrichtserteilung in Kasernen erwähnte ich; ebenso gute Erfahrung hat man mit dem Unterrichte Erwachsener in Gefängnissen

gemacht. Die ganze Wirkung wird natürlich Zeit in Anspruch nehmen, dann aber dürften mit den sich mehrenden Arbeitskräften die Industrien Mexikos mächtig voranschreiten. Zu den Industrien, die das Land bereits vom Auslande ziemlich unabhängig gemacht haben, zählen die Textilindustrie, Tabakfabrikation, Zuckerraffinerien und Bierbrauereien. Einige ansehnliche Industrieorte führe ich später noch an. Sie sind bei uns wenig gekannt. Wie viele Leute wissen z. B. viel mehr als den Namen der bedeutenden und zweitgrößten Stadt Mexikos Guadalajara, die 140 bis 150 000 Einwohner zählt? Die Exportfähigkeit ist freilich noch sehr beschränkt. Die seinerzeit aus Südamerika zurückgekehrte mexikanische Handelskommission, die zum Zwecke der Erweiterung des mexikanischen Absatzgebietes dorthin entsendet wurde, machte vollständig Fiasko und berichtete selber, daß Handelsbeziehungen erst möglich seien, wenn die Schiffsverbindungen schneller und billiger und der Panamákanal benutzbar geworden wäre. Die eigentliche mexikanische Schiffahrt liegt ja auch noch ganz im argen und kann gegen die nordamerikanische, englische und deutsche gar nicht aufkommen. Im Export der Productos manufacturados der letzten Jahre nimmt der Sisalhanf (Hennequin) die weitaus erste Stelle ein, dann folgen Tabak und hierauf Baumwollsaatmehl, dann im weiten Abstande Häute und ganz zuletzt Zucker. Im Ex- und Import nimmt England gegenüber Frankreich, Deutschland und den übrigen Staaten den Vorzug größeren Anwachsens in Anspruch, alles aber verschwindet gegen das enorme Anwachsen des Handelsaustausches (sonderlich Export) mit Nordamerika. Daß dies politisch befördert und auch politisch zu den größten Folgen führen muß, ist ohne weiteres klar.

Für den inneren Verbrauch beginnen die einheimiſchen Induſtrien dem fremden Import, zumal dem europäiſchen, in der Tat ſchon gefährlich zu werden. Es gibt Baumwollſpinnereien, Webereien, Bierbrauereien, Glasfabriken, Zuckerraffinerien und Dampfmühlen, die mit jedem europäiſchen oder nordamerikaniſchen Betriebe den Vergleich aushalten. Allerdings kommt der Gewinn aus dieſen Induſtrien zunächſt noch in erſter Linie wiederum dem Ausland zugute, das ſein Kapital in ihnen arbeiten läßt. Nach zuverläſſigen Schätzungen waren an fremden Kapitalien in mexikaniſchen Induſtrien angelegt, und zwar in Millionen mexikaniſcher Dollars, von: Frankreich 30, Nordamerika 18½, Deutſchland 13½, Spanien 7¾ und Großbritannien 4½.

Die gute Verzinſung des Anlagekapitals in faſt allen Induſtrien des Landes macht trotz dieſer verhältnismäßig ſchon bedeutenden Kapitalien die ſtarke Weiterentwicklung wahrſcheinlich. Wir würden alſo mit ſtändiger Abnahme der Aufnahmefähigkeit des mexikaniſchen Marktes für ausländiſche Erzeugniſſe zu rechnen haben, während vorläufig die Möglichkeit einer Konkurrenz mexikaniſcher Induſtrieprodukte nach außerhalb nicht zu befürchten wäre.

Über den Bergbau fehlen mir neuere Daten. Es gibt ein paar tauſend Bergwerksunternehmen mit Hunderttauſenden von Arbeitern; auch hier ſpielen nordamerikaniſche und engliſche Ingenieure die Hauptrolle. Der weitaus größte Metall- und Mineralexport geht nach Nordamerika. Gold und Silber dürfen nicht exportiert werden.

Ein Landhaus in Mexiko.

Villenſtraße in Los Angeles, Kalifornien.

Fahrt durch Nordmexiko nach dem westlichen Nordamerika.

Abreise von Mexiko-Hauptstadt. — Gesundheitspässe. — In der Pullman-Car. — Schwierigkeiten für Damen. — Negerporter. — Industriestädte. — Stickereien. — Zacatecas. — Hüttenwerke. — Vegetation der Hochsteppe. — Zunehmende Versandung und Hitze. — Trostlose Landschaften. — American City of Mexico. — Der Konsul Weber empfängt mich in Ciudad Juarez. — Seine und meine Belastung mit dem „Eintrittsgelde." — Paßverhör und Ankunft bei Uncle Sam. — Die bezaubernde Zöllnerin. — Ins Hotel in El Paso. — Ein wasserloser Strom. Wasserfragen. — Mexiko und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Unterhaltend, doch nicht billig war der Aufenthalt in Mexiko-Hauptstadt gewesen. Das Billett, das ich mir für den Pullmanwagen der Zentralbahn (Nordwestbahn) von Mexiko-Hauptstadt bis Ciudad Juarez an der nordamerikanischen Grenze nahm, das sind 1971 Kilometer, kostete etwas über 300 Mark. Wohl nicht zu viel für die Freude, diese enorme Strecke überhaupt im bequemen Bahnwagen zurücklegen zu können. Die Fahrt dauert ungefähr zwei Tage; jeden Tag werden zwei Züge von Mexiko-Hauptstadt abgelassen und zwei treffen ein. Das Bahnprofil zeigt bedeutende Steigungen und Senkungen,

in der Hauptsache fällt es von 2400 Meter auf 1000 Meter. Das Billett löst man, wie in den Vereinigten Staaten nicht auf dem Bahnhofe, sondern vorher in einem Stadtbureau der Bahngesellschaft. Da die Blattern in Mexiko herrschen sollten, verlangten die Vereinigten Staaten von den Reisenden aus Mexiko einen Gesundheitspaß. Auf dem Bureau befand sich ständig ein Arzt, der den Reisenden gratis mehr oder weniger untersuchte und den Gesundheitspaß ausstellte. Vor Verabfolgung des Passes erhielt man keine Fahrkarte. Die nordamerikanische Sanitätskontrolle, die überall den Staaten Zentral- und Südamerikas aufgezwungen wird, mag ihr Gutes haben, anderseits dient sie aber auch sicher politischen Zwecken.

In der nordamerikanischen Pullman-Car fand ich die Nahrungsfrage mehr kostspielig als angenehm gelöst. Die Gesellschaft soll auch ihr älteres Wagenmaterial auf die mexikanischen Linien abzuschieben pflegen. Die Schlafverhältnisse sind die in den Staaten üblichen; die Betten werden ohne Unterschied der Geschlechter nach der Reihenfolge der Fahrkarten angewiesen. Wenn man sich an die Unbequemlichkeiten der Entkleidung gewöhnt hat, geht das ganz gut. Man muß sagen, daß die Dezenz ziemlich gewahrt bleibt; öfter sind die Damen auf die Diskretion der Schlafgenossen angewiesen. Ich habe z. B. gelegentlich mit Damen, die sich vollständig zu entkleiden pflegen, hinter einem gemeinsamen Vorhang geschlafen; das Hinauf- oder Hinuntervoltigieren von und nach dem oberen Bett ist dann zuweilen etwas heikel, sonderlich wenn die Trittleiter nicht gerade zur Hand ist. Die in Pullman-Cars ausschließlich verwendeten Negerporter entfalten beim Aufschlagen der Betten im engen, schüttelnden Raum eine große Virtuosität. Die Damen scheinen sich an diese

keineswegs immer sehr angenehmen und oft recht anmaßenden Burschen gewöhnt zu haben. — Unter meinen Mitpassagieren befand sich ein hübscher, aber recht affiger mexikanischer Junge von zwölf Jahren in gelber, weißgestickter Tracht, mit großem Hut, Revolver, Patronengürtel und einer Menge von glitzernden Ringen an den Fingern.

Beim Erwachen bemerkte ich eine dürre, stauberfüllte Landschaft, die sich erst hinter Aguas Calientes etwas erfreulicher gestaltete. Vorher hatten wir passiert: Tula, wo toltekische Ruinen vorhanden sind,*) das ansehnliche Queretaro, bekannt durch Maximilians Schicksal, durch Opalwerke und die Nähe einer der größten Baumwollspinnereien des Landes, ferner die bedeutende Industriestadt Leon. Aguas Calientes, berühmt seiner heißen Mineralquellen und Bäder und seines San Marco-Festes halber, ist auch als Minen- und Industrieort hervorragend. Wundervolle Stickereien werden hier angefertigt und auch am Bahnhof feilgeboten. Ich kaufte einige Deckchen im Preise von 7 bis 8 Mark, die in Europa mit dem vierfachen Preise bezahlt worden wären. Beim Ankauf der ebenfalls überall feilgebotenen Edelsteine muß man Kenner sein, sonst wird man meistens betrogen. Die Opale sind freilich so billig, daß man bei bescheidenem Einkauf nichts riskiert. Die Gegend blieb doch meist sandig. Opuntien und Weiden bestimmten den vegetativen Charakter; trost- und scheinbar dachlose Lehmhäuser bildeten die Behausungen; die Felder zeigten quadratische Teilung durch Mauern aufgestapelter Steine, wie etwa in Istrien und

*) Die Tolteken waren die südwärts gewanderten Höhlenbewohner aus den Cañons des Colorado.

Dalmatien. Die bedeutende Silber- und auch Goldminenstadt Zacatecas liegt zwischen kahlen Bergen. Hier ward der höchste Punkt der Central, 200 Meter über Mexiko-Hauptstadt, erreicht, der an Höhe nur noch durch die von Cima auf der Zentralbahn südlich der Hauptstadt übertroffen wird. Schade, daß man so wenige Reliefdarstellungen von Ländern sieht, die erst eine richtige orographische Vorstellung gewähren. Sie sollten bei uns im geographischen Unterricht eine ganz andere Rolle spielen, als dies bisher der Fall ist. Die ja sehr vorgeschrittene Kartographie gestattet einem nicht durchbildeten Auge doch bei weitem nicht die gleiche Anschauung.

Zwischen rotgrauem Gestein windet sich die Bahn hinan; viele grünliche Halden deuten auf Kupferhütten. Zacatecas macht, mit seinen flachen Häusern an einer Talmulde ansteigend, einen ganz orientalischen Eindruck. Ein merkwürdig gefältelter, tischartig geformter Felsen krönt die Höhe. Am Bahnhof herrschte viel Leben; eine Maultierbahn führt zur Stadt. Aus Mitleid kaufte ich einer hochgradig schwindsüchtigen indianischen Stickerin, zu einem Spottpreise, gestickte Taschentücher ab; sie hatte damit ihren Rest von Decken, Tüchern und Kragen verkauft, wofür sie mir einen Blick voll ausdruckvollster Dankbarkeit zuwarf. Alle diese Sachen fanden später eine derartige Bewunderung von Kennerinnen, daß ich bedauerte, aus Sachunkenntnis ein nur so bescheidenes Maß von Mitleid entwickelt zu haben.

Immer wieder folgten Halden von Hüttenwerken und braune Wassertümpel. Jammervoll wurde die Hochsteppe, nur Sand und Steine, durchsetzt von niedrigen, dünnbewachsenen Höhen; stets wieder Wei-

den, Opuntien, andere Kakteen, kleine Agaven und Stechpälmchen oder sonstiges Gestrüpp. In Calera aßen wir bei längerem Speiseaufenthalt sehr gut und billig. Diese Bahnrestaurationen Mexikos könnten manchen deutschen, was Reichhaltigkeit und Güte der Speisen anbetrifft, zum Muster dienen. Chinesische Kellner bedienten. Unsere Neger- und Mulatten-Pullmanbedienung war flegelhaft dagegen. Diese Kerle legten sich neben uns mit den Stiefeln auf die blauen Samtpolster. Einer machte, um besser schlafen zu können, mir ohne weiteres mein Fenster vor der Nase zu, was ich mir natürlich nicht gefallen ließ. Glücklicherweise hatte mein Platz Schattenseite. Allmählich bedeckt der Sand das ganze Wageninnere — vollständig Pekingbahn! Die Nachmittagssonne brennt auf die trostlosen Sandflächen, förmliche Hitzwellen schlagen ins Gesicht. Im Sande sehe ich einige schiefe Holzkreuze — ein erbärmlicher Friedhof, gut genug, um Hunde zu verscharren; elende Hütten, daneben Wurzelholzstapel für Heizung der Lokomotive, zerlumpte Kinder, die um Centavos betteln. So armselig sind die Hütten, daß kein Wilder der Südsee darin hausen würde. Bei Comacho ragt rechts ein höheres braunes Gebirge mit aufgesetztem, ungewöhnlich steilem Kegel. Seltsame konische Bodenschwellungen, gleich Erdblasen, folgen; man sieht da und dort baumartig verzweigte Stachelpalmen, an deren langen, gebogenen Stielen glockenförmige, weiße Früchte hängen. Abends breitet sich eine lila Tönung über die Sandsteppe, während die ferneren Berge blau erscheinen. Das höhere Gebirge zeigt grün schimmernden, kurzen Grasswuchs; die scharfen Äderungen und Schründe lassen auf vulkanische Struktur schließen. Auf der Station Jimulco

sprangen Knaben tollkühn auf den fahrenden Zug, um ein Stückchen mitzureisen, wobei zwei beinahe an einer Mauer zerquetscht worden wären. In schimmernden Wolken hob sich der Staub gegen den nun dunklen Berghintergrund ab; alle Fenster mußten geschlossen bleiben, wodurch eine Hitze zum Ersticken herrschte. Lange hielt ich einen Spalt neben meinem Bette trotzdem auf, aber nach geraumer Zeit mußte ich darauf verzichten, da der hereinquellende Sand mich noch rascher umzubringen drohte. Schließlich schlief ich auch unter diesen Umständen ganz manierlich. Am anderen Tage gab es die gleiche verzweifelt öde Landschaft. Im nahezu grasloſen Lande watete weidend abgezehrtes Vieh; die kurzen Stachelbüsche schien es nicht zu berühren. Junge nordamerikanische oder englische Minenleute fuhren mit. Ich als älterer Herr saß im Rauchzimmer auf einer hereingeholten Trittleiter; keiner der jungen Burschen verfiel auf die Höflichkeit, mir einen bequemen Sitz anzubieten. Wenn ich gefordert hätte, wären sie aber wahrscheinlich bereitwillig gewesen.

Die über 30 000 Einwohner zählende Stadt Chichuahua sah ungefähr aus, wie die vorher geschilderten Orte, zeigte jedoch einen Wasserlauf zwischen frischgrünenden Bäumen. In der Nähe besehen, bietet sie vielleicht mehr, da sie Mittelpunkt großer Minen und einer recht bedeutenden Industrie ist. Wegen der vielen dort wohnenden Nordamerikaner heißt sie „The american city of Mexiko". Die Kathedrale ist für 800 000 Dollars erbaut worden. — Mitten im Sande stand auf der Mittagsstation Montezuma ein Gehöft im bewässerten, niedlich gehaltenen Garten, unter freundlichen und stattlichen Weidenfahnen. Abermals folgten nur Sand und

Staub; eine Sandhose wandelte vorüber. Wir durchschnitten nun eine Kette richtiger Dünen, die auch weiß glitzernd vor einem fernen, beträchtlich hohen Gebirgszuge aus zackigen, nackten Felsen, sich erstreckten. Ein Radbruch verursachte einigen Aufenthalt. Hinter der kümmerlichen Lehmhäuserstation Samalayuca verdichteten sich die Sandschleier zu einem die Sonne verbergenden Nebel; die Berührung eines jeden Gegenstandes im Wagen verursachte ein unangenehmes Gefühl in den Fingerspitzen. Dann war Gott sei Dank das Ende Mexikos bei der Station Ciudad Juarez erreicht!

Hier empfing mich der von Herrn von Flöckher freundlichst benachrichtigte deutsche Konsul Weber aus dem nordamerikanischen El Paso. Es ist nicht so leicht, in die Vereinigten Staaten hineinzukommen, wie man denkt; die Anwesenheit und Hilfe Herrn Webers wurde mir daher sehr wertvoll. Zunächst fand in Juarez eine Untersuchung des Gepäcks auf Gold und Silber statt. Mein Gepäck ließen die Beamten, da es „zu klein" erschien, höflich unberührt. In den Wagen zurückgekehrt, fand ich die nordamerikanischen Beamten bereits an der Arbeit. Zunächst war da der weißbärtige Doktor, der mir meinen Gesundheitspaß abverlangte, wobei er mich mit sehr kritischem Blick fragte, ob ich schon einmal geimpft worden sei. Mit gutem Gewissen konnte ich ihm die Versicherung geben, daß man in meinem Alter in Deutschland bereits mehr als einmal geimpft zu sein pflege. Dann erschien ein zweiter Gentleman, der mir in strengem Ton zwei Dollars Eintrittsgeld abverlangte. Mit dem gleichen Verlangen wendete er sich an Herrn Konsul Weber, der soeben erst El Paso auf ein Stündchen verlassen hatte. Der Konsul richtete hingegen kaltblütig

die Frage an ihn, wie lange er im Amte sei? Diese Frage wurde von dem Mann des Gesetzes sehr übelgenommen. In der Tat muß man immer wieder seine zwei Dollars bezahlen, wenn man über die Rio Grande-Brücke hin- und zurückfährt, was bei der häufigen Geschäftsverbindung nicht gerade angenehm ist. Der Konsul hatte auch bereits Schritte getan, um womöglich die Aufhebung dieser Ungebühr herbeizuführen. Da er schon zweiundzwanzig Jahre in El Paso wohnte, wäre er auch von einem Beamten, der ihn gekannt hätte, unbehelligt gelassen worden. Der Meinungsaustausch endete damit, daß der Beamte erregt rief, das Weitere werde sich schon finden (was es wahrscheinlich nicht getan hat), worauf er sich um so intensiver mit meiner Persönlichkeit beschäftigte: woher ich komme, wohin ich wolle, woher ich stamme, welchem Beruf ich obläge, wie alt ich sei, ob verheiratet, ob ich früher schon einmal bei Uncle Sam gewesen wäre und in welchen Städten; ob ich in Los Angeles, wohin reisen zu wollen ich angäbe, Freunde und Verwandte besäße, und was ich dort zu tun gedächte. Wieviel Geld ich bei mir führe, ob es wohl vierzig Dollars seien? Ich bin in der ganzen Welt niemals einem Menschen begegnet, der so neugierig war, etwas über meine harmlose Person zu erfahren, wie dieser Nordamerikaner. Glücklicherweise kam er nicht darauf, mich auf mein Gewissen zu fragen, ob ich Nordamerika nicht für das freieste Land im Himmel und auf Erden hielte. Wahrheitsliebend wie ich bin, wäre ich sonst wahrscheinlich an der Grenze zurückgewiesen worden. Ich hatte nun das Glück, meine zwei Dollars Gold entrichten zu dürfen, worauf mir die Pforten der Union weit aufstanden. Als Quittung erhielt ich einen

Bleistiftwisch, gegen den man angeblich beim Verlassen des Landes sein Geld wieder erhält, was aber in den wenigsten Fällen gelingen soll, da man sich noch erst eine amtliche Bestätigung der Zahlung verschaffen muß. Nunmehr ward ich durch eine sehr liebenswürdige Begegnung belohnt. Schon vorher hatte ich bemerkt, wie sich eine angenehme, noch jüngere Dame für mein Gepäck interessierte. Sie trug bereits mehrere Zigarrenkisten unter dem Arm und forderte mir, verbindlich lächelnd, auch die meinige ab, die übrigens weniger als 50 Stück enthielt. Also eine nordamerikanische Zollbeamtin! Beim Vorzeigen meiner Stickereien ließ ich die auf ein weibliches Herz berechnete, unsachliche Bemerkung fallen, daß ich sie meiner Frau mitzubringen gedächte. Ob nun Stickereien nicht zollpflichtig sind, weiß ich nicht, genug, mit gewinnendem Gesichtsausdruck legte sie sie mir unverzollt in die Hand zurück. In gleicher Weise setzte sie mich nach der Revision wieder kostenfrei in den Besitz meiner Zigarren. Wer kann es mir verdenken, daß ich besonders erfreut war, als diese bezaubernde Zollbeamtin darauf auch noch den Hotel-Omnibus in El Paso gemeinsam mit uns benutzte.

Als wir zuvor über die Rio Grande-Brücke rollten, bemerkte ich, daß der gigantische Strom so gut wie gar kein Wasser führte. Seit neun Monaten hatte es hier keinen Tropfen Regen gegeben; kein Wunder, daß wir durch ein so entsetzlich dürres Land gefahren waren! Ich erfuhr, die Wasserfrage bezüglich des Rio Grande und einiger anderer Wasserläufe sei eine der zugespitztesten Streitfragen zwischen Nordamerika und Mexiko. Die Mexikaner sollen die von der Union vorgeschlagene gemischte Kommission nicht annehmen wollen, da sie darin

von vornherein gegenüber den Herren des Nordens in Nachteil zu geraten glauben, während diese dagegen einen von Mexiko als Schiedsrichter vorgeschlagenen Souverän nicht wünschten. So blieb einstweilen eine Sachlage zu ungunsten Mexikos bestehen, die im nordamerikanischen Lauf den Flüssen soviel Wasser oberhalb entzieht, als man es für sich nützlich findet. Ein früherer Vertrag besagte, daß nicht mehr Wasser von seiten Nordamerikas beansprucht werden dürfe, wie es die Aufrechterhaltung der mexikanischen Schiffahrt erfordere. Hierüber gingen die Nordamerikaner zur Tagesordnung über, indem sie erklärten, wo überhaupt keine Schiffahrt existiere, hätten sie es auch nicht nötig, dieser Wasser zu belassen. Natürlich übersteigt die Tragweite der Bewässerung der ungeheueren anliegenden, trockenen Distrikte beider Nachbarn erheblich die bloße Frage der Schiffahrt.

Mexiko hat sich freilich, wie geschildert, in seiner Eisenbahnpolitik zu energischem Handeln aufgerafft, und möglicherweise bedeutet das einen dauernden Strich durch die nordamerikanische Rechnung, einen Kristallisationspunkt des Widerstandes, dem andere Widerstände sich angliedern würden. Nordamerikanische gelbe Politiker halten eine radikale Fortschaffung der „verkommenen spanischen Rasse", wie sie in dünn bevölkerten, ehemals spanischen Distrikten der Union möglich gewesen ist, für erreichbar und notwendig, eventuell durch rücksichtslose Gewalt. Andere wollen vorsichtiger und langsamer operieren und lassen in ihren Organen nur Schmeichelhaftes für die Hispano-Amerikaner verlauten.

Was Mexiko fehlt, ist eine Flotte, um die Häfen, die es sich mit großer Sorgfalt ausbaut, auch zu schützen. An Schaffung einer solchen kann das Land indessen aus

verschiedenen Gründen gar nicht denken. Mexiko würde eventuell lediglich auf Verteidigung durch seine Armee angewiesen sein, unter Benützung der Schwierigkeit, die seine Bodenbedingungen bieten, namentlich auch die ungeheuren wüstenartigen Strecken im Norden, die hohen Gebirge und die Fieberküsten der tropischen Teile. Die Bedürfnislosigkeit eines sehr großen Teils seiner Bevölkerung würde sich lange Zeit hindurch auf die eigenen Erzeugnisse beschränken und der Importe entraten können.

Ich hatte inzwischen Gelegenheit gehabt, mexikanische und nordamerikanische Truppen einigermaßen zu vergleichen. Ihrer äußeren Erscheinung nach zu urteilen, sind die Nordamerikaner fraglos die Überlegeneren. Andererseits habe ich ernste Arbeit gerade bei der mexikanischen Armee beobachtet, so daß ich nicht unbedingt auf einen günstigen oder wenigstens schnellen guten Ausgang für die Union einstehen möchte. Man weiß es dort auch sehr wohl, daß es nicht mehr eine so leichte Sache wäre wie ehemals, dem Nachbarstaate riesengroße Provinzen abzunehmen, und deshalb haben gewisse Zettelungen, wie die angeblichen revolutionären Bewegungen des Sommer 1906, in Nordmexiko, einstweilen keine Aussicht auf Erfolg.

Reise von Texas nach Kalifornien; Los Angeles und seine Umgebung.

Erster Eindruck von den Vereinigten Staaten. — In El Paso. — Über Bestechlichkeit. — Weiterfahrt auf der Southern Pacific. — Nordamerikanische und deutsche Bahnen. — Eisenbahnstationen und Landschaftsbilder in Neumexiko und Arizona. — Die Jugend von Tuxon. — Die Gila- und Colorado-Wüste. — Eintritt bei Yuma in Kalifornien. — Kalifornien kein Paradies, aber doch ein beneidenswertes Land. — Was wir beim Abströmen unserer Volksgenossen versäumt haben. — Die Nähe von Los Angeles mit den ersten Orangenpflanzungen. — Allgemeine Züge von Los Angeles. — Die Stadt eine heranwachsende Rivalin von San Francisco. — San Pedro und San Diego. — Nordamerikanisches Hotelleben. — Ein Ausflug nach Avalon auf der Insel Catalina. — Ausflug im Glasbodenboot. — Das Aquarium von Avalon. — Allerlei Angelsport. — Kämpleben. — Nordamerikanisches Badeleben in Longbeach, Santa Monica und Oceanside. — Straßenpredigt der Heilsarmee. — Fahrt nach dem Mount Lowe. — Der Kurort Pasadena. — Aufenthalt auf dem Mount Lowe. — Die zutrauliche Tierwelt. — Besuch der Straußenfarm in Pasadena. — Aufbruch ins Yosémite-Tal.

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Mit diesem Kompliment für Uncle Sam muß ich meine Reisefortsetzung beginnen. Mexiko hatte mir im Vergleich zum übrigen Zentralamerika ja imponiert, allein

an der nordamerikanischen Grenze ist zweifellos ein dicker Strich zwischen einem doch noch rückständigen und einem weit vorgeschrittenen Staatengebilde vorhanden. Trotz gründlicher Verschiedenheit atmet man wieder Europa, germanische Straffheit und freut sich der verwandten Anklänge.

War Mexiko schon nicht billig gewesen, so hieß es bei Uncle Sam erst recht: tu Geld in deinen Beutel! Wenn man bei dem Allerteuersten, d. h. Allerbesten bleibt, hat man auch etwas davon; man darf nur nicht sparen wollen, z. B. in Gasthäusern zweiten Ranges absteigen, dann erfährt man sofort, daß die bürgerliche Güte unserer kleineren Dinge drüben nicht erreicht wird.

In dem verteufelt öden Lande um El Paso wohnen verteufelt reiche Leute: Minenbesitzer. Kein Wunder, daß man auch ein alles bietendes Hotel findet. Am großartigsten fand ich den dreizehnjährigen „Hotelstift", ein smartes und doch grundehrliches Bürschlein, das überall Rat wußte und überall Hand anlegte, ein kleiner Nordamerikaner, wie man ihn sich als idealen Typ vorzustellen pflegt. Sommers, sagte er mir, besuche er die Schule.

Die meist ungepflasterten Straßen El Pasos ließen die Ordnung nicht vermissen. Es gab mexikanische Lehmhäuser, doch auch viele stattliche Bauten mit hohen, roten Dächern, eine hübsche Plaça, deren Pflanzenwuchs mühsam erhalten wurde und die auf den ursprünglich spanischen Stadtcharakter hinwies. Natürlich verfügt die lebhafte, etwa 35 000 Bewohner zählende Stadt über alle Neueinrichtungen und ist elektrisch beleuchtet. Im äußeren Teil erheben sich viele Holzhäuser im Cottagestil, teils sehr niedliche, teils etwas langweilig uniforme

Wohnſtätten, wie man ſie auch in den Oſtſtaaten ſieht. Winzige Gärtchen, deren Pflege hier Unſummen verſchlingen muß, umgeben ſie zwar, ſonſt aber ſchließt ſich gleich die troſtloſe Umgebung an: Sand, Sand und abermals Sand! Steingeröll und nackte Felſen. Ein förmliches Aden!

In El Paſo rollt das Gold beſonders leicht; kein Wunder, daß hier ziemlich die verrufenſten Spielratten Nordamerikas hauſen. Die Rolle, die Schmuggelweſen und Beſtechlichkeit ſpielen, ſoll desgleichen noch immer eine recht ſtattliche ſein. Die umfangreiche Beſtechlichkeit der Kommunalverwaltungen in den Staaten iſt ja bekannt genug, auch die allgemeine, weit darüber hinausgehende Zugänglichkeit durch den Dollar in geſchäftlichen und politiſchen Dingen. Für intakt gelten die Zentralbehörden, ſonderlich von Armee und Marine.

Zur Weiterfahrt beſtieg ich den von New Orleans kommenden Sunſet Limited-Zug der Southern Pacific-Bahn. Ein vorzüglicher Negerporter beſorgte meine Einſchiffungsangelegenheiten. An Einſchiffung erinnert auch der Zugführerruf auf den Stationen: aboard! Die Pullman-Wagen befriedigten mehr als die auf der Mexican Central. Die Pullman-Salonwagen der nördlichen Linien ſind ja ſehr gut; koſten auch ſehr viel. Im Durchſchnitt kann ich nicht finden, daß man in Nordamerika angenehmer auf den Bahnen reiſt als bei uns. Einige Bequemlichkeiten, die naturgemäß, mit Rückſicht auf die der großen Strecken halber mehr nachts fahrenden Züge, eingeführt ſind, bleiben anzuerkennen; andererſeits iſt das lange Fahren zu zweit in den engen Stühlen der Nicht-Pullmans auf die Dauer, vor allem nachts, durchaus keine Annehmlichkeit. In der Be-

ziehung schätze ich noch immer das ältere deutsche System. An Beleuchtung wird (auch in Hotels) gelegentlich wie bei uns gern gespart, so daß man das frühere Öllicht einer einzigen entfernten und hohen elektrischen Lampe, die alles mögliche beleuchten soll und in Wirklichkeit nichts beleuchtet, erheblich vorzieht.

Wenn etwas noch öder als öde sein kann, so waren es diese von uns durchfahrenen Striche von Neumexiko und Arizona. Aber allen Respekt vor der Ordnung auch inmitten solcher Trostlosigkeit! Gerade ausgerichtet standen die Telegraphenstangen mit ihren straffgezogenen Drähten; saubere Holzhäuser bildeten die Stationen, an denen dank fleißiger Bewässerung Weiden und Schilf frisch grünten, manchmal sogar Rasenplätze, voll von sich tummelnden Haustieren. Die Menschen gingen nicht mehr in Lumpen einher und hatten sich alle gewaschen, was zumal bei den Weibern angenehm auffiel. Der Ort Deming, eine der größeren Wassereinnehme-Stationen, auf denen der Sunset-Limited hielt, ließ in seinen weiten sandigen Straßen sogar eine gewisse städtische Fertigkeit erkennen. Man gewahrte das Rathaus oder die Schule (auf beider Ansehnlichkeit legen die nordamerikanischen Siedlungen gleichen Wert), dann Villen, und die für alle diese Orte, die von künstlicher Bewässerung existieren, charakteristischen Brunnenwindmühlen zum Wasserheben. Auf der Veranda des großen, hölzernen Stationsgebäudes saßen einige elegante Damen. Im ganzen erinnerten die kahlen Orte mit dem weiten, von niederen Holzhäusern umgebenen Platze am Bahnhofe, meist doch lebhaft an Sibirien. Nur war dort erfroren, was hier verbrannt erschien.

Auch hier gab es auf unendliche Strecken keine

menſchliche Wohnung. Weite, weite Ausblicke öffneten ſich auf die nur da und dort mit Geſtrüpp beſetzte Sandſteppe, aus der Einzelberge und kurze Felsketten inſular auftauchten. Durch das Geſtrüpp wandelten fernhin die ſeltſamen Drehgebilde gewaltiger Sandtromben. Und ſchier verwundert ſah man wohl plötzlich im dürftigen Schatten eines dünnen Buſches ein dürres Rind im glühendheißen Sande liegen. Wir durcheilten, zwar geplagt, aber ſonſt doch wohl aufgehoben, dieſe durch ihre Einſamkeit gefährlichen Regionen.

Erſcheint auch zeitweilig zwiſchen den beſenartigen Stechpälmchen eine ein wenig grau-grünliche Grasnarbe, ſo begreift man doch kaum, wie das Vieh es in der glühenden Hitze auszuhalten vermag. Trotzdem weidet es dort! Man kann dann immer auf die Nähe einer Station ſchließen. Eine ſolche, ſehr ſaubere Sandſtation iſt Wilcox. Vor Deming führte eine Station wirklich den bezeichnenden Namen Aden. Von Deming und ſpäter von dem anſehnlichen Lordsburg zweigen Seitenbahnen ſüdlich zur El Paſo- und South Weſtern-Bahn ab. Ein Blick auf die Karte zeigt, wie Nordamerika faſt die ganze mexikaniſche Grenze ſtrategiſch umzingelt hat, während Mexiko nur über die einzelnen Vertikalbahnen verfügt und der ſtrategiſchen Gürtelbahn gänzlich entbehrt, was natürlich den Aufmarſch ſeiner Armee weſentlich benachteiligen und einer nordamerikaniſchen Invaſion den weiteſten Spielraum gewähren würde.

Die ferneren, zuweilen recht hohen Bergrücken, auf denen Kegel oder Doppelkegel bizarr aufgeſetzt ſind, erſchienen am Fuße wie mit grauem Dampf umzogen, der hellweißlich im Sonnenlichte ſchimmerte. Reiter in mexikaniſchen Gamaſchen ſprengten gelegentlich durch die

Sonntägliche Tracht in Tehuantepec, Mexiko.

Ein Erfolg der Angelkunst auf Catalina Island, Kalifornien.

Steppe, die ja in Regenzeiten, worauf die Viehhaltung hinweist, sich streckenweise hinreichend begrünen mag. Aber dann durchflogen wir abermals meilenweite Sandflächen, auf denen auch nicht der winzigste Halm sichtbar ward, nichts als Telegraphenstangen und da und dort im Sande bleichende Knochen gefallener Tiere. Die Ursache dunkelgrün erscheinender, seeartiger Flecken konnte ich der Entfernung halber nicht feststellen. Hinter Steinpaß, auf 109° westl. Länge, wurde die Grenze zwischen Neumexiko und Arizona überschritten. Arizona, berühmt durch die Gran Cañons des Colorado, seine alten Höhlenbewohner, durch die kriegerischen Apachen und den Arizona-Kicker, der alle Zeitungen Europas so witzig nasführte, ohne je existiert zu haben. Arizona ward an die Vereinigten Staaten teils mit Neumexiko von Mexiko abgetreten, teils verkauft. Im Arizona-Territorium wohnen auf annähernd $^2/_3$ der Größe des Deutschen Reiches etwa 60 000 Einwohner, darunter 20 Prozent Deutsche.

Wo dürre Grasnarbe erschien, war sie häufig mit Steinen besät; die Lehmschichten der Bodenformation zeigten sich an den Bruchflächen desgleichen mit Steinen durchsetzt. Bei Dragoon erreichte die Bahn den höchsten Punkt. Hier sah ich doppelte Dächer, wie man sie praktischerweise auch in einigen Tropengegenden gegen die Sonnenglut baut; zwischen hartem Büschelgras und Stechpälmchen spielten urgesund aussehende Kinder. In Benson erreichten wir einen ziemlich bedeutenden Knotenpunkt für abzweigende Südbahnen, von denen die eine nach dem mexikanischen Hafen von Guaymas am Golf von Kalifornien führende die bedeutendste Route im Verkehr des schwer erreichbaren Nordwestmexiko darstellt.

Der Boden schien hier härter zu sein, da es bei stärkerem Winde weniger stäubte.

In abendlicher Dunkelheit gelangten wir nach Tuscon, wohl einem der verkehrsreichsten Orte Arizonas. Weiter nördlich an der Strecke führt eine nördliche Zweigbahn nach der Territoriums-Hauptstadt Phoenix, wo prähistorische Kanäle für neue Bewässerungskanäle Verwendung fanden. Am Bahnhofe in Tuscon herrschte ein lebhaftes, höchst unterhaltendes Treiben. Militärschüler, in flotten Khaki-Uniformen, gingen auf Heimatsurlaub. Andere Kameraden hatten ihnen zahlreich das Geleite gegeben; auch die jungen Damen und Backfische von Tuscon schienen vollzählig versammelt zu sein. Eine kräftige, fröhliche und recht ungebundene Jugend. Viele Yails mit dem taktmäßig anschwellenden Rah! Rah! Rah!, das mir einst bei der Begrüßung des Prinzen Heinrich in Harvard so imponiert hatte, klangen in die stille, warme Abendluft Arizonas hinaus, desgleichen ein weniger schönes, unmusikalisches Jodeln. Beim Abrollen des Zuges sah man viele lange Zöpfe im Schwunge, viele wehende Taschentücher und geschwenkte Mützen, aber nur lachende Gesichter und keine Sentimentalität.

Als neuer Gefährte setzte sich ein etwas sonderbarer Deutscher zu mir, der in Stuttgart studiert haben wollte, im übrigen aber ein gefälliger, naiver Mensch war. Mit 21 Jahren sei er ins Land gekommen, sagte er, obwohl er das Deutsche schon erheblich verlernt hatte. Er führte interessante Kupfererze mit sich, spielte mir Geige vor und zeigte mir nach viertelstündiger Bekanntschaft seine sämtlichen Familienbilder und das Porträt seiner künftigen Frau, die er jetzt in San Francisco heiraten wollte. — In der Nacht durchfuhren wir süd-

lich des Gila die Gila-Wüste, an die sich, jenseit von Yuma am Colorado, die Colorado-Wüste anschließt. In diesen Gegenden darf kein blinder Passagier vom Zuge ausgesetzt werden, weil er sonst umkommen müßte. Beim Erwachen erblickte ich denn auch nichts, als rattenkahlen Sand mit fernundeutlichen Felsen, und darüber die Sonne, in gelbliche Schleier gehüllt, dem Monde gleichend.

Seit Yuma befanden wir uns in Kalifornien und „nun wird's wohl bald grüner werden," hoffte ich. Allein die Hoffnung erfüllte sich nur unvollständig, wenn auch die Stationen ein wesentlich anmutigeres Gepräge bekamen. In der Gegend von Salton passiert man eine tiefe Bodendepression, die Salton Sinks, wo ehemals ein Zusammenhang mit dem Golf von Niederkalifornien, der heute beträchtlich höher liegt, gewesen ist. Vor einer Reihe von Jahren ward hier zur Landbewässerung ein Kanal zum Rio Colorado gebaut. Ich bin noch durch diese trockene Senke hindurchgefahren; mittlerweile scheint dort in neuester Zeit eine merkwürdige Veränderung vor sich gegangen zu sein, über die von der nordamerikanischen Zeitschrift „Leslies Weekly" folgendes berichtet wird: „Im vorigen Jahre (also auch 1904) stieg das Wasser so hoch, daß es sich ein neues Bett an der Kanallinie entlang suchte. Jetzt ergießt sich der Colorado in den Salton Sink, statt in den Golf von Niederkalifornien. Das Wasser in der Bodensenkung steigt täglich um einen Zoll, und wo früher die Wüste war, liegt jetzt ein Binnenmeer von 80 englischen Meilen Länge und 30 Meilen Breite. Die Hauptlinie der „Southern Pacific Railroad" geht durch diese Bodensenkung und liegt bei der Station Salton etwa 257 Fuß unter dem Meeresspiegel. Das neue Meer hat die Ge-

leise überschritten und sie endgültig zurückgedrängt, so daß die Eisenbahngesellschaft vollständig neue Geleise um den Rand des Wassers herumlegen mußte. Alle Bemühungen, den Colorado in den alten Kanal zurückzudrängen, haben sich als erfolglos erwiesen, und es scheint, als ob das ganze Land überflutet werden wird. In diesem Falle würde Kalifornien 400 Quadratmeilen weniger Wüste und ein neues großes Binnenmeer besitzen."

* * *

Kalifornien! Welchen Zauberklang hat dieses Wort lange Jahre für deutsche Ohren gehabt. Kalifornien, das noch heute überwiegend für ein Paradies gilt, das durch sein Gold, seine Wälder, seinen Wein, sein Getreide und seine Früchte einst ungeahnte Reichtümer geschaffen hat und immer noch schafft. Ob es wirklich ein Paradies ist? Vieles sollte auch mich dort entzücken, aber ein Paradies fand ich nicht. Vielleicht hätte ich für diese Erfahrung länger verweilen müssen und zu anderer Jahreszeit, nicht jetzt, wo die Dürre mir genau so viel verleidete, wie in Mexiko der Regen. Doch der Umstand allein, daß die Dürre ein sonst schönes Land so weithin verleiden kann, beweist doch wohl schon seinen nicht völlig paradiesischen Charakter. Kalifornien — Caliente Fornalla, Heißer Ofen — heißt es eben nicht umsonst! Und zu diesem Naturmangel haben die Menschen, die auch hierher „ihre Qual" reichlich mitbrachten, in ihrer Habsucht mit beigetragen, vor allem durch elende Waldverwüstungen, die das Klima und die Bodenproduktion betrübend beeinflussen mußten. Sonst wäre es, dank seinem Boden, dank den schützenden beiden Bergzügen,

die es der Länge nach durchziehen, und dank endlich den kühlenden, ausgleichenden Meeresströmungen in der Tat das, was die Kalifornier von ihm behaupten: das fruchtbarste Land der Welt. Aber, was blieb, ist noch immer beneidenswert, und zunehmende Kultur, bei großartigen Bewässerungsanlagen, dürfte viel verloren gegangenen Boden in Zukunft wiedererringen.

Kalifornien ist lange nicht so groß wie das annektierte Texas, das, weit größer als das Deutsche Reich, den umfangreichsten Unionsstaat bildet; immerhin beträgt sein Flächeninhalt ungefähr drei Viertel des Deutschen Reiches. Auch heute noch leben auf dem Gebiet, das bei uns 60 Millionen ernährt, nur etwa 2 Millionen Menschen. Das ist nur ein Staat! Man denke sich, was Uncle Sam einstens bedeuten wird, wenn er überall annähernd zu unserer Bevölkerungsdichtigkeit vorgedrungen sein wird! Und dabei frißt das Ungeheuer den ganzen übrigen, unermeßlichen Kontinent auf und schluckt nicht geringe Gebiete noch in anderen Weltteilen über! Und schon heute kann ihm das eigene Land so ziemlich alles bieten, was die Erde an Boden-, Pflanzen- und Tierschätzen hervorbringt; schon heute besitzt er die mächtigste Industrie, die uns an die Wand zu pressen wünscht, weil wir unsere Produktion schützen, weil wir bitter notwendige Pfennige verdienen wollen, wo er Dollars einheimst!

Und das alles haben wir mit unserem eigenen Blute mit großziehen helfen, ohne zu erkennen, daß mit dem Abströmen unserer Volksgenossen auch unser nationales Fundament für die Zukunft hätte gesichert werden müssen. Nicht die Regierungen allein trifft hieran die Schuld,

ſondern das ganze unreiſe, kurzſichtige, eines echten Nationalgefühls ſo vielfach entbehrende und meiſt auf häusliche Zänkereien bedachte Binnenlandvolk — unſer Volk!

* * *

Auf der Station Indio bekam ich eine Probe, was der Boden bei Bewäſſerung hier leiſtet, zu Geſicht; jene unterſetzten ſubtropiſchen Fächerpalmen, deren maſſiger Stamm einer kurzen, ausgebauchten Säule vergleichbar iſt; eine ebenſo urkräftige Krone bauſcht ſich über ihm. Man denkt, jetzt muß es wirklich grüner werden! Aber nein! Wiederum vollſtändige Dünenbildung zwiſchen zwei Felſenketten. Wir nähern uns der weſtlichen. Heute iſt es ruhig und ſonnig; man glaubt an den Sandhäufungen jedoch die Spuren der furchtbaren Stürme, die hier unlängſt gewütet haben, noch zu erkennen. Maleriſch, obgleich gänzlich vegetationslos, ſind dieſe Felſen wieder. Zwiſchen den ſteilen Graten ziehen ſich weiße Rinnen hinunter. Man vermeint, mit Geröll bedeckte, ſchmutzige Kalkaufſchüttungen davor zu ſehen; hier und da, zwiſchen flimmerndem Sand und Steinen, verdorrtes Geſtrüpp. Alles braun und weiß gegen den leuchtend blauen Himmel.

Unterwegs bekomme ich eine Zeitung. Ich habe ſie ja oft geſehen, dieſe ſenſationellen Überſchriften, mit rieſengroßen, verzerrten und ſchwer leſerlichen Buchſtaben und die von Geſchmackloſigkeiten ſtrotzenden Illuſtrationen. Hier wieder ein Beiſpiel! Der Mayor von Baltimore hat ſich kurz nach der Verheiratung erſchoſſen. Und nun die Bilder: Wie das Ehepaar zur Trauung geht; wie Mann und Frau vor dem Altar knien; wie er auf dem Geſicht liegt, den Revolver neben ſich, und

dann ein großes Porträt der unglücklichen jungen Frau daneben. Welches Maß von weitverbreiteter Roheit enthüllt dies einzige Zeitungsblatt!

Ein paar Stunden vor Los Angeles wird die Gegend angenehmer. Eine ausgezeichnete Plantagenwirtſchaft fällt ins Auge. Die berühmten Orangenpflanzungen, deren goldgelbe Früchte aus den in langen, zierlichen Reihen geſtellten Bäumen leuchten, treten zahlreich auf. Beim Durchwandeln freilich ſind dieſe Gärten der Heſperiden nicht ſo lieblich, wie die Phantaſie es ſich malt, da der Boden unter den rundlichen, dunkelgrünen Kronen grasleer iſt. Pomona fällt mir als hübſcher Ort mit trefflichen, grünüberwipfelten Anlagen auf. Viele radelnde oder im Buggy kutſchierende Damen ſorgen für Freudigkeit und Eleganz der Staffage. Außerhalb des Bereiches von fließendem Waſſer, der arteſiſchen Brunnen und der ſtändig beſprengten Gärten bleibt das Gras grauer und gelber, als es bei uns in den trockenſten Sommern wird; und fahl und kahl ſtehen die Berge. Das Korn — es war am 6. Juni — ſchien, den Stoppelfeldern nach zu ſchließen, ſchon meiſt geſchnitten zu ſein.

Ein Agent einer Transfer-Company aus Los Angeles ſtieg ins Coupé, von dem man das Gepäck „ſchecken" laſſen konnte und ein Omnibusbillett erhielt. Das ſind bequeme Einrichtungen, die bei uns fehlen. Ebenſo ſchickt man zu feſten und nicht zu hohen Preiſen das Gepäck von den Hotels aus. Wenn zuverläſſig gearbeitet wird, was nicht immer der Fall iſt, hat man auf dieſe Weiſe wenig Gepäckſorgen. Fürs Handgepäck fehlen die Träger freilich oft an den Bahnhöfen, und dann muß man ſein eigener Diener ſein. Mit nicht geringem Intereſſe für

das Kommende konnte ich nun endlich in der bei uns noch so wenig bekannten Metropole Süd-Kaliforniens meine Wüstenfahrt beendigen.

* * *

Los Angeles ist das küstennahe, pulsierende Herz eines nicht allzu großen Tales, das im Westen vom Stillen Ozean, im Osten und Norden von hohen Gebirgen, die fast auch noch den Süden abschließen, begrenzt wird. Dies Tal ist von einem Schienennetz überzogen, dessen Fäden alle auf die beherrschende Stadt wie auf eine Spinne zulaufen.

Schon vor ein paar Jahren verkehrten in Los Angeles täglich 225 Eisenbahnzüge und ungefähr 600 elektrische Wagen! Eisenbahnangestellte wohnten 4000 (mit Familie etwa 6000 Köpfe) in der Stadt und etwa 2000 Beschäftigte der elektrischen Bahnen. Der Grund für diesen enormen Verkehr liegt zumeist in dem stets sich steigernden Fremdenbesuch aus dem Osten, der das angenehme Klima aufsucht, und dann in dem Transport der südkalifornischen Bodenprodukte.

Der Besuch von Los Angeles ist immer lohnend, am empfehlenswertesten jedoch, wenn die Wintergäste aus dem Osten noch dort sind, zumal im anbrechenden Frühling. Für den schönsten Monat gilt der Januar.

Los Angeles hat zurzeit ungefähr 160 000 Einwohner (1870 erst 5000); es macht aber, wie die meisten Städte des Westens, durch riesige Ausdehnung, — etwa zwei deutsche Meilen in der Länge und fast ebensoviel in der Breite — durch großartige Bauten und Läden sowie durch lebhaftes Verkehrstreiben einen weit bedeutenderen Eindruck. Die gewaltige Ausdehnung entspringt der

Einzelwohnung im leicht errichteten Holzbau und der großzügigen Anlage des Straßennetzes. Dieses bedingt wieder ein elektrisch betriebenes Verkehrssystem, wie man es bei uns nur in den allergrößten Städten, ja über solche Entfernungen wohl allein in Berlin und allenfalls in Hamburg findet. An dem Hauptkreuzungspunkt in der Stadt werden die Wagen von einem Signalturm aus wie die Züge auf einem Zentralbahnhof dirigiert. Die ganze Umgebung wird auf Meilen und Meilen ringsum von diesen elektrischen Wagen, die überwiegend gut besetzt sind, durchzogen. Dazu kommen aus allen Himmelsgegenden einlaufende Eisenbahnstränge, die wiederum eine Menge Verästelungen von den Hauptlinien aus besitzen. Die Stadt hat daher mehrere weit voneinander entfernte Bahnhöfe. Die über Anhöhen und in dazwischen schneidenden Tälern gewählte Lage bietet im Verein mit der subtropischen Vegetation und den Aus- und Durchsichten auf das malerische, hohe Gebirge ein prachtvolles, abwechslungsreiches Stadtbild. Die imponierenden Hauptstraßen ziehen fast ganz in der Ebene. Bereits 1903 wurden sie von über tausend Bogenlampen erhellt. Während sonst noch manches Dazwischenliegende primitives, unordentliches Werden zeigt, erheben sich hier die stolzesten Steinbauten, unter denen einige „Himmelskratzer" auf den Ehrgeiz der jungen Stadt deuten. Ein Blick von „Angelsflight", einer besonders stattlichen Erhebung in der Stadt, zu der eine Drahtseilbahn hinanführt, bietet ein ungemein reizvolles Panorama. Die hier befindliche Camera obscura zeigt amüsante Bilder des zu Füßen auf den Straßen flutenden Lebens. Der nordwestlich streichende Blick trifft auf eine zwar nicht so schöne, doch eigentümliche und fesselnde Erscheinung.

Wir glauben ein weites Fabriktal mit ſeiner Fülle von Schloten zu ſehen; das Auffallendſte darin iſt ein kleiner Wald von Pumptürmen. Hier haben wir die Erklärung für die Entſtehung der großen Stadt. Es ſind die Petroleumwerke, die ebenfalls noch zum Weichbilde gehören. Es ſcheint viele Einzelbeſitzer von Ölquellen zu geben, da die Pumpwerke ſogar zwiſchen den Cottages eines Villenviertels verſtreut liegen. Der Ölbedarf wurde gewaltig, nachdem ſich die Ölheizung für die Lokomotiven praktiſcher als Kohlenheizung erwies. Auch die Dampfſchiffe gingen mehr und mehr zur Ölheizung über, ſo daß der frühere bedeutende Kohlenimport aus Britiſch-Kolumbien ganz zurückgegangen iſt.

Auf einer anderen Höhe fällt uns ein architektoniſch hervorragender Bau aus grauem Sandſtein auf. Ein energiſcher Turm flankiert ihn. Es iſt das Courthouſe — das Gerichtsgebäude. Auf den friſchen Raſenhängen vor ihm erhebt ſich eine Anzahl prachtvoller Baumexemplare einer Phönixpalme.

Gleich jeder ſich entwickelnden nordamerikaniſchen Stadt legt Los Angeles Wert auf Parks. Es beſitzt deren ſechzehn. Sie liegen zwar zunächſt nicht alle bequem; ſie zu erreichen, erfordert eine weite Fahrt, und dann ſind es oft noch ziemlich unbearbeitete oder erſt teilweiſe in Kultur genommene, zuſammen über 15 Quadratkilometer umfaſſende Terrains. Diejenigen, deren die Stadt ſich ſchon annehmen konnte, ſind vorzüglich gepflegt. Eine Fülle prächtiger Bäume und Blumen ziert ſie, überall leuchten die ſmaragdgrünen Grasflächen, und ein belebtes Gewäſſer pflegt ſelten zu fehlen.

Das ſchönſte aber ſind hier, wie in allen Städten des Weſtens, die Villenſtraßen. Allerdings haben wir

meiſt Holzbauten vor uns. Der Holzbau geſtattet dafür eine Menge von Motiven und originellen Erfindungen. Hier und da ſind ſie ſchlecht gehalten, ja verfallen, auch hat ein Unternehmer wohl ein langweilig gleichartiges Dutzend in Reih und Glied hingeſetzt; dagegen finden wir wieder ganze Straßen, die an Geſchmack und lieblicher Behaglichkeit unſere Villenſtraßen, die beſonders an Kleinheit der Grundſtücke und damit an zu enger Aneinanderpreſſung der Gebäude leiden, weit übertreffen. Architekten können hier übrigens nicht ſo darauf losbauen, wie man es bei uns von Amerika glaubt. Auch hier müſſen ſie Staatsexamina gemacht haben und ſich der ſtädtiſchen Baupolizei fügen. Die liebevoll gehaltenen Bowlinggreens und Raſenterraſſen um die Häuſer ſind, ſelbſt hart an der Straße, ohne jegliche Einfriedigung; doch fällt es keinem Straßenjungen ein, die Bewohner zu beläſtigen, ja die Hunde ſcheinen desgleichen hier einen bemerkenswerten Grad von Zurückhaltung zu beſitzen. Anderſeits fielen mir auch einzig ſchöne Hecken aus einer kleinblättrigen, dichtgeſchorenen Zypreſſenart auf.

Poetiſch bewachſene Veranden und Giebel, Palmen und ein bunter Blumenflor entzücken uns ringsum. Herrliche Ausſichten eröffnen ſich immer wieder. Ein ungeniertes, freies Familienleben ſpielt ſich auf Treppenſtufen und Veranden ab, ein Verkehr über die Straße wie in einer Kleinſtadt; Kinder reicher Leute, große Mädel darunter, ſieht man zuweilen auf nackten Füßen in eleganten Straßen herumrennen oder radeln, wie bei uns auf dem Dorfe. Das gilt für geſund und mag es in dieſem Klima auch ſein.

Freilich zeigen ſich dieſe freundlichen Bilder immer wieder nur dort, wo unabläſſig das Druckwerk ſeine

Strahlen über die Gärten schickt, also bei den Wohnungen bemittelter Besitzer. Sonst ist alles jetzt gelb und verdorrt, wie ringsum im Lande. Man kann sich aber vorstellen, wie es zur frischen Jahreszeit sein muß, wenn Korn und Mais auf den Feldern stehen, die Obstplantagen, Feigengärten und zahlreichen Orangenpflanzungen ihre Pracht und ihren Duft entfalten. Jetzt fanden sich draußen außer dem Baumgrün nur noch die marschartigen Viehweiden nach der Küste zu, die das Auge erfreuten.

Los Angeles erkühnt sich, mit der bisher unbeschränkten Fürstin am „Golden Gate", mit San Francisco rivalisieren zu wollen. Und es hat das Zeug dazu. Nur eins wird es dieser Metropole pazifischen Gebietes niemals nachmachen: den großartigen Hafen! Los Angeles liegt noch einige Meilen von der See; selbst wenn es an diese herangewachsen ist, darf es nur mit einer gewissen Begünstigung durch die Natur rechnen. Eine Küste, an der das Weltmeer unablässig donnernd brandet, als Saum seines Vorlandes besitzend, verfügt es lediglich über den Hafen des Städtchens San Pedro. Dieser ist größer und ausgebauter, als es vielfach bekannt ist, und gar nicht unbelebt. Los Angeles führt offenbar noch weitergehende Pläne mit ihm im Schilde. Allein Schiffen sehr bedeutenden Tiefganges wird er kaum je zugänglich werden. Dies gestattet erst der einzige, leider zu entfernte gute Hafen südlich von San Francisco, der Hafen von San Diego. Einstweilen hat sich Los Angeles anders geholfen. Sein eigener „Hafen" besteht aus einem 4600 Fuß langen Pier, der im Schutze eines Vorgebirges direkt in den Pacific hineingebaut ist, angeblich der längste Pier der Welt. Hier können allerdings die größten Fahr-

zeuge laden und löschen, und hierher schaffen die Petroleumzüge ihr Öl. Die Vorzüge eines wirklichen Hafens kann ein solches Hilfsmittel indessen niemals gewähren.

Nichtsdestoweniger wird Los Angeles sich immer mehr zu dem Zentralpunkt Südkaliforniens in merkantiler, industrieller und landwirtschaftlicher Richtung entfalten. Dabei wird es eine große Schulstadt werden — eine Universität hat es schon — und sommers wie winters immer neue Scharen aus dem Osten als Erholungsort anlocken, und zwar ebenso Los Angeles selbst, wie die in seinem Einflußkreise gelegenen beliebten Nachbarorte. So im Innern Riverside, Pomona und Pasadena, und an der Küste Santa Monica, Redondo, Longbeach und andere.

Das ist eben das Begnadigte an dieser Stadt, daß sie sowohl Kuraufenthalt in der Ebene, wie im Gebirge und an der See zu bieten vermag. Von einem Winter kann kann die Rede sein. Die kühle Küstenströmung und die regelmäßige Seebrise brechen den Einfluß der brutheißen nahen Wüstendistrikte im Sommer. In der Beziehung ist allerdings etwas Idealeres an Klima selten zu finden, und dies macht den steten Fremdenzustrom aus den übrigen Staaten erklärlich. Die Seebade-Saison hört hier überhaupt nicht auf.

Die in Los Angeles befindlichen Vermögen wurden auf 800 Millionen Mark geschätzt; neunzehn größere Banken, deren gemeinsames Clearinghouse 1902/3 nahezu eine Milliarde Mark umsetzte, hatten ihr Domizil in der Stadt von noch nicht zweihunderttausend Einwohnern. Ganz Südkalifornien wird überhaupt von noch nicht 400 000 Menschen bewohnt. Die Handelskammer, deren Gründung die Stadt groß gemacht haben soll, war die

größte derartige Organisation an der pazifischen Küste. Sie hat sich am Broadway einen prächtigen Palast bauen lassen. Dieser enthält auch eine freie Ausstellung südkalifornischer Produkte, die für die bedeutendste ihrer Art erklärt wurde. Zitronenfrüchte, die das ganze Jahr hindurch reifen, spielen eine Hauptrolle; dann folgen Petroleum und Edelmetalle. Der Fruchtbau Südkaliforniens, der auch reichlich Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen, Oliven, Walnüsse, französische Pflaumen usw. zeitigt, wurde an bisher in Benutzung genommenem Kulturland auf über 460 Quadratkilometer berechnet. Unter der Stadtbevölkerung scheint das deutsche Element, obwohl ich fast kein deutsches Wort gehört habe, nicht unbeträchtlich zu sein. An deutschen Kirchen waren eine baptistische, eine lutherische und eine methodistische vorhanden. Auch eine deutsche Missionsanstalt gab es. Sonderbarerweise fehlte noch ein deutsches Konsulat, das aber inzwischen wohl geschaffen sein dürfte. Im sozialen Leben spielen die Geheimgesellschaften, d. h. Logen, nach Landessitte eine große Rolle. Die Stadt zählt deren etwa siebzig; ein paar deutsche sind mit darunter.

Die Schiffahrt von Los Angeles unterhält besonders direkte Verbindungen mit Mexiko, Kanada und Alaska. Das entfernte San Diego mit seinen ungefähr 20 000 Einwohnern entwickelt sich, wie erwähnt, wegen seiner guten Hafenverhältnisse in einer von der Natur gegebenen tiefen und trefflich geschützten Bucht, die immer mehr ausgestaltet werden; es ist befestigt und der südlichste Kriegshafen der Vereinigten Staaten. San Pedro vermittelt besonders die Einfuhr des Holzes aus den nördlichen Häfen und dessen Verteilung über die westlichen Staaten und Territorien. Dann ist es Öl- und Fischereihafen.

Digitized by Google

Wenn die kostspieligen Hafenbauten beendet sein werden, will man es zum Freihafen machen. Das nördlich von Los Angeles gelegene Seestädtchen Santa Barbara kommt ebenfalls lebhaft voran; berühmt ist sein großes Erholungs- und Touristenhotel, Potters Hotel, ebenso wie auch das Coronado-Hotel bei San Diego.

„The Hollenbeck" in Los Angeles, ein Hotel, das ich seines Namens wegen, in der Meinung, ein gemütliches deutsches Haus zu finden, gewählt hatte, erwies sich als ein geräuschvolles, typisch nordamerikanisches Hotel zweiten Ranges. Beobachtenswert war mir die nicht übermäßig feine Gesellschaft. Im Flur des Hauses saßen die Herren, zeitunglesend, plaudernd, rauchend, spuckend, in etwa vier bis sechs Reihen hintereinander in Schaukelstühlen, natürlich alle mit dem Hut auf dem Kopfe. Daneben befand sich der Ladies Receptionroom. Ein konventioneller Salon, in dem die im Hotel wohnenden Damen, von der Männerwelt strenge geschieden und in größerer Pracht der Umgebung und der Toilette, reichlich bei lebhaftem Geschwätz umhersaßen oder mit ihren Einkäufen beladen aus und ein gingen. Offenbar waren es alle Bürger-, Farmer- und Arbeiterfrauen, die bei uns weder das Geld zu solchem Toilettenluxus, noch die Zeit zu derartiger nachäffender Salonfaulenzerei besitzen. Charakteristisch und warnend sind in diesen Hotels die Maßregeln gegen Feuersgefahr. Überall sieht man die auf „Escapes" hinweisenden Inschriften, Feuermelder, Wassertonnen, Extinkteure, Beile usw. Die Belehrung über Klingelgebrauch lautet manchmal recht ungewohnt für uns, z. B. gibt es besondere Signale für Schreibmaterial und besondere für Eiswasser. Dies Eiswasser ist eine immer zur Verfügung stehende, oft sehr

angenehme Einrichtung. Ich habe nach abgelegtem europäischen Vorurteil dagegen die größten Quantitäten, ohne den geringsten Nachteil zu empfinden, getrunken. In den Restaurants, wo vielfach nett gekleidete junge Mädchen bedienen, ißt man sehr reichlich, relativ billig und gut. Mit den Fleischgerichten wird sich der deutsche Geschmack freilich selten einverstanden erklären. Nur in wenigen der allerersten Restaurants wird man auch hierin mit höherer Einsicht Bereitetes zu genießen bekommen. Wundervoll ist aber die treffliche Sahne. Das ist etwas Großartiges! Warum es in Deutschland in diesem Punkte so kümmerlich aussieht, begreift man gar nicht. Der Nordamerikaner pflegt seine gute Sahne in beträchtlichen Mengen zu vertilgen, sonderlich auch zu den vielen Beerenfrüchten, unter denen die Brombeeren als Tafelgericht eine viel größere Rolle spielen als bei uns. Erdbeeren hat Südkalifornien das ganze Jahr hindurch. Pferde und Menschen erschienen gut genährt; so kräftige Kinder, darunter auffallend viele starke Mädchen, bekommt man in Deutschland weit seltener zu Gesicht. — Als Kuriosum sei noch das sehr teuere und umständliche Rasieren erwähnt, bei dem nicht nur verschiedene wohlriechende Bespritzungen erfolgen, sondern auch feuchte, heiße Tücher einige Zeit auf den geschabten Wangen lagern müssen.

* * *

Eine etwa dreistündige Dampferfahrt brachte mich von San Pedro nach dem Badestädtchen Avalon auf der Insel Santa Catalina. Die mitfahrende Gesellschaft, meist aus Damen bestehend, wurde auf dem kleinen Dampfer in der hohen Pacific-Dünung erheblich seekrank.

Ein kaliſorniſches „Home“ bei Los Angeles.

Digitized by Google

Es ist eine Art Helgolandfahrt, wie Catalina auch sonst Vergleiche mit dem weit kleineren Nordseefelsen — vielleicht auch mit Bornholm — herausfordert, die nicht durchaus zu ungunsten Helgolands ausfallen. Catalina bietet viel mehr, hat höhere Berge und Waldbestände, machte zurzeit aber doch einen etwas vergilbten Eindruck, der mit den frischen Farben und steilen Randformen eines sonnenbeleuchteten Helgolands keinen Vergleich aushielt. Die Pacific-Bläue und das milde Klima weisen andrerseits freilich auf Capri-Genüsse hin.

Avalon erinnert ebenfalls sehr an unsere Badeorte. In den Läden bekommt man niedliche Sachen, zumal herrliche Muscheln. Die wenigen Damen — die Saison hatte kaum begonnen — trugen mit Vorliebe eine Art von Helgoländer Kappen. Die Hotels spielen im sozialen Leben des Nordamerikaners eine so große Rolle, daß ich auch hier wieder des hauptsächlichsten Erwähnung tun muß. Es ist das Metropole-Hotel, ein mächtiges, hölzernes, geschmackvolles Gebäude. Der einfach elegante Speisesaal, weiß in Weiß gehalten, stimmte gleich zur Behaglichkeit. Man lebt nach „american plan“ nicht allzu teuer. Wie überall findet man auf jedem der blendend weiß gedeckten, vereinzelt stehenden Speisetische einen anmutigen Blumenstrauß. Die bedienenden, sauberen Mädchen tragen zum Frühstück hellblaue Kleider mit weißen Schürzen; abends erscheinen sie ganz weiß, fast wie Damen.

Avalon bietet allerlei Unterhaltungen. Da ist zunächst die tägliche Fahrt durch die Insel mit der stage-coach. Der derzeitigen Dürre halber verzichtete ich auf den Genuß. Dann sind die Fahrten im „glasbottomed boat“ berühmt. Sie lohnen sich, wenn man die Schil-

derungen der nordamerikaniſchen Reklame auch ruhig für übertrieben halten darf. Eine kluge Idee dieſe Boote! Man ſollte ſie in einigen klaren Buchten unſerer Oſtſeebäder nachahmen, man würde ſicher damit Geſchäfte machen. Es ſind kleine Dampfboote, deren flacher Boden aus einer ſtarken Glasſcheibe ſtatt aus Holz beſteht; die Scheibe befindet ſich in einer Art Kaſten, wie der Kaſten der Schwertboote, der hier natürlich länger und viel breiter iſt. Ringsherum ſind Bänke, auf denen die Paſſagiere ſitzen und das Leben im Waſſer durch das Glas beobachten.

Man fährt ſo eine Stunde und darüber an den Klippen entlang, ohne zu ermüden. Dabei kommt man dicht an Seelöwenfamilien vorüber, die der Brandung entſteigen, ſich auf den braunen Felſen lagern und ein weithin ſchallendes Gebell ausſtoßen. Möwen und eidergansartige Waſſervögel beleben die höheren Klippenwände. Das grüne Waſſer iſt nicht ſo durchſichtig, wie es gerühmt wird; angeblich ſoll man Gegenſtände auf 60 Faden Tiefe, das ſind faſt 120 Meter, erkennen können. Immerhin iſt der Blick in die unterſeeiſchen Felsgründe, aus denen ein dichter Wald von Waſſerpflanzen emporſtrebt, ungemein feſſelnd. Die rieſigen Blätter legen ſich oft glatt an das darübergleitende Glas. In der reichen Fauna fallen zumal die vielen Goldfiſche auf; zwiſchendurch ſchießen prächtig blau gefärbte kleinere Fiſche. Ein unternehmender Mann, Kapitän Lyon, fing zwiſchen dieſen ſtrudelnden Felſen, die bei bewegter See an Schillers Taucherſzenerie erinnern, Seelöwen lebendig; dieſe dürften im Schwimmen wohl unbequemer aus dem Strudel zu holen ſein, als goldene Becher.

Einen noch beſſeren Begriff von dem Fiſchreichtum

Catalinas erhält man in dem höchst sehenswerten Aquarium. Dort konnte man den Schafskopffisch bewundern, einen alten Burschen mit mächtigem, schwarzem Kopf, aus dem die beweglichen, weit hervorstehenden Augen unzufrieden um sich schauen, während aus dem Maule drei blendende Zähne, die Säugetierzähnen gleichen, hervorragen. Blau- und rotäugige Fische, seltsame See-Aale, Goldfische, bedeckt von elektrisch blauleuchtenden, nachts stark phosphoreszierenden Punkten, schweben über reizend bunten Seegewächsen, die nach einer Berührung sich mimosenartig einziehen. Daneben bemerkt man wunderbare Polypen; sie nehmen nach Berührung einen chamäleonartigen Farbenwechsel vor, wobei sie zornig zu erglühen scheinen.

Der Fischfang ist demnach auf Catalina der beliebteste und eigenartigste Sport, und zwar handelt es sich besonders um den Fang von Riesenfischen mit der Angelrolle — rod and reel — also der Hohen Schule des Angelsports. So befindet sich hier auch der Sitz eines Tunaclub. Die Angling Tournament Season ist vom Mai bis zum Oktober. Die zu fangenden Fische werden in verschiedene Klassen geteilt. Da kommen der Leaping Tuna, der Black Sea Brass, der Yellowtail, der Albacore, der Sheephead und der Whitefish. In der Liste der Preisfischer des Klubs befand sich ein Herr mit dem deutschen Namen Schenck, der einen Leaping Tuna von 251 Pfund engl. und einen Sea Brass von 384 Pfund geangelt hatte. Auch die bestausgerüsteten Boote der Saison werden prämiiert. Noch riesiger war der im Sommer zuvor bei Catalina gefangene Sonnenfisch; er wog 1460 Pfund. Auch Damen beteiligen sich erfolgreich am Sport und pflegen sich dann liebreizend lächelnd neben ihrem

gefangenen Ungeheuer photographieren zu lassen. Übrigens zeigen sich bei der Überfahrt nach Catalina häufig Walfischschulen und Mengen fliegender Fische, besonders der Tuna Bait.

Das Kämp-Leben — das in Amerika so beliebte sommerliche Zeltleben (Camping) findet auf Catalina viele Freunde. Das Klima eignet sich ja hier besonders dazu. Die sogenannte canvas city von Avalon, die sich unter Eukalypten versteckt, zeigt eine solche Zeltstadt im Großen. Die blauweißgestreiften Zelte sind mit mancherlei Komfort ausgestattet. Urwüchsiger erscheinen die Einzelsiedelungen an entlegenen Buchten. Hier wohnt der Sommerfrischler ungestört; Angelrute, Segelboot und Büchse verschaffen ihm Unterhaltung. Die Damen kochen und nehmen mit Entzücken Anteil an dieser Robinsonade unter einfachsten Verhältnissen.

Die Touristen zerstreuen sich bei Ebbe in die sandigen Einschnitte zwischen den Felsen, um Mondsteine (Adular) zu suchen.

Der Segelsport schien nicht so stark betrieben zu werden, wie der Angelsport.

Auf dem Festlande an der San Pedro-Bai liegt der vielbesuchte Badeort Longbeach, gänzlich Temperenzort, sonst ein recht angenehmer Aufenthalt. Dicht am Strande befindet sich eine große Schwimm- und Badeanstalt, deren Bassin mit temperiertem Wasser gefüllt ist. Man schwimmt in diesem, läuft dann über den Strand in die Brandung und geht wieder ins Badehaus zurück.

Die Damen sind dabei sehr ungeniert, bedienen sich selten der Bademäntel, wenn sie sich unter dem Strandpublikum umherbewegen; freilich sind die vorschriftsmäßigen, nicht sehr kleidsamen Badeanzüge von undurch-

sichtiger Schwärze. Die Herren pflegen ihre Gliedmaßen noch minder zu verhüllen; auch die watenden Kinder benehmen sich ungenierter als die unserigen. Und doch muß man zugeben, daß es in manchen unserer gemeinsamen Bäder eigentlich weniger dezent hergeht.

Näher Los Angeles, auf dem Wege zur Santa Monica-Bai liegt anmutig das Soldiers Home, ein Ort, der als Heim für die Veteranen des Bürgerkrieges gegründet wurde. Während der Fahrt auf der elektrischen Bahn nach Santa Monica bemerkt man allerliebste, meist hölzerne Landhäuser, viel bebaute Felder, Orangenpflanzungen, Feigenkulturen usw. Das Strandleben hier entsprach ungefähr dem von Longbeach; die Küstenformation ist aber interessanter. Hier ist der erwähnte, gegen Nordwest durch einen Vorsprung geschützte, lange Hafenpier von Los Angeles; von ihm ging ich zu Fuß nach Santa Monica. Von dem lehmwandigen Küstenrand, der sich plateauartig ein- bis zweihundert Fuß steil über dem Sandstrand erhebt, genießt man eine großartige Aussicht über die Bai und die Küstenorte. Nahe Santa Monica beginnt ein stattliches Fliesen-Trottoir, an dem ein reizendes Landhäuschen nach dem anderen hinter Rasen und Blumen liegt. Sie alle haben, zwischen den Blättern der kurzen Fächerpalmen hindurch, jenen prachtvollen Blick. Nur der Staub und die Dürre der Jahreszeit beeinträchtigten die sonst beneidenswerte Lage etwas. Zurück fuhr ich über einen anderen Badeort, Oceanside, der mit seinen einfacheren Holzhäusern zwischen kahlen Sandhügeln mehr den Eindruck eines Dünendorfes erweckte. Die Fahrt auf offenem Wagen wurde recht kalt; ein Beweis, daß selbst in solchem geschützten Klima die Seewinde rauh anfassen können.

Einen großen Genuß verschaffte mir der Besuch des Mount Lowe, wennschon er nicht the grandest scenic trip in the world ist, wie die nordamerikanische Reklame es behauptet. Er erhebt sich ziemlich isoliert nördlich von Los Angeles bis ungefähr zu 1500 Meter. Wieder mit einer elektrischen Bahn fährt man dorthin über das ansehnliche und hübsche Pasadena im Gabriel-Tal, ein am sanften Anstieg der etwa 2000 Meter hohen Sierra Madre annähernd 300 Meter hoch gelegener Kurort. Orangenfarmen, ein großartiges Hotel und schöne Landhäuser erfreuen das Auge, während der eigentliche Ort nüchterne städtische Straßen und eine jetzt vergilbte Umgebung zeigte. Das jährliche Blumenfest am 1. Januar, das Tournament of roses von Pasadena ist in den Staaten sehr bekannt. Die elektrische Bahn steigt über Altadena zum Rubio Cañon, wo die eigentliche Felsauftürmung beginnt und wo man in einer Waldschlucht auf die Drahtseilbahn übergeht. Jetzt wird man auf steilem Geleise zu Höhen mit prachtvollen Talaussichten emporgehoben, bis zum Echo-Berg, auf dessen Plateau ein Observatorium und ein (zurzeit niedergebranntes) Hotel liegen. In kühnen Kehren windet sich die Bergbahn von hier weiter durch die Nadelholzwälder, an tiefen Schluchten entlang oder über verwegene Holzbrücken und endigt schließlich in einer Waldschlucht, noch ein gutes Stück unterhalb des Gipfels. Ganz versteckt unter Bäumen, klemmt sich hier ein niedliches Hotel an die Felswand; dahinter folgen noch ein paar Holzgebäude und ein Platz mit Hütten zum Kämpen.

Ich würde diese Bretterhäuschen nicht zum Bewohnen gewählt haben, da der Boden hier unter den Bäumen keinen Rasen, sondern nur trockenes Geröll zeigte und

es ungeachtet der Wasserlosigkeit und der Berghöhe eine Menge von Moskitos gab. Gegen di.se boten die Gazefensterchen der Kämphütten nur ungenügende Sicherung. Weit angenehmer war das Hotel selbst, mit geräumiger Veranda und dahinter einer hübschen Diele nebst Kaminplatz. Dieser ist nicht zu verachten, da hier zeitweilig Schnee fällt und der Thermometer unter 0° sinkt. An guten Wegen und schönen Spaziergängen fehlt es oben nicht, auch nicht an dem üblichen Inspiration Point, den die poesievolle nordamerikanische Reklame in jedem Gebirge für notwendig zu halten scheint. Das Bild, das sich in stimmungsvoller Abenddämmerung, während der Wind durch die malerisch zerzausten Kronen der kiefernartigen Koniferen brauste, mir bot, packte mich in der Tat. Das weite, blühende Tal zu Füßen war nicht sichtbar; das einer flockig-erstarrten Brandung gleichende Wolkengeschiebe bildete darüber eine feste Decke, auf die ich hinunterschaute, und die sich weit gen Westen erstreckte, wo die Kuppen der Küstenberge inselartig und verschwommen herauswuchsen. Rückwärts Kegel auf Kegel, durch Querschluchten getrennt; hier schlug die Sierra Madre wieder ein Meer von stilisierten, einzelnen Riesenwellen. Fledermäuse zickzackten durch die dämmernde Einsamkeit über den Menschen.

Im hornblendehaltigen, schiefrigen und in rascher Verwitterung abbröckelnden Kalksteingebirge fand sich Geröll und Sand überall, doch meist kein Grashalm, kein Tröpfchen rieselndes Wasser! Dabei immer die mächtigen Bäume, buschiges Unterholz und sogar Blumen. Die Unterschichten führen also Wasser. Die Tierwelt ist zahlreich durch Nager und Vogelarten vertreten.

Das rattenartige, graubraune Groundsquirrl sah

man ringsum, den behaarten Schweif nach ſich ziehend, über den kahlen Waldgrund huſchen. In den Äſten ſchlüpften Scharen gewöhnlicher Eichhörnchen umher, niedliche graue Tierchen mit braunen Rückenſtreifen. In der Nähe des Hotels ſprangen ſie dreiſt auf den Schoß und bohrten ihr ſpitzes Köpfchen in alle Taſchen, um das oft von Touriſten gebotene Futter mit einer Vertraulichkeit ohnegleichen herauszuholen. Nicht nur hier, ſondern auch im öffentlichen Zentralpark des an bösartigem Geſindel wahrlich nicht armen New Yorks iſt mir dieſes hübſche Verhältnis zwiſchen Menſch und Tier aufgefallen. Die Berliner Tiergarten-Eichhörnchen ſind bei weitem nicht ſo zutraulich; das läßt keine empfehlende Rückſchlüſſe auf uns zu. — Im Hotel beklagte ſich die Boſtoner Kellnerin gegen mich über das wenig umgängliche Weſen der Kalifornier; ein Beiſpiel dafür, daß man im Volk drüben ebenſogut Stammesvorurteile kennt, wie bei uns.

Bei der Rückkehr vom Mount Lowe beſichtigte ich noch die bekannte Straußenfarm in Paſadena. Man ſieht hier hinter einem reizenden Blumengarten ein Gehege nach Art eines zoologiſchen Gartens, in dem die Strauße gehalten werden. Es ſind vielfach vortreffliche Exemplare der beſten Arten. Die zum Kaufe ausgelegten Straußenfedern-Arbeiten würden unſere Damen ſehr entzücken. Billig ſind ſie nicht, immerhin kauft man ſie hier, den Zoll eingerechnet, erheblich billiger als in Deutſchland. Die hervorragendſten Zuchtvögel führen berühmte Namen. Ein prachtvoller ſchwarzer Rubier hieß z. B. King Edward VII., ein anderer Theodore Roosevelt und einer, der mich, ungeachtet meines patriotiſchen Intereſſes, ſehr ungnädig muſterte, Emperor William.

Recht befriedigt von dem Aufenthalte in Los Angeles, trat ich am 10. Juni die Weiterreiſe nach San Francisco an, und zwar mit einem Seitenabſtecher ins Yoſémitetal (ſprich: Joſémmiti).

Im Yosémitetal.

Die nordamerikaniſche Reklame. — Enttäuſchung der Fremden. — Die Yoſémiteſchönheit kein Bluff. — Formloſigkeiten im Verkehr. — Im Stuhlwagen von Reymond aus. — Eine Klapperſchlange wird erwiſcht. — Staubwege und Waldlandſchaften. — Rückſichtsloſigkeiten. — Das Waldhotel Wawona. — Weiterfahrt ins Yoſémitetal. — Das Ölen der Wege. — Das geduldige und disziplinierte Publikum. — Erſter Taleindruck. — Sentinel Hotel und Kämp. — Am Kämpfeuer und Erinnerung an China. — Ein Rieſenbaum und allerlei Nachdenkliches. — Streifereien auf der Merced-Talſohle. — Der Spiegelſee. — Ausflug zum Glacierpoint mit der Familie Francken. — Ein unangenehmer Führer. — Am Vernall- und Nevada-Fall. — Auf dem Glacier-Point. — Panorama der Sierra Nevada und des Yoſémitetals. — Ein gefährlicher Ausſichtsplatz. — Steiler, aber ſchöner Abſtieg. — Die big trees von Mariposa. — Snowflowers. — Straßentypen. — Mit der Bahn nach Oakland und über die Bai nach San Francisco.

Heilige Reklame, wie haſt du für die Reize des Yoſémite Valley, des Tals des „großen Grizzly-Bären", in das Horn geſtoßen und tuſt es auch fürderhin! Süß wie Honigſeim, ſüßer als jede andere Reklame, berückender, verlogener und frecher weiß die nordamerikaniſche zu ſchmeicheln. Man fühlt ſich durch ihre Unbildung, ihre bodenloſe Naivetät, verbunden mit ebenſo bodenloſer Raffiniertheit angewidert, und dennoch gibt man ihr Gehör.

Das Yoſémite-Tal in Kalifornien.

Damit hat sie natürlich ihren Zweck erreicht. Wie ich schon sagte, fordert sie jedesmal die ganze „world“ in die Schranken und schlägt sie jedesmal um zahllose Yankee-Längen. Kurzum, wir mit unserm bißchen veralteten Europa sind nichts gegen das unerschöpfliche Wunderland Amerika, das will heißen: die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Herrgott müßte sich eigentlich jeden Tag selber beglückwünschen, daß es ihm gestattet ward, dieses Staatsgebilde und diese Menschen zu schaffen!

Nun kommt so mancher Fremde ins Yosémitetal, voll wie ein Schwamm gesogen von den berückendsten Vorstellungen und ist enttäuscht, ingrimmig enttäuscht. Die Berge sind ihm nicht hoch genug, die Wälder zu dünn, das Ganze zu verstaubt — er läßt kein gutes Haar mehr daran und stellt ewig die amerikanische Landschaft tief beschämende Vergleiche mit deutschen Buchenwäldern, italienischen Seen, Schweizer Gletschern usw. an, um dann verdrießlich über das schöne Geld, das er ausgeben mußte, wieder abzureisen. Nicht allen ergeht es so, doch recht vielen.

Nein, das ist auch nicht richtig! Das Yosémite Valley darf in der Tat für eine der allersehenswertesten Gegenden der Erde gelten, das der Unternehmer-Marktschreierei gar nicht bedürfte. Diese ist es, die Verstimmung erzeugt. Dann aber soll der deutsche Amerikareisende, ebensowenig wie er durch landesüblichen Bluff in den Zustand blinder Bewunderung zu geraten braucht, nicht Vorurteile in Dinge hineintragen, die mit jenem gar nichts zu tun haben. Vor allem sollte er nicht inkongruente Größen beständig miteinander vergleichen, so nahe dies der menschlichen Natur, die vom Erfahrungsboden ausgeht, auch liegt. Die Inkongruenz sollte eben zuvor er-

kannt, die Objektivität des wahrhaft Gebildeten erworben werden. Schweizer, italieniſche, deutſche oder kaliforniſche Landſchaft, jedes iſt ein Beſonderes, das Parallelen nur unter ganz beſonderen Vorausſetzungen zuläßt. Man kann wohl ſagen, dieſer oder jener Landſchaftscharakter beeinflußt mein ſubjektives Empfinden ſtärker, aber man darf ſich nicht den Beſitz einer abſoluten Schönheitsſkala anmaßen. Das ſubjektive Empfinden ſtellt eben etwas recht Wandelbares dar, weil es vom Bildungsgrad, Stimmungen der Perſon wie des Objekts uſw. abhängt. Der Verſtand hat mit dem Gemüt zuſammen zu wirken, um ein reifes, den Tatbeſtand möglichſt erſchöpfendes Empfinden zu erzeugen. Im Herbſt ſollte man nicht trivial unbefriedigt ausrufen: wie ſchön muß es hier im Frühjahr ſein! Wo es keine Gletſcher gibt, müßte man es unterlaſſen, die Landſchaft für unvollkommen zu erklären gegenüber Gletſchergebirgen. Man bewundere jedes Stück Schöpfung für ſich allein, vom Standpunkte der Gegenwart aus; man ſuche die Linienführung, die Maßverhältniſſe zueinander zu erfaſſen, das Verhältnis der Beleuchtung zu den Objekten, Form und Verhältnis des Vegetativen zum Nackten. Kurz, man muß lernen, mit Maleraugen zu ſehen, wenn man mit Nutzen und Erfolg auf Reiſen gehen will.

Das Yoſémite Valley, deſſen Entſtehungsweiſe durch glaziale oder eruptive Vorgänge noch nicht unbeſtritten feſtzuſtehen ſcheint, iſt ein langes, ſchmales Keſſeltal der Sierra Nevada, durchfloſſen vom Merced River, und öſtlich faſt halbwegs zwiſchen Los Angeles und San Francisco gelegen. Bis zum Jahre 1851 kannte es nur der dort das geraubte Vieh verbergende Indianer. Die es einſchließenden, ſehr ſeltſam und abwechſlungsreich geformten

Granitberge erheben sich schroff auf 900 bis nahezu 1500 Meter über die in etwa 1300 Meter über dem Meeresspiegel gelegene Talsohle. Diese ist durch herrliche Koniferen und Laubholz bewaldet. Der Wald steigt etwas an den Hängen, weiter in den Einschnitten empor und säumt und bändert auch hier und da die Wände. Mehrere prachtvolle Wasserfälle stürzen in Absätzen von ein paar hundert Metern an verschiedenen Punkten an den Wänden zur Tiefe; turm- oder domförmige Schroffen ragen aus grünem Kranze darüber, während, vom höheren Punkte aus gesehen, rückwärts das wildzerrissene, schneebedeckte Meer der Sierra Nevada, bis über 4000 Meter hohe Gipfel bildend, unabsehbar seine Kulissen hintereinander schiebt.

Das Talgebiet und dessen Nachbarschaft wurde, um seine Schönheiten dem ganzen großen Vaterlande und damit wirklich der Welt auf längste Zeiträume zu erhalten, vom Kongresse zu einem der Nationalparks gemacht. Kaum braucht noch gesagt zu werden, daß die Bezeichnung Park, weit über den üblichen Begriff hinaus, ganze Gebirge und Provinzen umschließen kann. Glückliches Amerika, das hierzu in der Lage war! — Näher nach Los Angeles hin befindet sich in der Sierra Nevada ein zweiter, kleinerer, der Sequoia-Nationalpark. Sequoia ist das rotholzige, teils zypressenblättrige Riesenbaumgeschlecht (Taxodineen), dem auch die Wellingtonia gigantea angehört; drüben wird es Redwoodtree genannt. Dieser bildet ebenso einen Bestandteil der Wälder des Yosémiteparks und namentlich des südlich benachbarten Bezirkes von Mariposa. Die riesigen Exemplare kommen nur noch in kleinen Gruppen vor, aber auch im Durchschnitt übertrifft der Koniferenwald den unsrigen weit

in der Höhe; zu ihm trägt im Gegensatz zu der Sequoia gigantea die Sequoia sempervirens einen wesentlichen Bestandteil bei.

Auf der östlichen Strecke der Süd-Kalifornien in zwei, ja bisweilen drei- und mehrfachen Parallellinien durchziehenden Southern Pacificbahn fuhr ich bis zur Station Berenda, und von dort mit einer Seitenbahn nach Reymond. Für bequeme Billetts, die Eisenbahn, Wagenfahrten und Hotelkosten in sich schließen, ist gesorgt. Die zahlreichen Mitreisenden für das Yosémitetal bekundeten bereits das Lieblingsziel der Touristen. Wieder machte ich die Erfahrung, wie sonderbar es sich für uns mit Nordamerikanern verkehrt, zumal mit den aus dem Osten — sagen wir etwa Boston — stammenden, wenn man sich ohne Einführung kennen lernt. Es ist englische Manier ins Formlosere gesteigert. Derselbe Mensch, der sich eben noch freundschaftlichst mit dir unterhielt, lieber Leser, ist, wenn es ihm gerade so paßt, fünf Minuten später steif und behandelt dich wie Luft. Je nach Gutdünken kann er nach weiteren zehn Minuten so nett sein, wie vorher, oder auch nicht. Im ganzen darf man sich über solche Erfahrungen bei den Leuten des Westens weniger beklagen; sie scheinen im Durchschnitt überhaupt einfacher zu sein, während die verfeinerte Kultur neben Rauheiten auch manches Liebenswürdige hinwegwischte. — Vor dem Schlafengehen in der Pullmancar bemerkte ich das Gebirgigerwerden der Gegend; auf vielen Kurven und durch häufige Tunnels ging es in steiles, verwitterndes, weißes Kalkgebirge hinauf.

Am nächsten Morgen sah man in Reymond, wo wir auf eine Reihe von Stuhlwagen systematisch und kategorisch — viel kategorischer als in unserem Lande

des verſchrienen Unteroffiziertons — verteilt wurden, nur hügeliges Gelände. Alle hatten ſich im Reymond Hotel mit Staubmänteln verſehen, die ſich ſpäter auch als ganz unentbehrlich erwieſen. Es war der 10. Juni und ein recht heißer Tag. Das parkartige Land, in dem weite Weideflächen mit Baumgruppen wechſelten, mochte im friſchen Frühling ſehr anziehend erſcheinen; jetzt bedeckte auch hier nur vergilbtes Gras den grauen, riſſigen und ſtaubigen Boden; das Chlorophyll des Laubes ſchien erblaßt zu ſein. Unterwegs wurde eine ziemlich große Klapperſchlange bemerkt, die dicht neben unſeren Rädern einer Viehweide zuſtrebte; kaum unterſchied ſie ſich in der Farbe vom Erdreiche. Ein Herr ſprang vom Wagen und betäubte ſie, als ſie zu entkommen trachtete, mit Steinwürfen, worauf er ſie mit einer herausgeriſſenen Latte vollends tötete.

Allmählich wurde die Landſchaft gebirgiger; ſchöne Koniferenbeſtände zeigten ſich da und dort. Am Wegrande und auf den Weiden wuchs häufig ein weißblühender Baum, der an Faulbaum erinnerte. Bergauf, bergab raſten unſere trefflich geſchulten Pferde mit uns in Staubwolken dahin; auf dem faſt immer ſteinbeſchütteten, zuweilen recht holprigen Wege wurde einem die Seele faſt aus dem Leib geſchüttelt. Männlein und Weiblein waren dabei, der erhaltenen Nummer gemäß, wahllos durcheinandergepreßt. Hinter der niedlichen Frühſtücksſtation Ahwahnee wurde die Gegend ganz prächtig; wenn nur nicht der Staub und das vergilbte Gras geweſen wären! Die Kiefern und Sequoias ſchoſſen turmartig auf; über tiefe, weite Waldtäler, auf bewaldete Gebirgsketten öffneten ſich großartige Fernblicke. Dann und wann, doch nur ſpärlich, erfreute das Auge ein fließendes Waſſer in den

Tälern. Häufig zeigten sich die Baumriesen gefällt oder erst angehauen und angebrannt, eine traurige Verwüstung! So kamen wir durch eine gewaltige Holzfällerei, die mit einem eigenen Bahnbetrieb arbeitete. Für vier Pferde erschienen unsere mit Menschen und Gepäck beladenen Stuhlwagen etwas schwer; öfter mußten jene gewechselt werden, wobei sie sich sehr naß zeigten. Die Kutscher fuhren die rauhen, gewundenen Waldwege recht geschickt hinab. An landesüblicher Rücksichtslosigkeit fehlte es dabei nicht; erwies sich der Weg gut, wurde er im Jagen zurückgelegt, einerlei ob hier sich besonders lohnende Ausblicke boten oder nicht. Die gewährte Zeit entsprach jedenfalls nur einem sehr knappen Programm. Der Nordamerikaner, dem Jagen über Genießen geht, ärgert sich weniger daran als der fremde Tourist. — Die schwarzverkohlten Holzstümpfe zwischen den Waldbäumen gewährten im hereinbrechenden Zwielichte oft die abenteuerlichsten, unheimlichsten Gestalten. Dann lichtete sich der Wald, und wir rollten auf eine weite, rings von ihm umschlossene wiesenartige Blöße hinab. Auf dieser steht inmitten von Blumenanlagen und hohen Bäumen das Kurhotel Wowwona.

Ein ganz reizender Aufenthalt, dieses Wowwona! Voll von elegantem Leben, in das wir mit fast unwürdigen, staubbedeckten Toiletten hineinplatzten. Auch die Leutnants von der nordamerikanischen Artillerie spielten hier dieselbe Löwenrolle wie auf den Reunions deutscher Bäder. Man kann Kämpen oder im Hotel wohnen, wie man will; die Mahlzeitordnung gliedert und verteuert sich hiernach. — Von Wowwona strahlen die Partien aus, von denen die ins eigentliche Yosémitetal und zu den Baumkolossen von Mariposa nie versäumt werden. Kurz kann ich mich über

„El Kapitan“ im Yoſémite-Tal.

die geschauten Herrlichkeiten nur fassen, so sehr der Reiz zum Schildern mich packt.

Blau lachte der Himmel über die Waldtäler, als ich auf schüttelndem Stuhlwagen in das berühmte Tal fuhr. Entgegenkommende, beladene Touristenposten, durch den Wald sprengende Unions-Kavallerie gaben dann und wann unterhaltende Staffage ab. Der Pferdewechsel bei malerischen Blockhäusern im Wald bietet gleichfalls Unterhaltendes. Man ölt die Wege mit Petroleum, damit sie weniger stauben. Das leider nur auf einigen Strecken verwendete Mittel ist vortrefflich, weit länger wirksam, als es Wassersprengung sein könnte. Damen klagten nach frischer Ölung über Spritzer an ihrer Kleidung; wohl nur ein kleineres Übel. Schade, daß das Ölen in Deutschland zu kostspielig sein würde. So etwas von Staub kommt allerdings selten bei uns vor.

Herrlich blaute der Himmel über den Riesenbäumen, als wir am andern Morgen nach mehrstündiger Fahrt den Eingang des eigentlichen Yosémitetals erreichten. Der rücksichtslose Bursche, der uns fuhr, gab aber kaum nach, wenn wir an hübschen Stellen zu halten wünschten, und hieb einmal ruhig auf die Pferde ein, als wir, mit fertiger Camera, ihn inständig baten, doch noch wenigstens ein paar Sekunden zu warten. Ich glaube, ähnliche Erfahrungen dürften bei uns kaum vorkommen. Nordamerikaner lassen sich, wie gesagt, merkwürdig viel von ihren großen und kleinen Autoritäten bieten. Selbstherrlich bis zum Exzeß, zeigen sie sich dann wieder geradezu unterwürfig und, wie man sagen muß, diszipliniert in einem bei uns ungewöhnlichen Maße.

Vom bekannten Inspirationpoint, an einer Wegbiegung, sah man in den großartigen, walderfüllten Kessel

hinein, der umgeben ist von hohen, weißgrauen Felsen, die wie durchgesägt erscheinen; in silberglänzenden Bändern stürzen über die Plateauwände da und dort die Wasserfälle an den Steilwänden. Die Natur hat hier gleich einem phantasievollen Maler geschaltet, der alles mögliche Schöne zu einem paradiesischen Gesamtbilde auf kleinem Fleck zu vereinigen suchte, und hat dabei die ergreifende Harmonie wirklich erzielt, die bei dem nachbildenden Menschenhirn über ein Stammeln nicht hinauskommt. Man kann sich die imponierende Schönheit der meist in zwei Absätzen sich ergießenden Fälle schwer vorstellen. Mehr noch als die riesenhaft bizarren Granitzacken und -Nadeln der drei Gebrüder, der Kathedraltürme und anderer Gebilde machte mir die glatte Kraft des glazial oder durch Abwaschungen rundlich geschliffenen, über 1000 Meter abstürzenden El Kapitan nachhaltigen Eindruck. Lebhaft erinnert man sich bei der Betrachtung an den blanken, urkräftigen Rückenabfall eines jungen Stieres. Nahe unter dem regenbogenfarben und silberwolkig stäubenden Bridal Veil-(Brautschleier-) Fall hielten wir ein wenig.

Statt im Sentinel Hotel, dem aus hübschen, hölzernen Gebäuden, inmitten von Anlagen, bestehenden Badeetablissement — dies ist wohl der richtigste Ausdruck — zu wohnen, zog ich den Aufenthalt abseits, unterhalb des Yosémitefalles, im Kämp vor. Natürlich spielte sich das Haupttreiben mit dem amüsanten Touristenverkehr, dem Flirt der jüngeren, eleganteren Welt, den „Studios" der Maler und Photographen, dem über den Mercedfluß hinausgebauten Bet- und, wie ich glaube, auch Tanzsaal in jenem Komplex ab. Allein, das billigere Kämp bot bei erträglicher Nahrung stillere und auf die Dauer größere

Reize. Zwiſchen Felsbrocken und unter Eichen und Koniferen hauſte man in einem hölzernen Budendörfchen höchſt anſpruchslos und ungeniert. Durch die Moskitogaze der Fenſterchen ſah man abends überall den Lampenſchein. Die Moskitos haben mich ſehr geplagt, desgleichen tags die zwiſchen den Holzwänden brütende Hitze, während es nachts recht empfindlich kalt ward. Aber Abende habe ich verlebt, deren ſtimmungsvolle Poeſie ich nicht in der Erinnerung miſſen möchte. Verſtändige Menſchen, zumal gebildete Deutſche, fehlten mir Fremdling; meiſt ſog ich, allein ſitzend, nachdenklich an meiner glimmenden Zigarre. Sonſt ſaßen wir Kämper im Kranze um das praſſelnde funkenſprühende, rauchende Feuer aus mächtigen Holzklötzen, das den weiten Platz mit ſeinen aus dem Raſen oder Sandflächen ſich erhebenden einzelnen Bäumen und den fernen Stößen aufgeſchichteten Holzes maleriſch und wechſelnd beleuchtete. Ich dachte an einen Abend zurück, an dem ich mit Prinz Heinrich von Preußen im Kreiſe von Landsleuten ſo um das lohende Feuer in einem kahlen Gehöfte der Chineſenſtadt Kiautſchou ſaß, ein Genuß, der mir damals nur etwas durch beſtändiges Explodieren der zur Unterhaltung in die Flammen geſchleuderten Feuerwerkskörper beeinträchtigt ward. Hier fehlte mir ein ſo freundlicher Anſchluß; die innere Stimmung war dafür feierlicher. Verſunken war ich ſtundenlang im Anblick der vor uns vom Rauche umwirbelten, in ungeheurer Rieſenhaftigkeit ſich auftürmenden Sequoia. Dieſer ſtarr modellierte, lebende Turm ſchien ſich ganz unermeßlich, bis zur ſchwindelnden Spitze in den dunkeln, geſtirnten Himmel zu verlieren. Eine packende Wirkung, die kein Tageslicht ihm zu geben vermochte! In beträchtlicher Höhe des mächtigen, braunrötlichen Stammes erſt traf das

emporspähende Auge die unteren kurz hängenden Äste. Das geschlossene, starre Laub stieg, in knappen, dichten Wellen übereinanderquellend, pyramidenartig empor. Tiefe Schatten lagen dazwischen, während das beleuchtete Baumgrün sich gegen die noch riesenhaftere Silhouette der dahinter jäh und dunkel ragenden Wand des Eagel Peaks abhob. Leicht spielte im sanften Zuge der Nachtluft das nahe Laub der Ahornkronen; das feierlich dumpfe Brausen des mächtigen, in einiger Entfernung von jener Wand stürzenden Yosémitefalles gab dabei einen ununterbrochenen Grundakkord, der tief ergreifend an die Seele rührte. Es überwältigte, daran zu denken, wie derselbe Nachthimmel sich vielleicht schon tausend Jahre über diesen Pflanzenriesen ausgespannnt hatte, Tausende von Jahren vielleicht schon jener Silberfall seine Wassermassen fast tausend Fuß hinab an derselben Felswand hatte rauschen lassen. Und was bedeuteten diese dumpfen Zeitvorstellungen gegen die ewigen Sterne selber! Und da sitzt nun so ein armseliger ephemerer Kämper und fühlt sich als Weltmittelpunkt! Und ist nicht doch etwas unerklärbar Großartiges daran, daß sein winziges Gehirn auch nur ahnungsweise diese Räume und Zeiten umspannen, seinem Denkvermögen unterwerfen und ethische Forderungen und Urteile daran knüpfen darf, für die er selber Urheber, Gerichtshof und Verurteilter ist? Ist das nun ein erschütterndes Unglück im Vergleich zu der ungetrübten Ruhe der tiefer organisierten Geschöpfe, oder ist es eine Begnadigung zu höchstem Glück? Es mag beides sein; daher die eigene Mischung von Trauer und gehobenem Genießen in solchen stillen Minuten des innigeren Verkehrs mit der Überwucht der Natur.

Auch die Streifereien auf der Talsohle des Merced-

flusses gewährten viel Freude. Gewaltige Baumstämme bildeten im Busch des Überflutungsgebietes urwüchsige Brücken; blumenreiche Wiesen lagen zwischen den Wäldern, in denen man hier und da wohl eine Art Zirkuswagen mit Lagerhütten und Lagerfeuern mitten im Dickicht des Flußufers traf: Kämper, die die Sommerzeit nach Zigeunerart verbringen.

Ich kletterte die nassen Klippen unterhalb des sprühenden, tobenden Yosémitefalles hinan, der, in schäumenden Wirbeln an mir vorbeirasend, im felsigen Bette sich in den Merced ergoß. Und dieser gewährte dann oberhalb, stark, glatt und durchsichtig grün strömend, während über die stillen Gruppen edelgeformter, hoher Koniferen an seinem Ufersaum sich die gespaltene, nackte Kuppel des Halbdomes ins Blau hob, ein ganz gegensätzliches, doch ebenso reizvolles Bild.

Geringeren Eindruck erweckte mir der berühmte Mirror Lake, der Spiegelsee, den der sich mit dem Mercedfluß vereinigende Tenaya Creek bildet, und in welchem die bewaldeten Hänge der oberen Talkolosse ihr Widerbild zeigen. Er ist sehr hübsch, doch im Vergleiche zu sonstigen Darbietungen dieser grandiosen Natur nicht bedeutend genug, um dem Maß der ihm gespendeten Lobpreisungen zu entsprechen.

Um so unvergeßlichere Erinnerungsbilder nahm ich von dem Ritte mit, der mich zum Glacier Point hinaufführte. Ich fand hier Anschluß an eine Düsseldorfer Familie Francken, Verwandte eines bekannten deutschen Zentrumführers, feingebildete, liebenswürdige Menschen. Eine jungverheiratete Dame befand sich dabei, deren herzenswarme Begeisterung, mit der sie von ihrer Klostererziehung

ſprach, mir im Gedächtnis blieb. Offenbar kann ſolche auch ihre guten Seiten haben und darf wohl nicht ſo in Bauſch und Bogen als geiſtig erſtickend betrachtet werden, wie man dies vom proteſtantiſchen Standpunkte aus in der Regel zu tun pflegt.

Hier machte ich wieder die Erfahrung mit nordamerikaniſcher Tyranniſierung durch kleine Gewalthaber. Vom Querſitz ermüdet, ritt ich, wie ich es aus Zentralamerika gewohnt, bisweilen während geringerer Steigungen nach Damenart, was das ſtarke Pferd nicht im mindeſten angreifen konnte. Der Führer aber ärgerte ſich darüber und verbot mir kategoriſch ſolchen Sitz.

Der Aufſtieg im Tal des Mercedfluſſes bezauberte durch wilde Schönheit der Landſchaft. Zwiſchen ſtarken Koniferen brauſt der Fluß, über Felsblöcke ſchäumend, talwärts; jäh türmen ſich die weißen Bergabſtürze dahinter empor. Die Eindrücke ſteigerten ſich, zumal als wir den Süd- oder Halbdom, der annähernd 3000 Meter Meereshöhe hat, gleich einem Rieſenkonus vor uns aufragen ſahen. Wir überſchritten den prächtigen Vernallfall und etwa 300 Meter höher den wundervollen Nevadafall. Wie jauchzend im vollſten Entzücken zum Abgrund ſtürzende Waſſergeiſter, ſo tanzten und ſprangen die Kaskaden pfeilſchnell vorbei oder ſchnellten ſich übermütig in dichtem Wirbel elaſtiſch hoch auf. Es flirrte vor den Augen, es dröhnte und klirrte förmlich in die Ohren, dies blendende ſilberglitzernde, diamantenſpritzende Genießen wildeſter Bewegung! — Darüber hinaus ſtreifte der Blick über jähes Tal ins Weite.

Dann gab es einen langen, teils ſandigen Ritt, der die Illilouettefälle kreuzte, ſtets unter grandioſen Tief-,

Aus- und Fernblicken, auch hinauf zu dem höheren Ziel vor uns, dem Wirtshaus auf dem ragenden Vorsprung des Glacier Point. Das bot nun einen ideal gelegenen Aufenthalt: Ein Plateau auf dem Felsenhorn, mit grünenden Senkungen, gleich ringsum Koniferenwald; am Rand das von Holzgalerien umgebene einfache Haus, und davor ein Kämp von Holzhäuschen, weidende Pferde unter den Bäumen. Von den rückwärtigen Holzgalerien, auf die die Zimmer sich öffneten, genoß man die großartigste Rundsicht über die langziehenden Schneeketten der Sierra Nevada, aus welcher in der Ferne als kleinste Spitze der höchste Punkt, der 4000 Meter messende Mount Lyell, herauslugte. In der Mitte gähnt der gewaltige Talgrund, mit Nevada- und Vernalfall, davor reckt sich der stattliche Mount Broderick und dahinter der unvergleichlich stolze Halbdom, dessen nach dem Yosémitetal zu sich zeigende Kuppelhalbierung jetzt greifbar hervortritt und nicht mehr den Eindruck eines vollkommenen Konus erweckt. Ihm gegenüber ragt der ein wenig niedrigere North Dome. Zwischen diesen beiden Domen zweigt sich das Tal des Tenaya Creek ab; dann, zwischen Süddom und dem 3000 Meter hohen Mount Starrking, das Mercedtal, während ein drittes, der South Cañon, wie sein Name besagt, südlich streicht. Von dem basteiartigen Glacier Point überblickt man den ganzen herrlich grünenden Grund mit seinen pappelartig spitzen Koniferen und den sich hindurchschlängelnden, blinkenden Verästelungen des Mercedflusses. Dem Norddom ins Angesicht schauend, schimmern drüben im Westen: Eagle Tower, Eagle Point und El Kapitan. Ich hob schon den kernigen Charakter des abgeschliffenen, weißgrauen Granits hervor, der den edelsten Gegensatz in der Tönung zu dem auf den Hochflächen

etwas dünn verſprengten, aber an den Hangeinſchnitten dicht emporſtrebenden Grün bildet. Gegenüber brauſt auch der Joſémitefall zur Tiefe.

Glacier Point iſt weltberühmt durch ſeine über den Abgrund wie eine flach ausgeſtreckte Hand vorſpringende Felsbrücke. Von dieſem wahrhaft ſchwindelerweckend in die freie Luft hinausragenden, ſchmalen Felsſtück ſchaut man etwa tauſend Meter tief direkt unter ſich. Manche Leute haben ſich ſchon frei hinausgeſtellt, ja eine Tänzerin hat hier ſogar getanzt — echt nordamerikaniſch! — Ich hatte — überdies durch den Ritt noch abgeſpannt — momentan nicht die Nervenkraft, aufrecht hinauszutreten, ſondern begnügte mich damit, in ſitzender Stellung draußen Platz zu nehmen. Schwerlich wird ſich Waghalſigkeit auch mit dem ruhigen Genuß dieſes einzigen Landſchaftsbildes vereinigen laſſen.

Nachmittags ritten wir in ſteilen, ſtäubenden Serpentinen, zuweilen hart am Rande mächtiger, aber doch wohl nur für zum Schwindel geneigte Leute unangenehm wirkender Abſtürze, auf der andern Seite hinab. Die Talausblicke bezauberten dabei ſtets von neuem durch ihre Größe und die ſeltſam ideale Formenſchönheit, zumal beim Auftauchen der Kathedralfelſen. Tiroler Täler kamen dabei ins Gedächtnis; nur trat hier noch ein maleriſch phantaſtiſcheres Element hinzu, das an die Gebirgshintergründe auf Bildern alter Meiſter erinnerte. Dieſer Abſtieg erfolgte gerade unter dem Sentinel-Dome, der dem in den Nacken gelegten Kopf immer eine imponierend majeſtätiſche Aufſchau gewährte. Die eigenartigen Steingebilde, die ausgeſprengten Flächen, das üppige Talgrün, unterbrochen von Felſenmeeren, gegen die das bekannte Felſenmeer im heſſiſchen Oden-

wald ein kleiner Bruchteil wäre, beschäftigten das Auge bis fast hinab zum Sentinel Hotel.

Mit der Familie Francken besuchte ich noch die „big trees" in Mariposa, wobei wir die bekannten Sequoia-Exemplare sahen, durch deren Stamm man vierspännig hindurchfährt, und die gestürzte Gigantenbrücke, auf der eine Kavallerieabteilung bis an das haushoch über den Boden ragende Wurzelwerk hinausreiten kann. Manche Baumgiganten stehen noch, obwohl sie abgestorben sind; manche aber grünen als bewundernswerteste lebendige Denkmäler aus einer längst vergangenen Zeit in unverwüstlich vegetativer Kraft weiter. Die meisten auch von diesen sind von Indianern einst angebrannt worden und wurden so bereits mit angekohltem Stamm gefunden. Man braucht sich also bei diesem Anblick nicht über den vermeintlichen Barbarismus des heutigen Geschlechts zu ärgern. Der höchste noch stehende Riese soll 318 Fuß messen. Im ganzen imponiert die Höhe weniger, da man die Schätzung verliert, weil die umgebenden, dünneren Bäume oft nicht so sehr viel minderes Längenmaß haben. Dagegen pflegt der bis zu mächtiger Höhe astlos aufragende, säulenartige Stamm durch seinen Umfang den Eindruck ganz ungeheurer Wuchtigkeit zu machen. Beleuchtungseffekte, wie der geschilderte am Yosémite-Lagerfeuer, können freilich auch den Höheneindruck ins märchenhafte steigern. Sowohl die Sequoias mit ihrem modellierten Laub, dem braunen, wie künstlerisch gerifselten Stamm sind Giganten, als auch Kiefernarten, mit der an Schlangenhaut oder Schildkrötenpanzer gemahnenden grauen und glatten Borke, die sozusagen handwerkerliche Nüchternheit in der Bildung zeigt. Kahl und knorrig häufig starren die Astkronen. Bei einer Umspannstation

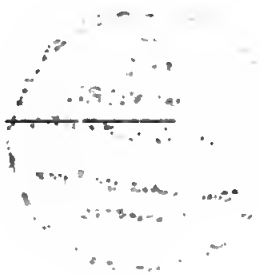
an einem mitten unter Rieſenbäumen liegenden Blockhauſe, deſſen Fugen mit friſchem Moos verſtopft waren, ſtanden einige Gruppen und Doppelbäume von hervorragender Schönheit. Man legte den Kopf zum Bewundern hintenüber, bis das Genick ſchmerzte. Das leuchtend grüne Moos bedeckt oft auch die Stämme und die kurz hängenden Äſte. Zu Füßen der Bäume ſproßte da und dort die hyazinthrote und auch hyazinthartig geformte, fleiſchige Snowflower. Um ihre Ausrottung zu verhüten, iſt das Abpflücken mit fünf Dollars Buße für jede Pflanze oder bei Gefängnisſtrafe unterſagt. Ich hatte die angeſchlagenen Verbote nicht geſehen, ſprang vom Wagen, und ehe ich den aufhaltenden Ruf des Kutſchers verſtand, hatte ich ſchon einige der mich lockenden und mir fremden Blumen abgebrochen. Wegwerfen mochte ich ſie nun auch nicht und hielt ſie mit äußerſt unruhigem Gewiſſen verſteckt, wenn uns eine der die Aufſicht im Reſervat ausübenden Neger-Kavalleriepatrouillen begegnete. Dieſe ſchwarzen Burſchen auf ihren nervöſen Pferden ſahen recht maleriſch aus, desgleichen die menſchenüberfüllten, ſtaubbedeckten Stage Coaches, die Zigeunerwagen von Kämpern, die Öl- und Fouragewagen. Letztere waren zuweilen Doppelwagen, gezogen von zehn Pferden, die mittels einer einzigen Leine von dem geſchickten Lenker regiert wurden. In den Dorfhäuſern bemerkte ich zuweilen erheblichen Schmutz, wobei ein elend ſchmieriger Teppich in den Wohnräumen ſelten fehlte.

Auf der Weiterfahrt von Reymond nach San Francisco blieben wir in der Nacht bis etwa 3 Uhr morgens auf einer Station ſtecken. Sie lag in ungeheurer Ebene, die ganz mit Getreide beſtellt ſein ſoll. Jetzt bemerkte ich nur Sand. Bei Tageslicht gewahrte ich dann viele be-

Unter den „big trees“ von Mariposa in Kalifornien.

reits abgeerntete Felder. Es wurde kalt und regneriſch, ſeit Mexiko ſah ich die erſten Regenwolken!

Der erſte Anblick der grauen Bai mit den halb vom Regennebel verhüllten Bergen und Häuſern wirkte daher nicht überwältigend. Auf imponierender Salonfähre, die mir in jeder Beziehung die früher in New York geſchauten noch zu übertreffen ſchien, kreuzten wir ſodann die großartige Baifläche von Oakland nach San Francisco und landeten in einer mächtigen Ankunftshalle. Die zunächſt beobachteten Straßenbilder zeigten indeſſen ſofort, daß man wohl eine ſehr große Stadt, doch keinen ſolchen Weltzentralpunkt, wie jener am Atlantic ihn darſtellt, betreten hätte.



In San Francisco. – Über Portland zum Puget Sound.

San Francisco vor dem Erdbeben. — Steile Straßen. — Großartige Blicke. — Häuserspekulationen. — Dienstboteumangel und Arbeiterdamen. — Die beargwöhnte Kommunalverwaltung. — Unsicherheitsverhältnisse. — Parks, Bäder und Klima. — Etwas über das Deutschtum. — Lage der Konsulate. — Nordamerikanische Vereinsmeierei und Eitelkeit. — Auch das Land „blufft". — Besorgnisse wegen des Panamá-Kanals. — Rivalität von Los Angeles und Seattle. — Meine Privatwohnung und ihre Mieter. — Der Bohemian-Klub. — Nordamerikanischer Patriotismus. — Denkmäler. — In der Militär-Reservation. — Auf verbotenen Wegen. — Mount Tamalpais und Monterey. — Entschluß zur Alaska-Fahrt. — Reise nach Portland. — Der Sacramento-Fluß, Shasta Springs und Mount Shasta. — Oregon-Szenerien. — Hold up! — Sittlichkeitszustände. — In Portland. — Beschämendes im deutschen Städtebau. — Wassermesser und Gartenkunst. — Organisierte Hotel-Angestellte. — Anbruch des 4. Juli. — Ein gutes Herz. — Der 4. Juli in Tacoma. — Mein fehlender Koffer und grobe Beamte. — Ankunft in Seattle und im Washington Hotel. — Wiedererlangung meines Gepäcks.

Nachfolgende Beobachtungen sind *vor* dem letzten großen Erdbeben gemacht. Allein, abgesehen von stärkerer Anwendung des bewährten Bausystems in Stahl mit Stein- oder Zementfüllung und dem Verschwinden vieler

Holzhäuser auf Steinfundament, wird das neue San Francisco dem alten ziemlich gleichen und die „inneren Züge" werden sich erst recht nicht verändern; daher mag diese Schilderung hier ihren Platz behalten.

San Francisco ist wohl hunderttausendmal beschrieben worden, meist in glühenden Farben. Ich will hier nicht in das zweite Hunderttausend hineingehen; ich bin auch mehr für die wirklichen, als für die brillanten Farben; ich will nur kurz einiges mitteilen, was ich in mehrwöchigem Aufenthalt zu Anfang und Ende des Sommers beobachten konnte.

Ich habe in kurzen Zügen die Städte Guatemala, Mexiko und Los Angeles vorgeführt. San Francisco hat — von dem spanischen Namen abgesehen, nur mit Los Angeles Gemeinsames: den nordamerikanischen Stempel, und vor allem, daß es ebenfalls zur Kategorie der Holzstädte gehört. Holzstädte imponieren, und zwar durch große Ausdehnung, durch Unerschrockenheit vor dem schwierigsten Terrain und anmutige Villenteile. Die Kehrseite besteht in Unseßhaftigkeit, störender Verwahrlosung, Scheinwerk und Feuersgefahr. Trotzdem San Francisco, ohne Rücksicht auf Wiederholung von Erdbeben, in Umwandlung zur Steinstadt begriffen ist und einige ganz kolossale Steinbauten besitzt, kann man es noch heute, und vermutlich noch auf längere Zeit, weitaus überwiegend als Holzstadt ansehen. Der Hauptverkehrsteil mit der leitenden Market-Street liegt zwar nur innerhalb geringer Niveauunterschiede, fast alles andere aber sattelt über zahlreiche, stark fallende Felsenrücken, die sehr teuere Fundamentierungs- und Terrassen-Anlagen für Steinhäuser erfordern.

Ich stelle mich z. B. auf die Kreuzung zwischen

Kalifornia Street, die mit Market Street parallel, aber über einen Berg läuft. Nun schaue ich, an halber, kamelhöckerförmiger Höhe stehend, Kalifornia Street hinauf und hinunter, und gleichzeitig zu der einen Seite die Powell Street hinab, eine der Verbindungen jener Parallelen, und auf der anderen Seite den weiter zur Chinatown führenden Teil der Powell Street hinunter. Ich blicke also auf drei Seiten sozusagen ins Tal. In jeder dieser drei Richtungen würde ich zu einem Punkt des Hafens gelangen können, der hier im fernen Bogen das Stadtgelände umzieht, während ich in der vierten Richtung aufwärts nach weitem Marsch über Berg und Tal wiederum ans Wasser, aber an den offenen, an Felsen brandenden Pacific käme.

Die Straßen laufen aber nicht etwa in ununterbrochener Schrägung abwärts, sondern in Absätzen, da die Bergseiten gewissermaßen Wellen schlagen, und die tieferen Straßenzüge schneiden wieder terrassenförmig diese Absätze.

Die Straßen, in die ich hinunterschaue, sind breit, asphaltiert oder gut gepflastert, mit stattlichen Trottoirplatten versehen. Aber das schwere Fuhrwerk, das hinauf will, muß im Zickzack fahren, und der Fußgänger kann schon im trockenen Wetter beim Abwärtsgehen ausgleiten; bei Regenwetter befindet er sich in steter, ernster Rutschungsgefahr. Ein wahrer Segen für San Francisco, daß es kein Glatteis kennt! Ich bin schon bei Trockenheit aus Vorsicht an einzelnen Stellen im Zickzack über die Platten spaziert. Freilich gehen wegen der vielen, auf weite Strecken billigen Cable Cars sehr wenige Leute, weshalb diese breiten Nichtgeschäftsstraßen leer erscheinen. In kurzer Folge brummen von allen Seiten die auf-

und abgleitenden Kabelwagen an mir vorüber; ununterbrochen tönt das Schwingen der unterirdischen Seile. Ich stehe neben der Wärterbude, von der aus den Wagenführern das Signal zur Wegkreuzung gegeben wird. Die Wagen fahren rasch; das Vorder- und Hinterende kippt über die gerundeten Straßenränder förmlich hinüber, eine Weile in der Luft stehend. Das sieht ganz amüsant aus. Im Wagen muß man sich auch gegen das Rutschen sichern.

Die Häuser an diesen Straßen sind fast durchweg aufgetreppte Holzhäuser, eins erheblich höher an dem anderen liegend. Sie sehen in Anstrich und Verzierungen etwas einförmig und, obwohl teilweise ziemlich wertlos, ganz anständig aus. Bäume und Gärten fangen hier erst an, freundliche und elegante Bilder zu schaffen, zumal wenn ich von meinem Standpunkt aus nach oben schaue. Da habe ich gleich einen gigantischen, mit weißem Hausstein und Marmor bekleideten Neubau vor mir, ein Land und Meer beherrschendes Hotel. Zwar liegt es vom Verkehr ab, doch durch die großartigen Fernsichten soll es seine Gäste — und wie viele! — heranzwingen. In welcher weit größeren Stadt Europas würde man ein ähnliches Experiment wagen? Dann sehe ich gegenüber eine stattliche — leichtsinnigerweise vielleicht, aus Holz erbaute Gemäldegalerie, und wenn ich ein paar Schritte hinaufsteige, öffnet sich dieselbe Kalifornia-Straße, die unten am Hafen ein scheußliges, schmutziges Ende besitzt, vor mir als stolze Villenstraße mit vornehmen Bauten und Gärten, Blumen und einzelnen im Freien wachsenden Palmen. Einige der palastartigen Häuser sind aus Stein, die meisten aus Holz, was manchmal erst bei näherer Musterung festzustellen ist. Weiterhin verliert die Riesenstraße dann wieder ihren exklusiven Charakter.

Hier überall wütete später das Feuer, und die Befürchtung wegen des Leichtsinns fand damit grausame Bestätigung.

Über die Straßenneigungen fort genießt man fast überall reizende Blicke nach dem abwechselnd gestalteten Stadtbilde mit seinen häuserbedeckten Höhen und Senkungen sowie nach einzelnen Wäldchen und jenseit der Bai liegenden Bergzügen oder auf Masten an den Kais. In der Regel liegt darüber freilich ein die Nähe oft verschönernder, die Fernen aber verhüllender Dunstschleier, aus dem auch die Türme und Turmgebäude nur in schwachen Umrissen aufsteigen.

Ich habe hier einen beliebigen Punkt herausgegriffen, wie es deren viele gibt. Von Türmen, z. B. von dem Spreckels-Turm, einem bekannten Himmelskratzer, erfreut man sich umfassenderer Blicke auf das gerade hier radial auslaufende, belebte Straßennetz, auf einige Nachbarriesen, über gekrönte Hügel, über die Bai mit Schiffen, Dampffähren, Rauchwolken und Inseln, und über die bräunlichen Berge des Festlandes, jenseit der die Bai fast zum Binnensee machenden Landzunge, an deren innerer Spitze sich die große Stadt gelagert hat. Ich bin zweifelhaft, welchem Stadtbilde, von der Vogelperspektive aus betrachtet, ich den höheren Reiz zuschreiben soll, dem von New York oder dem von San Francisco. Großartig sind beide.

Wenn man die Kalifornia-Straße wieder hinabschaut, so gewahrt man an den schmalen Haustüren oberhalb der Holztreppen eine Fülle von Zetteln. Häuser sind zu verkaufen oder zu vermieten. Wohnungen und Stuben, möblierte Zimmer, mit und ohne Kochgelegenheit, werden in überraschender Fülle angeboten. Das beweist uns

erstens, daß wir in einem besseren Boardingviertel sind, zweitens gewährt es einen sozialen Einblick. Man schließt auf Unseßhaftigkeit sowie auf faule Vermögensverhältnisse der Stände, die wir als die mittleren bezeichnen. Und dem ist so! Man weiß nicht, ob der heutige Haus- und Möbeleigentümer oder Vermieter morgen noch derselbe sein wird. Alles ist Spekulationsobjekt hier. Grundstücke und Wohnungen sind dies nicht zum wenigsten. Der Prozeßführung, dem Betrug ist das Tor weit geöffnet. Rücksichten gibt es nicht: das Recht des Reicheren und Schlaueren herrscht. Wenige Städte haben, wie mir gesagt ward, selbst für nordamerikanische Verhältnisse mehr Winkeladvokaten (die nicht einmal im Winkel arbeiten) als San Francisco. — Ferner wird uns ein Licht über die Lebensführung aufgesteckt. Verhältnismäßig wenige Familien besitzen ein eigenes Heim, noch wenigere ein dauerndes. Mehr und mehr ziehen sie in Hotels, in Boardinghäuser, in möblierte Wohnungen, und da die Zimmer teuer sind, in eine so beschränkte Zahl wie möglich. Selbst viele Arbeiter wohnen so, wie ja die Stände, wie man genugsam weiß, hier überhaupt mehr ineinander übergehen. Nur der Reiche schließt sich durch größeren Luxus ab, wie überall in der Welt.

Diese Überlieferung der Familie in die Hände von Landhaifischen, mit allen ihren wirtschaftlich und sittlich zerstörenden Folgen, gründet sich zum Teil auf den Dienstbotenmangel. Eine immer geringere Anzahl von Menschen will dienen, die geringste gern arbeiten. Die „Labour Unions", die organisierten Gewerkvereine, deren Existenzberechtigung gegenüber einem egoistischen Arbeitgebertum in den Staaten an und für sich wohl weniger als irgend wo anders anzuzweifeln ist, und die auch hier

alles beeinflussen, sollten leider hauptsächlich Vereine zur Beförderung von Faulheit und Pflichtvergessenheit genannt werden. Sie bekämpfen die Chinesen, allein ganz Westamerika würde durch ihre Schuld ohne die Chinesen gar nicht mehr fertig. Allerdings beginnen die Chinesen schon von ihnen zu lernen, und das kann später einmal hübsch werden. — Während meiner Anwesenheit in San Francisco streikten die Fuhrleute auch bei Begräbnissen. In den für die Leidtragenden peinlichsten Momenten ließen sie den Sarg im Stiche und erklärten selbst auf Anflehen unter Tränen, doch menschlich zu sein, daß ihnen solche Gefühle vollkommen gleichgültig wären.

Zu dem Dienstbotenmangel gesellt sich die Untüchtigkeit der Frauen, die wiederum den Rest des Häuslichkeitssinns der Männer vernichtet. Sehr viele Frauen, denen solche Verpflichtung obläge, können, wie man mir glaubwürdig versichert, überhaupt nicht kochen, und die meisten, die es zu können glauben, kochen schlecht. Der Mann verliert also nicht viel, wenn er im Boardinghouse usw. speist. Die hohen Löhne, das vorzügliche, für die Einheimischen nicht zu teuere Lebensmittel-Rohmaterial werden um ihre Wirkung gebracht. Hierdurch korrigiert sich die häufig als unleugbar hingestellte Wahrheit, daß in den Vereinigten Staaten der Reiche zwar teuer, der Arme aber billig lebe, ein wenig. Die übrige Korrektur liegt in den hohen indirekten Abgaben die nicht alle, doch sehr viele Bedürfnisse verteuern.

Wenn man dies Flanieren aufgedonnerter Damen in den Ladenstraßen schon am Vormittage sieht, erstaunt man nicht mehr darüber, daß sie daheim für Mann und Kinder nichts zu tun finden. Schminke und Puder spielen eine große Rolle. Auch das sind Arbeiterfrauen, so gut

wie die von Clerks und Bankiers. Man braucht nur die Hutgebäude zu betrachten, um zu wissen, wo das Geld der Männer und die Moral der Weiber bleibt. Die Fülle von separierten Kabinetten in den Restaurants sagt das Übrige. Die Weiber sehen wie Damen aus, die Männer wie Arbeiter, ja selbst die Höher- und Bessergestellten tragen häufig diesen Proletarierzug in Kleidung, Zügen und Haltung. Die Frau gewöhnt sich im Nichtstun äußeren Schliff an, einen Herrscherzug; der Mann liebt das Hemd ohne Kragen, die geschmacklose Krawatte. Was ihm die Toilette der Frau übrig läßt, gibt er beim Traktieren an der Bar, für Tabak und oft sehr teure Zigarren aus. Daß ein Arbeiter nur 25 Cent-Zigarren (1 Mark) raucht, ist nichts seltenes: Abnehmer der 5 Centzigarren sind Mittelstand, Lehrjungen und arme Schnorrer. Ich war es auch.

Jener Unterschied zwischen Mann und Frau entstammt natürlich, nebst dem vielen übertriebenen, teils nur scheinbaren Frauenkultus, den Väterzeiten, wo es wenige begehrte Frauen unter vielen hart arbeitenden Männern gab; eine Vererbung, deren gute Seiten sich mehr und mehr zu verwischen beginnen. Die unheimlich vielen Eheprozesse mit Anschießen, Mißhandlungsfällen usw. sprechen dafür.

Selbstverständlich sind nicht alle so; es gibt offenbar noch manche Familien, in denen es anders zugeht. Allein typisch für das Volk ist die kurze Skizze, die ich hier nach eigener Beobachtung und der Schilderung Langeingesessener entwarf, bereits geworden.

„Na — wir sind auch bald so weit!" sagt wohl dieser oder jener in Deutschland. — Gott verhüte es! Wir

beſitzen nicht die ſtarken Gegenkräfte zur Geſundung, wie die Nordamerikaner.

Ich ſprach von dem guten Pflaſter; überall iſt es nicht ſo, in den von Rollwagen zerriebenen und durchfurchten Hafenſtraßen ſchon gar nicht. Hier iſt Holz für alle Dinge, und zwar das abgenutzte, unreparierte Holz ſowie Sand am charakteriſtiſchſten. Zwar ſind auch praktiſche Docks, mächtige neue Schuppen, gute Kohlenkipper uſw. vorhanden, aber im ganzen ſieht man völlig unmoderne Einrichtungen. Gewiß könnte auch für die übrige Stadt noch mehr geſchehen; indeſſen äußerlich erhält man doch überwiegend den Eindruck eines ordentlich verwalteten Kommunalweſens. Dies könnte um ſo mehr auffallen, da die Stadtverwaltung, wie die ſo vieler Unionsſtädte, nicht im beſten Leumund ſteht. Die Ehrlichkeit und Zuverläſſigkeit unſerer heimiſchen Verhältniſſe ſind hier nicht maßgebend. So z. B. ſind etliche Millionen in den Bau des (übrigens bei der Erdbebenkataſtrophe ſchwer mitgenommenen) Stadthauſes hineingeſteckt worden, von denen man nicht weiß, wo ſie eigentlich geblieben ſind. Oder vielmehr, man weiß es, aber — mein Gott, wer ſmart iſt, ſorgt eben für ſich, ſolange er Gelegenheit dazu findet! Es müſſen alſo viele Gelder eingehen, und, wie ich höre, ſind die Steuern der Grundbeſitzer ungeheuer.

Der öffentliche Verkehrston verletzt den an größere Urbanität gewöhnten Europäer ſehr häufig; das iſt aber nicht das Schlimmſte. Schlimmer iſt die offenbar weit verbreitete Unehrlichkeit, die fortwährend auf Erpreſſungen, auf die der Unerfahrene nicht gefaßt iſt, ausgeht. Ich bin in ſo kurzer Zeit nie auf ſo viele Überteuerungen in der Welt geſtoßen, wie in San Fran-

cisco. Der Fremde, der nicht immer an seinem Hotel klebt, muß ganz ungeheuer auf der Hut sein.

Auch die Sicherheitsverhältnisse „Frisco's" fanden niemals übertriebene Anerkennung. Man braucht nur die Lokalberichte der Zeitungen zu lesen, um trotz der Reporterausschmückungen die ungewöhnliche Höhe der Raub- und Gewalttaten herauszufinden. Die Hold up's von Personen und Straßenwagen mittels Revolver sind bei allen guten Gelegenheiten an der Nachtordnung. Das nimmt ab bei guten Zeiten und steigert sich nach dem Ende der ländlichen Beschäftigungen. Über Seattle kommen auch verunglückte Goldsucher, problematische Existenzen aus Alaska usw. Man sagt, für einen einzelnen, anständig gekleideten Menschen bedeute ein nächtlicher Spaziergang in der Dockgegend ein Todesurteil. Es ist allerdings gefährlich dort, indessen kommen täglich Leute ohne Todesurteil und selbst mit Uhr und Börse davon, wie ich dies auch aus eigener Erfahrung erklären kann. In den Volkstheatern dreht sich aber fast alles um Mord und Totschlag, weit mehr noch, als bei uns. Ich habe verschiedene Proben davon gesehen, so die kinematographische Wiedergabe der Beraubung eines Eisenbahnzuges in allen Phasen, wobei genügend Tötungen erfreuten. Ausnahmsweise siegte die Polizei. Die vorzügliche Vorführung wirkte ganz ungemein aufregend, und der Hauptteil der Zuhörerschaft bestand aus Kindern! Ähnliches wird ihnen geboten, wo Phonographen für einen Cent sprechen: Letzte Ansprache eines Mörders vor dem Gehenktwerden, Verbrennung eines lebendigen Negers usw.

Freilich wird Kindern wie Erwachsenen auch Gesunderes geboten, und zwar in den Parks, obenan im Golden

Gate Park, zwiſchen Stadt und Ozean. In dieſem ſehr umfangreichen, trefflich gehaltenen Volksgarten iſt in einer Weiſe für Anregung und Erholung geſorgt, die wir in mancher Beziehung uns zum Vorbild dienen laſſen könnten. Das beſte ſind die verſchiedenen Plätze für die mannigfaltigen Ballſpiele, die eifrig benutzt werden. Die Kleinen und ganz Kleinen finden einen großen Platz voll Schaukeln und Karuſſells, und — was zu allerliebſten Szenen Anlaß gibt — eine Reit- und Fahrbahn mit vielen Reiteſeln und Ziegenbockwagen zum Selbſtfahren.

Das Klima iſt weit rauher, als man es in der ungefähren Breite von Meſſina erwarten ſollte. Es gilt für am angenehmſten im Winter. Ich erinnere mich kaum an Sommerabende, an denen man erfreulich im Freien hätte ſitzen können; dagegen vieler, wo nach ſtechender Tagesſonne ein ganz abſcheulich rauher Wind die Sandwolken durch die breiten Straßen fegte. An Baden in der See war überhaupt nicht zu denken. Einigermaßen Erſatz bietet das oft erwähnte Sutrobad nahe dem Cliff-House, eine künſtliche Badeanſtalt, die mit ihren vielen Baſſins in großartiger Halle unſeren öffentlichen Bädern desgleichen als Muſter dienen könnte. In dieſen Bädern finden ſich meiſt amphitheatraliſch geordnete Bänke, von wo aus man die Badeſzenen beobachten kann; mehr noch möchte ich die beliebte Ausſchmückung mit Pflanzen und Blumen empfehlen. Man badet faſt wie in einem großen Gewächshauſe, und das iſt ſehr hübſch. Wie kümmerlich iſt es dagegen in dieſem Punkte noch bei uns in Deutſchland beſtellt! Ganz große Städte ſchämen ſich nicht, ein Winterſchwimmbad für eine zu koſtſpielige Anlage zu halten!

Dicht am Sutrobad liegt auf krönender Höhe der

Sutropark, eine Stiftung desselben Philanthropen. Der Park könnte, was Aussicht und Pflanzenschmuck betrifft, entzückend sein, wenn eine Anhäufung des geschmacklosesten Zeugs: Gebäude, Kanonen, Statuen, freiwillig und unfreiwillig karikierende Figuren, das ganze Werk nicht zur Schöpfung eines ungebildeten Gönners für die Augenweide eines ungebildeten Publikums gestempelt haben würde.

San Francisco hat glänzende Ladengeschäfte, darunter ein Universalkaufhaus, das die meisten ähnlichen Institute in Europa übertrifft. Ich meine aber, in New York viel geschmackvollere Auslagen gesehen zu haben. Wie unter allen Ständen, so findet sich auch in der Großkaufmannschaft ein zahlreiches Deutschtum, unter diesem wieder ein hoher Prozentsatz jüdischer Geschäftsleute. Die Einigkeit der Deutschen wird auch hier nicht gerühmt. Überhaupt ist es auffällig, wie wenig man auf der Oberfläche, obschon man so manches deutsche Wort hört, vom Deutschtum bemerkt. Selbst ein eigentlich deutscher Klub besteht nicht oder nicht mehr, wenn auch manche deutsche Turner-, Sänger-, Krieger- usw. Vereine und Landsmannschaften blühen. Man muß sich eben daran erinnern, daß die hiesigen Deutschen meist nicht mehr Reichsangehörige sind, wie in Zentralamerika, sondern nordamerikanische Bürger. Aus diesem Grunde finden hier gewisse nationale Bestrebungen des Mutterlandes, wie etwa der „Flottenverein", keinen günstigen Boden. Die fremde Staatsangehörigkeit verbietet dies, sobald gegensätzliche politische Fragen ins Spiel kommen, in der Tat. Darin sollte man den früheren Landsleuten Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Für den reisenden Deutschen bedeutet das Nichtvor-

handensein eines deutschen Mittelpunktes, der früher allerdings einmal vorhanden war, eine große Enttäuschung. Zur Zerstörung haben die veränderten politischen Stimmungen, die geringe Neigung des Deutschen zum Betonen des Nationalstandpunktes, sowie soziale Reibung, und schließlich Semitismus und Antisemitismus mit beigetragen. Andererseits existieren ja eine Menge deutscher Spezialvereine, darunter Wohltätigkeitsvereine, die viel Gutes tun.

Unsere Reichsvertretung hinterließ mir, wie in so manchen Orten der Westhemisphäre, wo die allerenergischsten, von aktivem Patriotismus erfüllten und zugleich zum Verkehr mit allerhand Schichten geeigneten Vertreter nötig sind, nur mäßigen Eindruck. Der Hauptvertreter, ein übrigens bald nach meinem Besuche ausgeschiedener, persönlich sehr liebenswürdiger Herr, hatte weit das Alter für die Fähigkeit frischen Wirkens überschritten. Die Lage des Konsulatsgebäudes war versteckt und unvornehm, die Einrichtung wenig geeignet, die Würde des Deutschen Reiches zu repräsentieren. Mir scheint hier ein öffentliches Interesse vorzuliegen, dessen Aussprechen persönlichen Rücksichten vorangeht. Die dem Reiche aufgedrungenen Sparmaßregeln wirken wohl öfter, wie mir scheint, nicht günstig. Das Reich sollte überall, zumal an so großen, wichtigen Plätzen, in würdigen, leicht auffindbaren und in die Augen fallenden Geschäftsräumen vertreten sein. Der Deutsche soll seine Flagge und seinen Landesbeistand nicht unter Schwierigkeiten suchen müssen, wie es häufiger, auch gelegentlich wegen persönlicher Bequemlichkeit der jeweiligen Herrn Vertreter, noch der Fall ist. Meines Erachtens besteht ein nicht bedeutungsloser Zweck der Konsulate mit darin, an sehr

sichtbaren Stellen im Auslande symbolisch darauf aufmerksam zu machen: hier wohnt die Vertretung einer Nation, die nachdrücklich gewillt ist, die Rechte ihrer Schutzbefohlenen überall wahrzunehmen und ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen zu lassen. Das ist die Bedeutung des „Flaggezeigens". Ohne aufdringlich zu werden, kann auch so am Lande zu rechter Zeit und am rechten Ort das „Flaggezeigen" der Schiffe wesentlich unterstützt werden. Hoffentlich hat das neue Generalkonsulat nun auch eine diesen Anschauungen entsprechende, würdige Lage erhalten.

Mit Recht wird deutsche Vereinsmeierei, obwohl sie zum Teil einem Idealismus entspringt, auf dem ganzen Erdkreis lächerlich gefunden. Indessen die Herren Nordamerikaner leisten darin auch das ihrige. Die persönliche Interessiertheit ist dabei vielleicht noch häufiger, die persönliche Eitelkeit und Überhebung nicht viel geringer als bei uns. San Francisco liefert seine Belege zu diesem Thema. Die Liste der freimaurerartigen Gesellschaften, die schließlich nichts anderes als „Vereine" sind, von den eingeborenen „Söhnen und Töchtern des freien Westens" bis zu den „Söhnen und Töchtern der Makkabäer", besitzt eine stattliche Länge. Während meiner Anwesenheit gab gerade der „feinste" und machtvollste derartige Verein der Staaten, „Die Tempelritter" (Knights templars) in „Frisco" eine Gastrolle. Die Großartigkeit des Empfanges, der Straßenschmückung, Illumination usw. zeigte die Bedeutung, welche die Öffentlichkeit diesem Orden beilegt. Kreuz- und Ritteremblème, die in den Staaten wie die Faust aufs Auge passen, an jedem Vereinsonkel und an jeder Vereinstante, in jedem Schaufenster und über jeder Bar-Tür. Vor

wehenden Ordensmänteln, Straußenfederbaretts, blitzenden Schwertern wurde einem ganz unheimlich. Und der Ordensschmuck! Mancher deutsche General hätte vor Neid platzen können über die Pracht und Fülle der Dekorationen, die hier die Verdienste belohnen. Militärische natürlich eingeschlossen, vereinsmilitärische! So marschierten sie alle und sehr oft zu Hunderten durch die Straßen, schützenhaft gemütlich, ritterlich, korpsstudentenmäßig, militärisch, und insgesamt theatralisch. Mit den Damen ging es auch wohl längs der Trottoirs, und voran paukten wunderbar uniformierte Musiker in hellblauen Waffenröcken und leuchtend roten Hosen. Noch schöner erschienen mir freilich die Uniformen des Ordens der „Waldsöhne", deren Anblick ich desgleichen in San Francisco genießen konnte: sie trugen lange, blanke Beile und sahen im übrigen wie wahre Papageien aus. Wir im „verrotteten" Europa sind natürlich in ihren Augen lächerlich; sie selber in ihren eigenen — großartig — Weltkerle!

Reklame und „Bluff" springt einem am Golden Gate überall entgegen. Das Land blufft ebenso wie die Bevölkerung. Bei der monatelangen Dürre der meisten Distrikte sind die Ernten unberechenbar; der Landmann hat mindestens seine Sorgen wie bei uns, und wenn die Ernten gut sind, drücken die smarten Geschäftsleute ihm die Preise. Gerade jetzt sollte die Lage der Farmer in Kalifornien durchaus keine beneidenswerte sein. Übrigens hatte die Birnenblüte im Frühjahr sehr stark gelitten. Die Birnen sind sonst gut, auch die exportierten Pfirsiche. Im großen und ganzen aber blufft auch das Obst; es erreicht enorme Größe, allein im Durchschnitt besitzt es nicht das feine Aroma unserer nordischen Früchte, falls diese genügend Sonne gehabt haben. Unverständlich z. B.

ist es, warum das deutsche Publikum jetzt fast ausschließlich zu ungunsten der deutschen Pflanme die fremde, zumal die freilich viel fleischigere kalifornische kauft. Unsere gute deutsche Pflaume, die Zwetschge an der Spitze, besitzt, einen unendlich viel feineren Geschmack als die dort gezüchtete. Ich möchte daher meinen deutschen Landsleuten sagen: Laßt euch nicht „bluffen", schützt und stützt vor allem erst die Produktion unseres Heimatbodens, damit leistet ihr ihm und schließlich auch euch selber die besten Dienste.

Ich war also geneigt, die Natur selbst dieser Eigenschaft des Bluffens zu beschuldigen, wie ich das oft als feenhaft schön gerühmte „Frisco" als nebelumhüllte, von kalten Winden durchblasene, in braunverbrannter Umgebung liegende Stadt kennen lernte. Der gemachten Reklame entspricht sie auch nicht, das ist Bluff! Allein, trotzdem wieder besitzt sie wirklich viel Großartiges und Nachahmenswertes, und zugleich in ihrer Lage sowie namentlich auch in der ihrer Umgebung eine natürliche Schönheit, die wohl unter Umständen bezaubern kann. Sie gehört zu den Städten des Erdkreises, die gesehen zu haben, sich einer weiten Reise verlohnt. Ungeachtet der großen Rivalenschaft von Los Angeles, Seattle und anderen Orten, nebst der Möglichkeit einer zukünftigen Verkehrsschädigung durch den Panamákanal wird sie, in erster Linie dank ihrem trefflichen Hafen, sich für immer, trotz Erdbebenkatastrophen, als großer Welthandelsplatz am Pacific erhalten. Nur Seattle scheint mir zu einer einstigen Überflügelung fähig zu sein, und Seattle liegt weit ab. Los Angeles hätte dazu noch viel einzuholen, wie ich ja schon früher andeutete.

Man erwartet hier an der Küste einen großen Ver-

kehrseinfluß durch den künftigen Panamákanal; allerdings, wie bemerkt, nicht einen durchaus günstigen. Los Angeles würde durch Ausfuhr südkalifornischer Produkte vielleicht mehr Nutzen von ihm haben als San Francisco. Nun rechnet man auch auf beträchtliches Anwachsen des Handels mit Ostasien, allein so manches, was bisher über San Francisco den Landweg einschlug, dürfte dann direkt den Seeweg nach und von den Oststaaten der Union machen. Dies beeinflußt natürlich die Stimmung der Eisenbahngesellschaften gegen den Kanal und bewirkt, namentlich im Westen, die Vorbereitung zahlreicher Gegenmaßregeln.

Von deutscher Schiffahrt sieht man, mit Ausnahme der Hamburger Kosmos-Linie, nicht viel; dann und wann einzelne große Segelschiffe. Es ist anzunehmen, daß die angesehene, rührige Kosmos-Linie rechtzeitig ihre Dispositionen für den späteren veränderten Verkehrsweg treffen wird; ein Teil ihres südamerikanischen Transports dürfte ohnehin davon nicht berührt werden.

* * *

Viel könnte ich über San Francisco erzählen; es fällt mir schwer, hier nur noch ganz weniges anführen zu dürfen.

Zuerst hatte ich in dem später der Zerstörung anheimgefallenen Riesenbau des Palast-Hotels gewohnt, das mir schon damals bedenklich feuergefährlich erschien, und in seinem Grillroom ziemlich die beste Küche bot, die ich für teuere Preise in den Vereinigten Staaten genießen konnte. Später mietete ich, durch die Lage und einen Mietszettel verführt, mich auf der Höhe von Kalifornia Street in einer von oben bis unten vermieteten Holzvilla ein. Auch diese scheint mit der gesamten

Umgebung dann verbrannt zu ſein. Die Dame des Hauſes, Schwägerin eines Nordamerikaners und Politikers, deſſen Name ſpäter in Verbindung mit hohen Kreiſen in Deutſchland genannt wurde, war die raffinierteſte Ausbeuterin ihrer Mitmenſchen, die mir je begegnete. Die Leute, Millionäre, die ein- bis zweihundert Häuſer beſitzen ſollten, mit denen ſie fortwährend handelten, wohnten ſelbſt zeitweilig im Keller. Hier hauſte auch eine brave Oſtpreußin, Schweſter eines in Hannover wohnenden, zur Zeit noch aktiven höheren Offiziers, die einſt beſſere Tage geſehen. Bei ihr nahm ich meinen Kaffee ein. Mein Zimmer wurde durch eine andere Mieterin — wenn ſie Zeit fand, ſonſt nicht — gereinigt. Dieſe zweite, recht gebildete, von ihrem Manne geſchiedene und nicht mehr junge Dame verdiente ihren Unterhalt als Malerin. Sie malte fürchterliche Löwenbräute, Indianer-Madonnas uſw., was ſie kaum vor dem Hunger ſchützte. Ihre Mahlzeiten entſprachen ihren Malzeiten, inſofern ſie das Abonnement mit Produkten ihrer Kunſt bezahlte. Die Ausſchmückung eines Schuhladens, die ihrem Pinſel übertragen war, ward wiederum mit Schuhen bezahlt, die ſie dann ihrerſeits verkaufen mußte, um bar Geld zu bekommen. Für 100 Mark, die ſie geliehen, hatte ſie monatlich 14 Mark an Zinſen zu zahlen. Ich nahm die Dame einmal mit zu einer ordentlichen Mahlzeit in dem im 15. Stock gelegenen Reſtaurant des Spreckels-Hauſes, wo der Zufall mich auch flüchtig wieder mit meinen rheiniſchen Reiſefreunden aus dem Yoſémite-Tal zuſammenführte.

Durch die Güte des Sohnes des deutſchen Konſuls wurde ich in den Bohemian-Klub eingeführt, einem jener behaglichen, ausgezeichnet eingerichteten Klubs, an denen

die Gesellschaft der Union so reich ist. Ursprünglich war er wohl für Mitglieder der Künstlergemeinde bestimmt, wie die Fülle von gestifteten Gemälden, Porträts und Karikaturen aus dem Klubleben bewies. Der Klub besitzt auch ein Waldeigentum in den Bergen, wohin die Mitglieder gemeinsame Fahrten machen; einmal sommers, wenn ich nicht irre, zu einwöchigem Aufenthalte. So stellt eins der Gemälde ein dort phantastisch gefeiertes, altnordisches Mitsommerfest dar; ein anderes einen nächtlichen Fackelzug in den Wald, bei dem „die Sorge" in einem Sarge durch Feuer bestattet wurde. Die Frauen dürfen nicht hinzugezogen werden; sie werden nur einmal jährlich in die Festräume, die einen Ballsaal und eine Bühne enthalten, eingeladen. Im „Eulenzimmer" werden lebende Eulen gehalten, da Pallas Athenens Vogel das Wahrzeichen des Klubs ist.

Nicht weit vom Klub befand sich der stattliche Union-Square, mit der hohen Dewey-Säule, der Walroßköpfe zu sonderbaren Sockelmotiven dienen. Roosevelt hat zu der Säule beträchtlich aus Privatmitteln beigesteuert. Einen Beweis, wie viel lebendiger der nordamerikanische Patriotismus ist als der unsrige, lieferte mir der Jahrestag der Schlacht von Bunkershill. Dieses ganze westliche Emporium des sonst krassen Materialismus war festlich beflaggt, die Chinatown mit ihren gelben Dreiecksflaggen eingeschlossen. Ich dachte dabei an unsere, durch schlaffes Philistertum und den Spott der Internationale fast erstickte Sedanfeier, die für „chauvinistisch" erklärt wird, und schämte mich für meine Landsleute.

Andere Monumente sind für uns noch eigenartiger, darunter einige hübsche Brunnen. Ich führe hier das

„eines Sohnes des Goldenen Westens" an — es stellt einen mit Hacke, Fahne und Revolver ausgestatteten Jüngling dar — sowie das äußerst lebendige Donahoe-Denkmal. Der Sohn widmete es dem Vater. Die eine gewalzte Platte nietende oder stanzende Arbeitergruppe beweist, daß auch die Skulptur recht dankbare Vorwürfe im modernen Industrieleben finden kann.

Höchlich fesselte mich der Besuch des „Presidio", der Militär-Reservation zwischen dem inneren Goldenen Horn und Cliffhouse, unmittelbar an die Stadt grenzend. Das Ganze stellt ein mächtiges und prächtiges, eingehegtes Soldatenlager dar, mit Hügeln und Tälern, kahlen Höhen, sandigen Flächen und grünen Wiesen, Tannen- und Eukalyptusgehölzen, Parks, Gärten, Kasernen und Befestigungen. Man kann Stunden darin umherspazieren, jedermann steht dies frei — nur die Camera darf nicht mitgenommen werden! Ich habe bei uns auch freundliche Züge in Militärlagern gesehen, allein ähnliches dürfte doch nicht vorhanden sein. Die vielen Soldaten, fast durchweg kräftige Figuren, sahen vorzüglich aus, die Negersoldaten inbegriffen. Einen besonders guten Eindruck erweckten die Kavalleristen nebst ihren starken, gutgehaltenen Pferden. Ich kreuzte baldigst die Reservation, um an den lebhaft bewegten Binnensee zu gelangen, als welchen das Golden Gate sich darstellt, obwohl man hier schon die in der Nähe doch recht breite Öffnung zum Pacific gewahrt. Schäumend wallten die blaugrünen Wellen, belebt von Dampfern und Seglern. Das ganze Bild, mit dem braunen Ton der Berge jenseits, erinnerte mich an Hongkong; alles zeigte sich nur weiter und etwas niedriger. Fehlten doch rückwärts hinter der Stadt die höher strebenden Berge,

und ist deshalb auch der gemachte Vergleich mit Genua nicht ganz zutreffend.

Unten am Wasser erhebt sich hinter der Leuchtturm- und Rettungsstation ein altes backsteinrotes, burgartiges Gebäude: Fort Port Lighthouse. Wie ich darauf zustrebte, bemerkte ich Kavallerie, die im Vorbeigaloppieren aus Revolvern nach der Scheibe schoß. Auf der schäumenden grünen Fläche draußen zog ein in See gehender Schlepper eine Marinescheibe hinter sich her. Ich hatte das Gefühl, bereits auf verbotenem Boden zu wandeln; allein die Neugier trieb mich durch das Fort und jenseits, längs dem nach dem offenen Meer zu abfallenden Felsen, weiter. Ein kaum gangbarer Weg führte hier über die Klippen. Nun sah ich die Schleppscheibe unten vorüberziehen, und plötzlich krachte, dicht vor mir, ein donnerrollender Schuß über mich fort. Vorwärts und rückwärts zu gehen, erschien mir bedenklich; durch wucherndes Gestrüpp und Feldblumen kletterte ich daher weglos steil aufwärts und — sah mich oben unmittelbar unter einer modernen Schanze. Ich merkte, daß ich beobachtet, dann von Soldaten, wie es mir schien, angerufen und auch verfolgt wurde. Mir ward etwas unbehaglich zumute, zumal ich wußte, daß der Höchstkommandierende in San Francisco als deutschfeindlich bekannt war, und ich zufällig ein Schreiben bei mir trug, das seines Ursprunges halber wohl geeignet gewesen wäre, mir den Verdacht militärischer Spionage zuzuziehen. Ich pflückte Blumen, indem ich mir den Anschein eines harmlosen Spaziergängers gab, der ich ja auch wirklich war. Nichtsdestoweniger strebte ich dabei möglichst beschleunigt dem nächsten Ausgang zu, der neben dem Gartengrundstück einer Dienstwohnung

Im Park von Del Monte in Monterey, Kalifornien.

einen Abstieg zum öffentlichen Wege zeigte, und hier erst fiel mir eine Tafel ins Auge mit der Inschrift: Keep off! Unlegitimated persons are to be arrested. Ohne hinter mich zu schauen, eilte ich weiter, noch längere Zeit nicht ohne den bänglichen Herzschlag des schlechten Gewissens, wenn um irgend eine Ecke eine Militärperson mir entgegenkam oder ein Reiter klappernden Hufschlags hinter mir drein sprengte.

Ich ließ mich aber nicht abhalten, das Gelände auf erlaubten Wegen weiterhin in Augenschein zu nehmen. Ich sah ganz entzückende Wohnungen höherer Offiziere. Zwar waren es meist nur niedere Holzhäuser, aber so reizend auf grünem Rasen gelegen, so dicht und üppig umrankt und umsponnen von Efeu, Geranien, Fuchsien, Heliotropen und Rosen, daß ein freundlicheres Wohnen kaum denkbar gewesen wäre. Keine Spur von ödem Kommiß! Freilich, die Häuschen der jüngeren und wohl meist unverheirateten Offiziere präsentierten sich wesentlich kahler, ebenso die Mannschaftsbaracken. Einen wunderhübsch gelegenen Friedhof umfaßt dieses Militärlager noch. Nur die weiße, absolute Einförmigkeit der chausseesteinartigen, militärisch aufmarschierten Marmorblöckchen, die nur selten durch Soldatenfiguren in Bronze oder Stein unterbrochen ward, schuf etwas Nüchternes auf den grünen, waldumrahmten Teppich, von dem aus der Blick abwärts über das Blau der herrlichen Bucht fiel. Tausende von jungen Streitern schlummern hier; denen, den Inschriften nach, die Philippinen einen starken Prozentsatz hinzugesteuert haben. Bunkershill halber wehte neben jedem der zahllosen Grabsteine eine in den Erdboden gepflanzte kleine Nationalflagge, eine fast wahnsinnige Verehrung der Sterne und Streifen predigend.

Zwei häufig gemachte Ausflüge der in dieser Beziehung so reichen Großstadt an der „Goldenen Pforte" seien noch erwähnt. Der eine, nördlich, jenseit der Bucht, führte mich über das malerische, etwas in der Lage an Blankenese erinnernde Sausalto und durch das hübsche Mill-Valley auf der „gewundensten Bahn der Welt" zu dem Gipfel des Mount Tamalpaïs empor; der andere südwärts, zum berühmten Badeort Monterey. Der gut gepflegte, 1000 Acres umfassende Park des Hotels El Monte bei Monterey, mit seinem gewaltigen Baumwuchs, ist wirklich eine Sehenswürdigkeit. Die Vegetation und gute Einrichtungen fesseln hier; weniger die unmittelbar angrenzenden landschaftlichen Umrahmungen, die von manchen anderen in der Welt übertroffen werden. Ein Besuch des Lick-Observatoriums wurde mir leider, da man nur einen einzigen Sonnabendzug benutzen konnte, zweimal vereitelt. Auch die beiden hervorragenden Geistesbildungsstätten, die Staats-Universität Kalifornia in Berkeley und die Stanford-Universität, besichtigen zu dürfen, gewährte mir das Schicksal nicht. Übrigens ward bei beiden über ein der freien Wissenschaft nicht günstiges weibliches Protektorenwesen geklagt.

So konnte denn mein Aufenthalt, zumal ich manche Stunde schriftlicher Verarbeitung abzuziehen hatte, bei weitem nicht alles Sehens- und Lernenswerte erschöpfen, was es in der großen Pacificstadt und ihrer Umgebung zu genießen gibt.

Schon lange hatte ich auf der Karte mit Alaska geliebäugelt; vermutlich war mir in den Klondikejahren ein goldener Niederschlag in der Erinnerung haften geblieben. Vollkommen davon überzeugt, mein gutes nordamerikanisches Gold dorthin zu tragen, ohne dafür ein

Gran mitzubringen, erfreute es mich dennoch, als ich, durch San Franciscos Straßen schlendernd, an einer Ecke bei Market Street endlich Aufklärung fand, wie man nach dem gelobten Lande gelangen könnte.

Es war am Fenster der Pacific Coast Steamship Co., und dieses Fenster faszinierte mich förmlich. Alle Fenster der Eisenbahn- und Dampfschiff-Kompagnien faszinieren. Harmloser Pilger des Ostens, ich rufe es abermals, hüte dich vor der nordamerikanischen Reklame! Hüte dich zumal vor der der Eisenbahn- und Dampfschiff-Gesellschaften! Sie ist besonders zuckersüß, berauschend, überwältigend, aber später wirst du mehr oder weniger am Katzenjammer leiden. Sie benimmt dir den gesunden Menschenverstand mit Preisen von lächerlichem Großmut, mit paradiesischen Farbedrucken, mit goldumrahmten Bildern in Öl und Aquarell, mit ethnographischen Raritäten, mit schelmisch lachenden Indianermädchen — und der Himmel weiß, womit noch. „Das muß man gesehen haben, das ist ja die reine Sparkasse gegen das Leben im Hotel hier!" sprichst du — und fällst zum Opfer. So fiel auch ich zum Opfer. Daß Alaska alle Schönheit, Wunder und Grandiosität von dem vereinigten Yosémite, Yellowstone und Grand Cañon übertrumpfen sollte — dem konnte ich nicht widerstehen.

Genug, ich hatte also für einen immerhin ganz soliden Preis meinen Platz (unteres berth) auf der „Spokane" weg. „Voll bis zum letzten Platz" hieß es, „über 200 Personen; Sie können nur mit, weil jemand (wie es schien, aus reiner Liebenswürdigkeit für mich) zurücktreten wird." Ich beschloß aber, diese Touristenfahrt nach Südost-Alaska erst von Tacoma oder Seattle aus anzufangen, wohin ich, um das Küstenland einiger-

maßen kennen zu lernen, mit der Bahn zu fahren gedachte. Mein Hauptgepäck gab ich monatelang in San Francisco ins Depot.

* * *

Am Abend des 1. Juli fuhr ich nordwärts nach Portland. Hinter Oakland wurde der ganze Zug auf einem mächtigen Trajektboot über die flußartige Enge zwischen der Bai und dem Ausströmungsbecken des Sacramento-Flusses geschafft. Bei Mondscheinbeleuchtung gewährte das einen eigenen Reiz. Dann nahm die Nacht mir die Möglichkeit, den fruchtbaren Boden des Sacramento-Distriktes betrachten zu können. Bei Tageslicht gewahrte ich eine schöne, bergige Waldgegend, in welcher der grüne, schäumende Oberlauf des Sacramento wiederholt gekreuzt ward. Aber der Wald blieb doch etwas weitläufig und sein Boden überwiegend felsig und kahl, da die fruchtbare Talsenke Mittel-Kaliforniens, in der die Bahn zwischen dem Küstengebirge und der Sierra Nevada entlang führt, nunmehr ein Ende hatte. Nur hin und wieder stand dichterer, an Blaubeeren erinnernder Busch. Bei dem Badeort Shasta-Springs mutete der Wald freilich wohliger an. Eine Menge wunderhübscher Wasser rannen, sprühten und plätscherten zwischen engstehenden Stämmen an bemoosten, steilen Bergwänden hinab. Alle Fahrgäste nahmen einen Trunk aus der bekannten schwefel- und kohlensäurehaltigen Quelle. Ein Lokomotiven-Doppelvorspann schaffte uns keuchend bergauf, in einer Menge von Kurven, durch Tunnels und gitterartige, hohe Holzviadukte. Schöne Tannen, Cypressen, Zuckerfichten und Weymouths-Kiefern fügten sich zum schluchtenreichen Waldbild, aus dem jetzt,

groß und herrlich, der weißummantelte Kegel des den Montblanc an Höhe übertreffenden Mount Shasta heraustrat. Im Bogen umfuhren wir seinen Fuß, wobei noch andere, weniger hohe Schneeberge sichtbar wurden. Schade, daß Waldverwüstungen überall den Naturgenuß minderten. Der höchste Punkt der Bahnstrecke ward bei ca. 4000 Fuß erreicht; während des Abstieges nach Norden wuchs die Schönheit des Oregon-Waldes wieder, und obschon der versengte gelbliche Grasboden noch immer das Charakteristikum bildete, mehrten sich doch die Striche grüner Deckung. Die hübsche Lage mancher Ortschaften an der Bahn fiel mir auf; eine lag mitten auf einer Waldwiese. Außer ein paar Steinhäusern bestand sie nur aus unregelmäßig verstreuten Holzhäusern mit Verkaufsläden und einigen hölzernen Kirchen. Inmitten des Stadtplatzes spielten junge Mädchen Tennis. Sehr fruchtbar erscheint das Tal, in dem das größere Ashland liegt; das noch nicht geschnittene Getreide stand zwar mager und kurz im Stroh; desto üppiger zeigte sich das Gemüse. Kinder verkauften Obst, darunter prachtvoll große Kirschen, Himbeeren und Brombeeren, doch keineswegs billig.

Unterwegs starb ein Passagier. Sofort wurde für die mittellose Witwe, der das Geld zur Beförderung der Leiche fehlte, gesammelt.

Abends durchrasselten wir die wilde Schlucht des Cow-Creeks. Das Wildwasser schäumte um die durcheinanderliegenden Baumstämme, von denen einige brannten. Prächtiger Hochwald türmte sich an den Seiten; aus den Essen der beiden vorgespannten Lokomotiven schlug der feurige Schwaden; der rote Schein des vorausgeworfenen Lichtes fiel auf die folgenden, er-

leuchteten Wagen. Schmelzöfen künden die Metallindustrie. Oft recht langsam hat der Zug diese wilde Gegend zu passieren; die Erinnerung an Räuberunromantik wird wach, hat doch erst unlängst hier ein Überfall stattgefunden. Hands up! Bei manchen Attentaten fallen Menschenleben den Revolvern zum Opfer; zumal wenn Widerstand geleistet wird. Die einzelnen Staaten entwickeln zu wenig Energie in der Ausrottung dieses schmählichen Übels. Die Zeitungen sind gefüllt mit Raub- und Überfallberichten. Dagegen scheint das Sittlichkeitsverbrechen verhältnismäßig selten vorzukommen; es wird auch ganz grausam, oft durch Lynchjustiz bestraft. Diese Rubrik zeigt dafür in Deutschland einen ungeheuren, wachsenden Umfang, und zwar, wie ich glaube, mit durch gemeinsame Schuld von Sittlichkeits- wie Unsittlichkeits-Aposteln, vor allem aber durch die Veröffentlichungen der Presse. Andererseits soll das Verbrechen gegen das keimende Leben in den Staaten im beklagenswerten Maße zugenommen haben und vielen Ärzten, z. B. in San Francisco, ihre Haupteinnahme liefern.

Am 2. Juli erreichten wir nach Durchfahren einer schönen, im Grase freilich noch immer etwas vergilbten Landschaft das große und reizend gelegene Portland, die leitende Stadt Oregons.

Portland zieht sich an beiden Seiten des Willamette-Flusses hin, nicht weit von seiner Einströmung in den westlichen Riesenfluß Kolumbia. Über hundert Seemeilen vom Pacific kommen die größten Seeschiffe bis nahe an die Stadt, die Ausgangspunkt einer reichen Weizenregion ist, wozu noch ein gewaltiger Export an Hölzern, Mehl, Lachskonserven, Mineralien usw. tritt.

Die etwa 150000 Einwohner zählende, zukunftreiche Stadt muß daher als eine der wichtigsten der Vereinigten Staaten, die, wie mit Alaska und Ostasien, so auch mit Deutschland, sonderlich durch Vermittlung der Kosmos-Linie, in bedeutendem Handelsaustausch steht, bezeichnet werden. Seit Jahren befindet sich hier der Sitz eines deutschen Konsulats. Eine „Chinatown" beweist das zahlreiche Vorhandensein der Asiaten.

Das Klima ist milde, vielleicht etwas feucht, wovon jetzt freilich durchaus nichts zu merken war. Wer erfahren will, wie angenehme Wohnplätze es im ehemals wilden Westen gibt, der müßte sich Portland anschauen. Es ist teilweise ganz reizend. Der Geschäftsteil entbehrt nicht des großstädtischen Zuges, obwohl er noch nicht einmal den Eindruck eines Los Angeles erweckt; aber, was ihn an beiden Längsseiten begrenzt, die begleitenden Höhen zu seiten des Willamette, ganz besonders das, das vornehme Villenviertel umfassende, ansteigende Westufer bilden die Schönheit des Panoramas. So etwas von entzückenden Villenstraßen bekommt man nicht häufig zu sehen! Und oberhalb der Gärten und Parks erstrecken sich tannenbewaldete Berge, von denen man auf die große Stadt, die Flußtäler, auf das Kaskaden-Gebirge und die die eigenartige Pracht der Landschaft erhöhenden, schneebedeckten Einzelkegel: Mount Hood, St. Helens, Adams, Jefferson, Sisters und Rainier, schaut. Alle diese mächtigen Individuen streben zu über 3000 Meter, der Rainier nicht viel weniger als 5000 Meter Meereshöhe aus den grünen Bergwäldern empor. Die Wälder, die das geschätzte Pitchpine liefern, sind aus diesem Grunde trotz neuerer staatlicher Fürsorge von Vernichtung bedroht. Das Schicksal der übrigen ent-

waldeten Länder der Erde, sonderlich der pacifischen Kordilleren, scheint noch immer den Kampf des dauernden Allgemein-Interesses gegen die Habsucht eines rasch dahinsterbenden Menschenbruchteils nicht energisch genug beeinflußen zu können.

Portland ist natürlich auch in seinen Bauten Holzstadt. In den Geschäftsteil haben sich schon einige jener großzügig gedachten und oft durchaus nicht häßlichen, aber im Stadtbilde unruhig wirkenden Riesenbauten nordamerikanischen Stils eingefügt; der Villenteil hat wohl fast nur Holzbauten, wenn dies auch nicht immer gleich sichtbar ist. Aber welcher Geschmack wird oft dabei entfaltet! Ich schäme mich und trauere über die architektonische Fortentwicklung unserer deutschen Städte. Man sieht ja auch hier manches sehr Schöne, namentlich in neuester Zeit, allein im Durchschnitt, welch ein trauriger Kunstgeist weht einem entgegen! Und das die Wirkung hochgeschraubter, in schwierigsten Examina bewiesener Kenntnisse, schwerer Geldopfer, einer unendlichen Klugrednerei von dünkelhaften Leuten, die vermeinen, alle Weisheit erschöpft, das wahre Kunstverständnis allein begriffen zu haben! Nachkommende Geschlechter werden sich vor unserer spekulativen, trostlosen Mauermeisterei einerseits und der ebenso geistlosen architektonischen Originalitäts- und Neuheitshetze unserer Epoche andererseits bekreuzigen.

Wir lachen über die nordamerikanischen Banausen und Protzen. Wir sollten aber erst einmal selber das Gefühl für das Einfache haben, das sich hier ihren reizenden Gärten so harmonisch einfügt, und wie es unsere Väter bei ärmlichen Mitteln auch noch besaßen.

Hier im Westen kann man zwar leicht besseren

Rasen erzielen, als zumeist bei uns. Ich fürchte, die Einführung der sonst zweckentsprechenden Wassermesser zugunsten städtischer Steuerbudgets wird die Gartenkunst in Deutschland noch weiter schädigen, wie sie wohl auch die noch immer nicht ideale Entwicklung des Wasser- und Badebedürfnisses im Volke zurückschrauben wird.

Einer der Hauptgründe, warum unsere Villenteile diesen nordamerikanischen, wenigstens denen des Westens, nicht gleichkommen, liegt freilich in den Bodenpreisen, die selbst beim allmählichen Schwinden früherer idyllischer Verhältnisse doch die Werte unserer Zusammenschachtelung noch nicht erreichen. Wenn Villen auf engen Grundstücken fast so eng aneinander gesteckt werden, wie in den Straßen der inneren Stadt, so kann sich die erträumte schöne Freiheit, die wir auf den Rasenweiten der nordamerikanischen Weststädte finden, nimmermehr einstellen, und das Gesamtbild wirkt, trotz Riesenkosten, ewig „murksig". Die Neigung, alles mit Büschen, Einfassungen, Wegen, Beeten und Blumen vollzustopfen, und — fast am allerschlimmsten — der rigorose Linealgeist hoher städtischer Baubehörden tragen redlich zur Erstickung jeder gesunden und freieren Regung mit bei.

Die gerühmten Flußlandschaften des Kolumbia konnte ich leider nicht in Augenschein nehmen; nur zu einem Ausflug mit einem Heckraddampfer nach den Willamette-Fällen oberhalb Portlands bei Oregon-City gelangte ich. Überwältigendes bieten diese industriell, namentlich zur Elektrizitätserzeugung ausgenutzten Fälle nicht, dagegen fesselt die hohe, bewaldete Flußlandschaft. Ich fand dort ein Volks-Sonntagstreiben wie bei uns. Der Alkohol fehlte zwar gänzlich, und das Tanzvergnügen in den Waldhallen stand unter dem Zeichen

ſtiller Ruhe und einer einſchläfernden Walzermonotonie. Lärmender zeigten ſich die Kinder. Deutſches Blut ſcheint im Volke nicht unerheblich vertreten zu ſein.

In dem ausgezeichneten Hotel „The Portland" — warum haben wir in Deutſchland noch immer meiſt nur ſo kleinlich eingerichtete Häuſer im Vergleich gegen dieſe erſten Hotels ſelbſt kleinerer Städte Nordamerikas?! — war ich gut untergebracht. Eins aber mißfiel mir wieder ſehr: die nordamerikaniſche Disziplinierung des Publikums! Von Oregon-City kehrte ich zurück, gerade als die Glocke acht Uhr ſchlug, die Zeit des Dinerſchluſſes. Der Speiſeſaal war aber nicht geſchloſſen und noch voll ſpeiſender Leute. Trotzdem weigerte ſich der farbige Oberkellner, mir an meinem Tiſchchen ſervieren zu laſſen. Selbſt meine Bitte, um einen Reſtteil des Menus fand kein Gehör. In dem Gefühl, daß ein deutſcher Oberkellner ſofort: „Selbſtverſtändlich! gewiß!" gerufen hätte, wandte ich mich beleidigt an den Hotelleiter. Achſelzuckend wies dieſer mich ab, mit der kühlen Bemerkung: „well, this is the way, we do business in America". Wahrhaftig, gemütlicher ſind wir denn doch noch als die Nordamerikaner! Hoffentlich bleiben wir es auch, denn ich will nicht verſchweigen, daß die Hotelleiter unter dem terroriſierenden Zwange der Arbeiter-Unions ſtehen, denen die Bedienung angehört, und daß wir auf dem beſten Wege ſind, in dieſem Punkte auch einſt mit Kummer an gute patriarchaliſche Zeiten zurückdenken zu müſſen. Der Porter (Hausknecht) des Hotels, der mein Gepäck nach Tacoma „ſcheckte", bereitete mir ebenfalls meine Aufregung. Mitſchuldig war der berühmte 4. Juli, der gerade über Portland mit einer nächtlichen Vorfreude von unſinnigem Cracker-

Mount Baker im Staate Washington.

Geprassel am 3. hereingebrochen war. — Herr Lohan, der deutsche Konsul entführte mich freundlichst einige Zeit zur Besichtigung des wunderhübsch gelegenen Geländes, auf dem später die Ausstellung stattgefunden hat. Noch einer anderen edlen Seele sei gedacht, und zwar eines Stocknordamerikaners, wennschon er den deutsch-literarisch anheimelnden Namen Gleim trug. Des sich folgenden Sonntags und Nationalfestes halber vermochte ich nämlich von meiner Bank nicht das nötige Geld zur Weiterreise zu erheben, der Konsul konnte aus dem gleichen Grunde nichts bekommen, und die „Spokane", mit der ich nach Alaska wollte, wartete nicht. Mr. Gleim, damals Eisenbahnagent, heute selbständiger Holzhändler in Portland, fühlte Mitleid mit der Verlegenheit des ihm gänzlich Fremden und nicht an ihn Empfohlenen, so daß er mir ohne irgendwelche Sicherheit einen größeren Geldbetrag lieh. Was mich dabei noch mehr rührte, war, daß er seinen eigenen Festausflug aufgegeben haben würde, wenn ich auf die anfangs gewünschte höhere Summe bestanden hätte. Einen ähnlichen Fall von Güte könnte ich ja in Deutschland vielleicht auch erlebt haben, in Nordamerika erlebte ich ihn indessen wirklich, und verzeichne ihn auf der Habenseite des Kontos über die Charaktereigenschaften des Nordamerikaners.

* * *

Auf der Fahrt nach Tacoma sah man wieder prächtige Waldlandschaften, aber auch reichen Ackerbau um die kleinen bretternen Waldstädte. Überall ging es heute zur Nationalfeier hoch her. Geputzte Menschen, Aufzüge, Fahnen, Festredner, Karussells und ungeheures Cracker-Geprassel überall!

Bei Coble kreuzten wir auf einer Fähre den stolzen Kolumbia-Fluß, hinüber zu der sehr hübsch liegenden Stadt Kalama. Wir dampften an einem Militärlager vorüber und genossen über einen Meeresarm zur Linken einen schönen Ausblick auf die schneebedeckten Berge Olympias.

Auch die Lage des ansehnlichen Tacoma, das vor kurzem noch träumte, die beherrschende Stadt des Puget Sound-Gebietes zu werden, darf für schön gelten. Breite, zum Teil stark steigende Straßen mit Kabelbahnen sind vorhanden, auch stattliche Häuser und große Läden; allein Portland macht doch den weit bedeutenderen Eindruck. Prächtig ist der Hafen Tacomas, sowohl als Hafen selbst, wie durch landschaftliche Umrahmung mit Bergen und Wäldern. Unter anderen Fahrzeugen lag der Panzerkreuzer „New York" gerade dort.

Ganz Tacoma befand sich in der wahnsinnigsten Aufregung des 4. Juli. In dichten Scharen durchzogen die Menschen die makadamisierten staubigen Straßen, in deren Dunstschleier die Sonne hinabbrannte. Überall Gegröle, Gedudel. Junge und alte Leute beiderlei Geschlechts fahren sich mit langen Staubwedeln ins Gesicht oder überschütten sich aus großen Tüten mit buntem Papierschnee. Das Fürchterlichste aber bleiben stets die dazwischen und ringsum ohrenbetäubend explodierenden Cracker. Besonders beliebt sind sie am Ende von Spazierstöcken, die irgend ein Bursche oder Mädchen in lachender Tücke unvermutet vor uns aufstampft; die halbwüchsigen Gören sind natürlich die schlimmsten. Fortwährend erfolgen auch flammende Explosionen unter den elektrischen Wagen, da die Schienen reichlich mit Feuerwerkskörpern gestopft werden.

Alle Welt amüsiert sich riesig darüber. Eine Dampfspritze und Feuerwehromnibus rasen heran; es brennt also irgendwo. Natürlich! Wunderbar nur, daß nicht mehr der trockenen Holzhäuser brennen. Auch ein Geschütz ohne Pferde, aber im Galopp von schreienden jungen Burschen und uniformierten Soldaten gezogen, jagt vorbei. Irgendwo soll Salut geschossen werden. Manchmal explodiert auch eins dabei, wie an diesem schönen Nachmittage im Stadtpark. Ich war nicht zugegen; las jedoch später in der Zeitung, daß es eine ganze Reihe von Toten und Verwundeten, darunter einige Kinder, gegeben habe.

An Betrunkenen jeden Grades herrscht kein Mangel, verhältnismäßig sind die Menschen aber dank der vielen Abstinenzler, nüchtern. Bei uns würde bei gleicher Erregung die Betrunkenheit wahrscheinlich noch allgemeiner sein. Die Leute halten auch im ganzen Ordnung; die Polizei findet wenig zu tun. Die Roheit der Freudenbekundung ist sonst unverkennbar; jährlich fallen ihr in den Vereinigten Staaten Hunderte von Toten, Tausende von Verwundeten (die amtliche Statistik ist ja sehr lückenhaft) und viel wertvolles Eigentum durch Feuerbeschädigung zum Opfer. Die feiner organisierten Leute suchen schon längst sich dagegen zu wehren, allein Plebs und Kinderwelt als gute Verbündete haben sich einstweilen ihr Vergnügen noch nicht schmälern lassen.

Auch ich wurde ein Opfer des 4. Juli, glücklicherweise in milderer Form. Weder war mein Koffer von Portland eingetroffen, noch konnte ich im Hafen etwas über das Eintreffen der „Spokane", die über Tacoma nach Seattle dampfen sollte, erfahren. Die Gepäck-

beamten weigerten ſich kurzweg, telegraphiſche Anfrage, die ich bezahlen wollte, anzuſtellen. Ich hatte nichts mit außer dem Sommerzeug an meinem Leibe, nebſt Zahnbürſte und Kamm; damit konnte ich doch unmöglich auf ein paar Wochen in die Eisregionen Alaskas reiſen! Ich ſtürzte mich alſo bis zur Abfahrt meines Zuges nach Seattle wieder auf einige Stunden in die Freuden des 4. Juli und genoß dabei im Hotel Tacoma ein in jeder Beziehung großartiges Feſtdiner, das an dieſem Tage zum Preiſe von nur einem Dollar verabreicht wurde. Das war wenigſtens etwas; dazu gab es einen prächtigen Blick auf den abendlich klaren und rötlich beſtrahlten Schneekegel des Rainier. Am Bahnhof aber wieder große Aufregung! Halbtaub und ganz verſtaubt, mit einem Splitter im Auge, langte ich dort an. Was trotz aller Schwüre nicht von Portland anlangte, war mein Koffer; dazu benahmen ſich die kaum zu verſtehenden Beamten, wie der Bayer ſagt: ſaugrob. Auf ein Haar wäre ich darüber ſelber in Tacoma ſitzen geblieben, und ſauſte nun koffer- und troſtlos und voll tiefſten Ingrimms im letzten Moment in den ſchon rollenden Zug und auf Seattle zu. Neben mir — es war eben keine Pullmancar — ſaß ein mit goldener Uhr, Ringen und Similidiamanten geſchmücktes, etwa dreizehnjähriges Mädchen, das trotz weißen Feſtkleides buchſtäblich vor Schmutz roch.

Das illuminierte Seattle, mit dem von ſtolzer Höhe herableuchtenden Säulenbau des Kapitols, imponierte mir gewaltig. Dieſer Eindruck verblieb mir ſogar ſpäter, als ich bei längerem Aufenthalt dieſe nächſt San Francisco intereſſanteſte Stadt der nordamerikaniſchen Weſtküſte auch in ihren Schwächen kennen lernen ſollte. In Seattle konnte ich es ebenfalls nicht durch-

ſetzen, daß bei der Portland-Gepäckſtation angefragt würde, ob mein Koffer überhaupt abgegangen ſei. Ich fuhr in das Waſhington-Hotel, zu dem der Weg ſich wie zu einer Burg hinaufwindet. Außerdem hat es eine eigene kleine Drahtſeilbahn. Es iſt ein vorzügliches, elegantes und nicht zu teures Haus, ein zugleich mächtiger und hübſcher Bau. Von Zimmern und Terraſſen genießt man eine herrliche Rundſchau auf die rings über Berge und Schluchten geſattelte große Stadt, auf den ſchiffsbelebten Hafen, auf den großartigen Puget Sound, auf Wälder und Schneeberge. Von deutſchen ſtädtiſchen Hotels kann ſich kaum eines einer gleichen Lage rühmen; wenige nur bieten gleichen Komfort wie dieſes, in einem Orte, wo bis vor gar nicht langen Jahren erſt die dürftigſte Siedlung beſtand. An jenem Abend verſchönten noch Flammeninſchriften, ein buntes Lichtermeer und ſternſprühende Raketen das nächtliche Schauſpiel.

In der Frühe genoß ich abermals das Stadtbild. Es ähnelt dem von San Francisco, nur iſt es einfacher in den Bauten, wenigſtens heute noch. — In dem Kampf um den Koffer fand ich endlich bei dem verſtändigen Vorſtand des Eiſenbahndepots Seattle eine wohlwollende Hilfe. Er ſtellte feſt, daß mein Eigentum um 9 Uhr 20 Min. vormittags in Seattle eintreffen werde. Die „Spokane“ (Name einer bedeutenden Stadt im Staate Waſhington), deren Anweſenheit im Hafen ich zu meiner Erleichterung ſelber herausfand, ſollte zwar um 9 Uhr in See gehen, doch gelang es mir, noch im letzten Momente den Koffer an Bord zu ſchaffen.

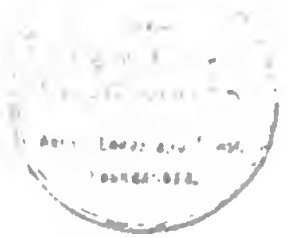
Südoſt-Alaska.

Allgemeines über Südoſt-Alaska. — Meine Gefährten auf der „Spokane“. — Verlaſſen Seattles. — Townsend und Viktoria. — Straße von Georgia, Vancouver-Küſte, Seymour Narrows. — Königin Charlotteſund. — Zwiſchen Frazers und Grahams Reach. — Greenville Kanal und Clarence-Straße. — Die Wrangel Narrows. — Fife Finger Lighthouſe. — Stephen Paſſage und Gaſtineaux Channel. — Douglas Inſel und Stadt mit der Treadwell Goldmine. — In Juneau. — Skagway. — Fahrt auf den White-Paß. — Nordamerikaniſcher Truppentransport. — Nach Pyramid-Harbour und auf den Davidſon-Gletſcher. — Glacier-Bai und der Muir-Gletſcher. — Durch Icy- und Chathamſtraße nach Killisnoo. — Chief Jack. — Fiſchfang. — In Sitka. — Presbyterianiſche Miſſionsanſtalten und die ruſſiſche Kirche in Sitka. — Perilſtraße. — Am Taku Gletſcher. — Nochmals in Douglascity und Juneau. — In Fort Wrangel. — Das Totempole- oder Verlaſſene Dorf Kaſaan auf Prince of Wales Island. — Beim Miſſionar Duncan in Metlakahtla auf der Anetten-Inſel. — Erſtaunliche Leiſtungen bei der Indianerziviliſation. — In Ketchikan. — Zurück nach der Inſel Vancouver. — Die Kohlenſtation Comox. — Ein verunglückter Maſchiniſt. — Wieder in Victoria. — Indianiſche Schöpfungslegende. — Totempoles, ihr Urſprung, ihre Bedeutung und Wirkung. — Geſchlechtsfolge in der weiblichen Linie. — Das „Potlach“. — Feſte und Tänze der Alaska-Indianer. — Wegweiſer für Alaska-Touriſten.

Offenbar, mein Freund, willſt du jetzt von Klondike hören. Dann laſſe dir geſagt ſein, daß Klondike ſozuſagen aus der Mode iſt. Es exiſtiert noch, und zwar ſehr, allein

Juneau in Südoſt-Alaska.

Auf der Bahn nach Klondike.



man regt ſich nicht mehr weiter darüber auf. Die guten — oder, wenn man will, ſchrecklichen Zeiten für den kleinen Goldſucher ſind dort vorüber; das Großkapital mit ſeinen Maſchinen iſt an der Arbeit. Das Großkapital macht weniger Geräuſch, aber mehr Gold, und zwar gerade an abgewirtſchafteten Stellen. Abgewirtſchaftet nämlich für primitives Handwerkszeug; doch bei rationellem Abbau im großen heißt es: die Menge tut's!

Die Goldſendungen, die noch heutigen Tages über Skaguay in Seattle oder San Francisco eintreffen, reden beredt genug. Seattle iſt durch den Verkehr mit Alaska groß geworden. Seattle war weitſichtig. Die deutſche Schiffahrt hätte vielleicht unternehmender ſein können, obwohl ihr dies nicht vorzuwerfen iſt; dann wäre möglicherweiſe ein Teil des Alaskaverkehrs auch in ihre Hände gekommen. Wenn einmal eine Linie drin ſitzt, iſt ſie ſchwer wieder herauszubekommen. Heutzutage ſetzt ſich aber ſo leicht nichts neues mehr nach den Staaten hinein.

Das Gold kommt übrigens nicht nur aus dem Klondikediſtrikt, das iſt der des Klondikefluſſes, der bloß einen kleinen Teil des großen Yukon-Golddiſtrikts vorſtellt und nebſt Dawſon, der wachſenden Kapitale des Nordlandes, zu Kanada und nicht zu den Staaten gehört. Auch die Goldwerke von Allin, nördlich von Skaguay gehören Kanada an, und dieſes nimmt den gediegenen Ruhm in Anſpruch, über das Zentrum der gelben Weltmacht in dieſen Strichen zu gebieten. Man ſieht, unſere engliſchen Vettern haben viele Gründe, es mit dem landesangrenzenden Halb- oder Viertelsbruder nicht vorzeitig zu verderben. Im kanadiſchen Teil iſt noch Acker- und Gemüſebau möglich, während im überwiegenden nord-

amerikaniſchen Gebiete, zumal nördlich des Yukonfluſſes, dies auch für die Zukunft ausgeſchloſſen bleibt. Allein im Staatenteil ebenfalls findet man bis nahe Nome an der Behringſee ſtets wieder Gold, und im nordamerikaniſchen Südoſt-Alaska ſtecken neue und alte, noch immer ergiebige Goldminen.

Die Hauptſache aber iſt, daß den Kanadiern Kopf und Schwanz in Alaska amputiert ward. Man kann zu Waſſer von Caribou bis Dawſon und darüber hinaus bis Eagle City gelangen; dann hört freilich die kanadiſche Herrlichkeit auf, und der lange, lange Schwanz, der Yukonfluß, der ganz Alaska bis zur Behringſee durchquert, zählt zu Uncle Sams Machtfaktoren. Er ſtellt die einzige Heerſtraße durch Alaska dar, weshalb er auch ſchon weit mehr in den verkehrsreichen Monaten von Dampfern befahren wird, als man es in Europa denkt. Und daran ſchließt ſich ein anſehnlicher Dampferverkehr von Nome nach Britiſch-Kolumbien und dem nordamerikaniſchen Puget Sound.

Und der Kopf iſt Südoſt-Alaska, der vom Klima und von Naturſchönheiten bevorzugte Teil, wo Kanada neuerdings durch Schiedsſpruch noch mehr Berührung mit der Seeküſte eingebüßt hat und wo Skaguay liegt, der einzige Hafen, der für das kanadiſche Dawſon offen ſteht, ja auf dem deſſen ganze Exiſtenz beruht und fürderhin angewieſen iſt. Der Anfangszipfel der kanadiſchen Yukonbahn, von Weſtminſter-Vancouver aus, liegt noch in aſchgrauer Ferne. Die kanadiſche Stadt Vancouver hätte die Rolle zu ſpielen vermocht, die heute Seattle zugefallen iſt, und dazu vergegenwärtige man ſich die ſtrategiſche Schwächung Britiſch-Kolumbiens infolge der Nordweſtumklammerung durch die an der Süd-Landesgrenze ohne-

hin überlegene Union! Erfolgreicher wäre der ſtillen Arbeit des noch in weiter Ferne liegenden, einſt aber wohl ſicheren Anheimfalles von Kanada an Uncle Sam gar nicht vorzuarbeiten geweſen.

Vom Mineralreichtum abgeſehen, ſteckt ein enormes Vermögen an nutzbarem Holz und Tierprodukten in Alaska. Rußland würde ſich heute nach der ungeahnten Entwicklung ſehr beſinnen, es an die Staaten zu verkaufen, und noch dazu, wie es geſchehen iſt, für eine verhältnismäßig ſo geringe Summe. Ja, ſelbſt in den Staaten herrſchte damals weit verbreitete Kurzſichtigkeit. Höchſt angeſehene Kongreßredner erklärten es für ein Verbrechen gegen das öffentliche Intereſſe, auch nur einen Dollar für ein völlig unwirtliches Land zu opfern, aus dem nichts, aber auch nichts zu holen ſei! (Wer denkt da nicht an Deutſch-Weſtafrika?) Doch der geſunde und politiſche Menſchenverſtand bekam unter der Führung Sewards Oberwaſſer, und ſo ging ein Land von faſt der dreifachen Größe Deutſchlands, von mehr Flächeninhalt als zwanzig der älteren Staaten der Union zuſammen im Jahre 1867 aus ruſſiſcher Oberhoheit für nur 7¼ Millionen Dollars in nordamerikaniſchen Beſitz über. Seitdem iſt allein an Pelzwaren und Fellen für mehr als 60 Millionen Dollars ausgeführt worden und für ebenſoviel an Lachskonſerven! Viele Millionen hat die nordamerikaniſche Induſtrie und Schiffahrt bereits durch den Import verdient. Es bezeugt die damalige enorme Unkenntnis in England und Kanada, dieſen Kauf zugelaſſen und ihn überhaupt nicht ſelbſt abgeſchloſſen zu haben, um ſo, von allem andern abgeſehen, die Staaten zu verhindern, auch von Nordweſten her, eine Landgrenze gegen Kanada zu finden. Angeſtellte der Hudſonbai-Kom-

pagnie ahnten den Wert vielleicht, haben aber offenbar ihre Erfahrungen nicht geltend gemacht oder machen können. — Obwohl man annehmen kann, daß zwar unter russischer Oberhoheit noch immer dort die „Große Stille" herrschen würde, sieht man an diesem Beispiel der opponierenden Nordamerikaner doch wieder, was der ignorante Fanatismus einer parlamentarischen Opposition à tout prix, die sich nie genug über die Beschränktheit der Regierenden zu entrüsten vermag, für Schadenarbeit am Nationalvermögen fertig zu bringen imstande ist. Siehe also das Kapitel: Deutsche Kolonien! Erfreulicherweise hat sich bei uns der gesunde Menschenverstand ebenfalls nicht ganz unterkriegen lassen, wennschon die Glücksfülle der Nordamerikaner uns nicht zur Seite stand.

Die Bewohner einer einzigen deutschen Stadt von 60 bis 70 000 Einwohnern könnten das Riesenland genau so dicht bevölkern, wie dies es heutigen Tages ist. Die Eskimos und Indianer schätzte man beim Verkauf zu gleichen Teilen auf ein Drittel der Bewohnerschaft, das dritte Drittel fiel auf Weiße und Mischlinge, summa summarum an 30 000 Seelen. Heute nehmen die Weißen allein diese Zahl in Anspruch, wozu noch einige tausend Chinesen, einige hundert Japaner und sogar ein paar hundert Neger kommen. Die Japanerzahl mag sich inzwischen erheblich gesteigert haben. Unter den zirka 31 000 Weißen befinden sich 28 000 männliche Individuen. Also, meine Damen, wer nach sicherern Schätzen sucht, als sie selbst das Gold bieten kann — auf nach Alaska! (Unter uns gesagt: Ich würde Sie aber auch im Erfolgsfalle höchstens um den Wohnsitz in Südost-Alaska beneiden.)

Ein Kapitän Tuttle, der auf siebenzig Fuß über den Meeresspiegel gehobener Klippe eine prähistorische Nieder-

laſſung in Alaska entdeckte, ſchätzte deren Alter „zwiſchen vier- und vierzehntauſend Jahren“. Wir überlaſſen Mr. Tuttle die Verantwortung für dies Exempel, wundern uns aber gar nicht, jenes aus „Maſtodon-Rippen“ konſtruierte Haus von unſern Yankeefreunden bereits als den „älteſten Wohnſitz der Welt“ proklamiert zu ſehen.

Unter der Überſchrift „Das Wunderland der Welt“ gibt ein für Alaska-Reiſende geſtiftetes nordamerikaniſches Touriſtenbüchlein folgende Schilderung, die ich dem erſtaunten Leſer in teils wörtlicher, teils ſinngemäßer Überſetzung nicht vorenthalten will: „Poeten haben über die himmelſtürmenden Koloſſe der Alpen geraſt, ſind in ein Delirium über die Schönheiten des Mittelmeeres geraten und berauſchten ſich tatſächlich an den wein- und blumenumdufteten Schätzen des Rheines, und doch — wenn alle dieſe Länder nebſt allen dieſen Schönheiten in eins verſchmolzen werden könnten, ſo müßte dieſe Vereinigung zur Bedeutungsloſigkeit zuſammenſchrumpfen, wenn man ſie auch nur mit einem der Hunderte von Alaska-Juwelen vergleichen wollte. Es iſt das Großartigſte, was es draußen gibt! Da ſind ſchönere Blumen in Alaska als in irgend einem Unionsſtaate, ein größerer Reichtum an Gemüſen und Pflanzen als in Indiana, mehr Holz als in Minneſota, Wisconſin, Michigan, Georgia und Arkanſas zuſammengenommen, mehr Fiſche als in ſämtlichen Gewäſſern Europas, mehr Gold als in den vereinigten Kalifornien, Kolorado und Montana, mehr Kupfer als in ganz Arizona, ein reicherer Vorrat an Kohlen wie in Pennſylvanien, und an Petroleum wie in Texas.“

Gut gebrüllt, Löwe! namentlich was die Schönheits- und Großartigkeitseigenſchaften anbetrifft. Allein, wenn man die Übertreibungen abzieht, bleibt genug des Be-

deutenden und Schönen übrig, und was von den Boden- und Tierſchätzen geſagt wird, mag teilweiſe ſtimmen.

Wir dürfen nicht vergeſſen, daß Alaska im Mount Wrangel und Mount St. Elias vulkaniſche Berge von 5000 bis 6000 Meter, im Mount Mc. Kinley wahrſcheinlich von 6000 bis 7000 Meter über Meereshöhe beſitzt, daß es vielleicht das größte Gletſchergebiet der Erde bildet. Nur einige Haken ſind dabei: die ungeheure Monotonie und die Entlegenheit! Der gewöhnliche Reiſende gelangt gar nicht in die Nähe jener Giganten, auch der ungewöhnliche kaum. Nicht einmal den Mount St. Elias bekommt man auf Touriſtendampfern zu ſehen. Ich hatte nach meiner Rückkehr von Alaska eine abermalige Reiſe dorthin projektiert, ſogar ſchon mein Dampferbillett beſtellt; ich wollte den ganzen Yukon hinunter bis zur Behringſtraße und dann über See heim. Auf dringendſtes Abraten verſchiedener Alaska-Kenner gab ich die Sache auf, allerdings nicht, ohne ſpäter innerliches Bedauern über den Verzicht zu empfinden. Man ſagte mir, es ſei zu ſpät im Jahre, ich habe nur düſteres, unſichtiges, immer ſchlechtes Wetter zu erwarten, ſchlechte Nahrung und ſchlechte Geſellſchaft; die Yukonufer ſeien überwiegend unintereſſant und ſchließlich wäre jedes Ding enorm teuer. Nun, dachte ich, da kannſt du alſo deine Zeit wie dein Reiſegeld beſſer auf freundlichere Gefilde verwenden. Wenn es aber noch Juni-Juli geweſen wäre, hätte ich es doch getan! Mein Geſchick, auf die Touriſtenfahrt hereinzufallen, hat mich darum gebracht. Doch ich will nicht hadern, ich habe ohnehin Eindrücke mit heimgebracht, die ich nicht miſſen möchte.

Man ſagte mir auch ſpäter in Vancouver allſeitig, ich hätte mit Südoſt-Alaska die Perle des Landes geſehen,

Der White Paß zwiſchen Skaguay und Dawſon City.

und da dieſe Perle in der Regel ſo vom Himmel beweint zu werden pflegt, daß die meiſten Reiſenden ſprechen müſſen: „Ja, ſchön muß es ſein, wenn wir nur etwas weiter über unſere Naſenſpitze hinaus unſere bereitwillige Bewunderung hätten ausdehnen können," — ſo kann ich über die Behandlung ſeitens der Alaskagötter nicht klagen. Faſt ſteter Sonnenſchein und nur ein einziger ausgeſprochener Regentag! — „Unverſchämtes Glück!" höre ich im Geiſte ſo manchen enttäuſcht heimgekehrten Alaska-Touriſten knurren.

Lieber Leſer, wenn du nicht zu bequem biſt, auf der Karte nachzuſehen, was ich — nimm's mir nicht übel — in der Regel von dir annehme, ſo wirſt du bei Ausübung dieſer Tugend finden, daß Südoſt-Alaska etwas nördlich von Port Simpſon ungefähr beim 50. Grad nördl. Breite beginnt und etwa bis zum 60. Grad reicht; das entſpricht bei uns ungefähr der Breite zwiſchen Frankfurt a. M. und Stockholm. Es wird lange nicht ſo kalt wie in dieſem uns vertrauten Striche, und dennoch kommt es einem bei weitem nördlicher vor; man bleibt deshalb in einem Staunen über die Üppigkeit des Pflanzenwuchſes, die Schönheit und Größe der Wieſenblumen. Ähnlich ergeht es uns in dem vom Golfſtrom beeinflußten nordweſtlichen Norwegen. Dasſelbe bewirkt für Südoſt-Alaska der hier auslaufende warme Japanſtrom.

Die Leute lieben den Winter faſt mehr als den Sommer, weil man dann oft klare Luft ohne ſtrenge Kälte hat. Das gilt freilich nicht für das Yukontal oder gar Nome an der Behringſtraße, dort iſt es des Winters fürchterlich. Dunkelheit, enorme Kälte und heulende Schneeſtürme. Aber wer ſo mit uns, im Juli, durch dieſe grünen, klarſtrömenden Engen geglitten wäre, vorbei an

den unermeßlichen, ſchweigenden dunklen Nadelholzwäldern, über die geheimnisvoll die wolkenumſpielten, blendenden Gletſcherhänge und Schneehäupter ſchauen, der hätte auch geſagt, es iſt herrlich! Und dann wäre er weitergeglitten über landſeeartige Breiten, beſät mit Inſeln, gleich der berühmten japaniſchen Inlandſee, und abermals hinein in enge Kanäle, zwiſchen einer ſchier unerſchöpflichen Fülle von Eilanden, mit wechſelnden Szenerien in der ganzen Skala, die zwiſchen der Idylle und der Erhabenheit liegt. Schließlich an den Grenzen der vegetativen Natur faſt das Schönſte: Muirgletſcher und Gletſcherbai! Oft wolkenverhüllte, kahle Zackenketten aus Schneemänteln in der Ferne ſtarrend, davor die von Moränen geſäumten und auf den Randflächen teils dunkel gefärbten Rieſen-Eisſtröme, begrenzt durch phantaſtiſch zerriſſene und zerklüftete Stirnmauern, von denen zeitweilig unter Donner Eismaſſen in die aufſpritzende See abſtürzen, die in ihrer Menge ganze Ortſchaften bedecken könnten.

Und die Sonne läßt den Himmel ſich lichtblau auf der Buchtfläche widerſpiegeln. Vorſichtig dampfen wir zwiſchen dieſen ſchweigenden Trümmermaſſen des Gletſchers. Majeſtätiſch ſegeln einzelne ins Meer hinaus, auf deren glitzerndem Rücken Seevögel raſten und deren Spalten grünlich oder in einem berückend ſchönen Tiefblau leuchten, und dann wieder drängen ſie ſich zu dichten Brocken und Schollen zuſammen, die, mit leiſem Knirſchen und Rauſchen durcheinander ſchwankend, von der Bugwelle beiſeite geſchoben werden. Hier und da treffen wir auf einſam im Kanu die Eisfiſcherei betreibende Indianer, die dem ſelten geſchauten, großen Schiffe mit weit aufgeriſſenen, dunklen Augen nachſtarren.

Dieſe, durch die meiſt, doch nicht immer kalten, aber

immer zarten Farben des Nordens getönten Bilder ſind es, glaube ich, die im Verein mit der Nachthelligkeit den nachhaltigſten Eindruck auf uns machen; ſie machen ihn, da ſie in Wirklichkeit geſchaut uns ſo neu ſind. Ich bin ſonſt der Meinung, daß in der Schweiz noch Schöneres, in Norwegen noch Grandioſeres ſich bietet, und namentlich, wo es um Vereinigung von Natur und Kultur ſich handelt, europäiſche Szenerien durch keine anderen der Welt überboten werden; allein dies Alaska hat zweifellos ſeine Eigenart, die man über das übliche blinde Vergleichen weniger vergeſſen ſollte. Nicht zu leugnen bleibt die Monotonie der tagelang ſich folgenden Küſten und Felsinſeln, die immer wieder mit demſelben lückenloſen, dunkelgrünen Nadelkleide bedeckt ſind. Nicht zu leugnen bleibt das Häßlich-Melancholiſche der geiſterhaft weißen Striche, mit denen der Urwald auf weite, weite Strecken ſchraffiert iſt, dieſe ſtehenden, durch Brände oder Krankheit gemordeten und geſtorbenen Bäume, Leichen, die nicht fallen können, weil das vegetariſche Leben ſie zu enge umſtrickt hält. Nicht zu leugnen bleibt ferner das viele Unſympathiſche des lüſternen Pioniertums der kaukaſiſchen Raſſen, ſowie das Plumpe, Schmutzige, faſt Tieriſche der einheimiſchen indianiſchen, aber durchaus mongoliſch geprägten Stämme. Aber anderſeits: Welche Gewaltigkeit packt uns wieder an aus dieſer Monotonie! Wie beſchäftigt es die Phantaſie, ſich die Undurchdringlichkeit, das Unerforſchtſein dieſer Wälder vorzuſtellen, die Jahrtauſende ſo teilnahmslos abweiſend verharrt haben, wie heute, während Natur und Kultur an andern Punkten unſeres Planeten von Umwälzung zu Umwälzung getrieben wurden. Wir wiſſen, hier herrſchen noch Adler und Grizzlybär; in den ſchäumenden Strömen, zwiſchen

Felsblöcken und geſtürzten Bäumen, drängen ſich Lachſe zur Laichzeit, Rücken an Rücken, faſt eine Brücke bildend; Scharen mächtiger Halibuts füllen die Buchten, und vor ihnen ſpritzt die Waſſerſäule des gigantiſchen Wals.

Wo die Schlote qualmen und unter dem rollenden Krachen des Dynamits dunkle Wolken aus waldentblößten Anhöhen emporſteigen, dort ahnen wir den Fleiß und die Intelligenz, aber auch die Gemeinheit derjenigen, die unſeres Blutes ſind. Wir kommen in die Holzſtädte, die mitten zwiſchen verkohlten Baumſtümpfen und Geſtrüpp in den Urwald verlaufen, deren Häuſer und Kirchen nicht nur aus Brettern beſtehen, ſondern die auch nur hölzerne Straßen, Trottoirs ſowie Fahrdämme beſitzen; und gleich neben dieſen Holzwegen wird alles nach etwas Regen unergründlicher, krautüberzogener Sumpf und Moraſt.

Wir ſehen die Indianerweiber in den Städten in ihren ſchmutzigen, aber durch Farben maleriſchen Röcken, den Oberkörper und Kopf oft in ſchwarze Tücher gehüllt, reihenweiſe auf dem Boden kauern, wo ſie bunte Alaska-Kurioſitäten zum Verkaufe an die Fremden um ſich ausgebreitet haben, namentlich geflochtene und gefärbte zierliche Körbe und Körbchen, deren beſſere mit bewundernswerter Geſchicklichkeit hergeſtellt ſind. Dazu kommen die Nachahmungen der kurioſen grobgeſchnitzten und bemalten „Totempoles", Felle, Geweihe, perlenbeſtickte Ledermokaſſins uſw. Die indianiſche Hausinduſtrie iſt durchaus nicht unbedeutend, und einiges davon, wie z. B. die kunſtvoll gefärbten Körbchen und geſchnitzten Arbeiten aus dem Elfenbein des Walroßzahnes, iſt ganz allerliebſt.

Doch auch andere Indianer ſehen wir, deren die Humanität, meiſt auf dem Boden der chriſtlichen Miſſion, ſich annahm.

Es wird immer so viel auf das Vergebliche und Schädigende der Mission gescholten. Aber, wo sind denn die andern, die sich uneigennützig dem Wohlfahrtsdienste an niedrigstehenden Völkern widmen? Den jeweiligen amerikanischen Regierungen darf man bezüglich ihrer Indianerbehandlung auch nicht allzuviel Menschenliebe nachrühmen. Hingegen sieht man in Alaska wohlgehaltene private Missionsschulen und Pflegeanstalten, Indianerwohnungen, in denen eine ordentliche Hausfrau schaltet, und die mehr Komfort besitzen als recht viele deutsche Arbeiterwohnungen; ja, ich bin — ich komme noch darauf zurück — in einer Stadt gewesen, die lediglich durch einen schottischen Geistlichen gegründet ist, in der sonst kein Weißer wohnt, und wo Zucht, Ordnung und wachsender Wohlstand sich untrüglich verraten.

Was wir schließlich als eine Spezialität Alaskas finden, das sind jene fratzenhaften „Totempoles", die seltsamen Holzpfähle und Holzsäulen, deren verzerrte Figuren keine Idole sind, sondern die Wappen der Sippe bezeichnen, vor deren Hütten sie sich erheben. Das Wort Totem entstammt der Sprache der Algonkin-Indianer. Die Ausstellung in St. Louis ward mir in mancher Beziehung verdrießlich. Man hatte dort alles zusammengeschleppt, was aus den Staaten zusammenzuschleppen war; man hatte mir sozusagen den Rahm von der Milch genommen, und u. a. die Totems und ihre besten Schnitzer, die Tlingit-Indianer, durch illustrierte Blätter in Europa plötzlich populär gemacht.

Ich weiß es zwar, daß es ein ganz anderes Ding ist, die Totempoles im Verein mit Indianergräbern gespensterhaft aus dem Urwalddunkel Alaskas auftauchen zu sehen, als sie in sauberer Aufstellung auf einem modernen Aus-

ſtellungsterrain in eiliger Gleichgültigkeit zu erblicken. Dieſe Totempoles, zu denen ich im Abenddämmern, begraben vom Geſtrüpp und den dornigen Blättern der Lykopodien, nahe einem verlaſſenen, im Walddickicht verſunkenen Dorfe vordrang, haben mir eines der unheimlichſten und gleichzeitig poetiſch reizvollſten Bilder meiner ganzen Reiſe hinterlaſſen.

Alle dieſe Züge, die ich in Kürze hier ſkizziert habe und nun chronologiſch ein wenig ausführlicher behandeln will, werden den Leſern vielleicht eine ungefähre Vorſtellung jenes merkwürdigen Goldlandes des äußerſten Weſtens erweckt haben. Nicht jedem, der in die Ferne ſchweifen will, rate ich die weite Reiſe dorthin an. Größeren Genuß wird ihm, wie ich es ſchon andeutete, in jeder Beziehung die Nähe bieten; doch dem ernſten Forſcher ſowie dem, der im Monotonen die Erhabenheit, im Einſamen die Poeſie zu finden vermag, dem gewährt Alaska oft bleibendere Funde als dem Goldſucher.

* * *

Übermäßig groß war die „Spokane" nicht; 200 Paſſagiere hätten ſich erſt preſſen laſſen müſſen, um unterzukommen; deren etwa 80, die wir zählten, genügten vollkommen, um das Schiff ohne zu große Unbehaglichkeiten zu füllen, wennſchon ich durchaus nicht den allerletzten Platz erwiſcht hatte.

Allmählich lebte ich mich in meine Umgebung ein: einige reiche nichtchriſtliche und chriſtliche, vierteldeutſche und ganz nordamerikaniſche Familien aus San Francisco und Umgegend; ſolche aus dem fernen Oſten, die von St. Louis über Kanada heimreiſen wollten; verſchiedene Lehrerinnen aus Kalifornien und Saltlake-City, nebſt

sonstigen unbescholtenen Einzeldamen; ein englischer Offizier, der Swell und Beau des Schiffes, dem, mit Ausnahme einiger junger Ladies, die Gesellschaft offenbar nicht auf der von ihm beanspruchten Höhe stand. Ich war der einzige Reichsdeutsche, neben einem Jüngling aus Frankfurt a. M., von dem ich aber nicht wußte, ob er deutsch sein wollte.

Doch halt! noch ein halber Landsmann war da, ein pensionierter k. k. Richter aus Mähren. Dieser konnte für das größte, vielleicht einzige Original an Bord gelten. Körperlich besaß er eine auffallende, gedrungene Kürze und dabei einen einsamen, hauerartigen, außerordentlich entstellenden Zahn. Er vernachlässigte sich vollkommen, erschien immer in demselben braunen, schäbigen Anzuge, mit derselben hellgrün karierten, schmierigen Krawatte und aß mit dem Messer. Dazu sprach er nur sehr wenig Englisch. Über seine Eigentümlichkeiten konnten die Ladies, die sich anfangs aus einem gewissen Mitleid mit ihm zu unterhalten gedachten, nicht hinwegkommen. Er wollte aber auch gar nicht unterhalten sein und machte auch mir die Versuche dazu schwer. Dabei hatte dieser alte, gutmütige, wißbegierige Junggeselle, dessen Hauptunglück es offenbar war, keine ihn erziehende Frau bekommen zu haben, einsam und für sich große Teile der Welt, namentlich den Orient bereist.

Der Kapitän war wenig gefällig. Der allmächtige „Purser" (Zahlmeister) besaß die nordamerikanische Gleichgültigkeit gegen fremde Interessen, sobald sie nicht von jungen Damen geltend gemacht wurden. Am mürrischsten (auch mit letzterer Ausnahme) gab sich der Erste Offizier, ein weißhaariger Greis. Er hatte bereits einen „Tatterich", der ihm bei Tisch kaum Messer und Gabel an den

Mund führen ließ. Ich ſchätzte ſein Alter auf ſiebzig; es ward mir aber glaubhaft verſichert, daß es ſchon an die achtzig reiche. In ſolchem gefährlichen Fahrwaſſer konnten die Paſſagiere dies kaum als beruhigenden Sicherheitsfaktor erachten. Vielleicht vertraute die P. C. S.-Geſellſchaft ſeiner Erfahrung. Von den übrigen Offizieren bekam man wenig zu ſehen. Im Rauchzimmer waren die Berechtigungspapiere von jedem von ihnen öffentlich angeſchlagen. Bei uns hätte dies kaum einen Zweck, möglicherweiſe wirkt es ermutigend auf nordamerikaniſche Paſſagiere.

Auch dem zahlreichen Steward-Perſonal an Bord der „Spokane" ſeien einige Worte gewidmet. Am unangenehmſten war mir mein deutſcher Tiſchſteward, dem Katzenbuckeligkeit und Unverſchämtheit zugleich aus den Augen leuchteten. Die übrigen bekümmerten ſich um die Paſſagiere genau ſoviel und ſolange, wie es dem knappſten Maße ihres Kontraktes entſprach, alſo vermutlich lauter Union-Leute. Höflichkeit in unſerem Sinne kennen ſie überhaupt nicht; das ſcheint mir freilich noch immer erträglicher als katzenbuckeln. Sie bedienen in fliegender Eile, um ſchnell fertig zu werden; dies machen ſie auch in den Hotels ſo. Alſo, Fremdling, hüte deinen Teller, auf daß er dir nicht halbgeleert unter der Naſe verſchwinde! Außer den Mahlzeiten haben ſie wenig für die Paſſagiere zu tun; dann wird alles geſchloſſen. In gewiſſen Stunden blieb jedoch die „Bar" geöffnet. Ebenfalls erhielt man nach verſpäteten Landausflügen dennoch ſerviert, was für nordamerikaniſche Verhältniſſe ein großes Entgegenkommen bedeutet.

Wenn die Schar der Stewards ſich abends dem eigenen Amuſement überlaſſen konnte, verpflanzte ſie dies nach

hinten, unmittelbar unter reſp. an die Sitze der Paſſagiere. Dort tollten ſie, als ob ſie die „Spokane" zu ihrem Privatvergnügen gechartert hätten, und ließen ihren „muſikaliſchen" Gefühlen mit Banjo-Geklimper, Pfeifen, Trampeln uſw. freien Lauf.

Die Innenräume unſeres Dampfers waren recht hübſch, praktiſch und boten Platz genug; deſto mehr haperte es mit dem zum Luſtwandeln verfügbaren Oberdecksraum. Das iſt überhaupt charakteriſtiſch für nordamerikaniſche Fahrzeuge: auf Koſten breiter, angenehmer, geſchloſſener Räume fallen die Umgänge der etagenförmigen hohen Aufbauten, in denen man wohnt, äußerſt ſchmal aus. Durch die Deckſtühle wurden die Paſſagen völlig gehemmt. Wer gern fröhlich auf und ab trabte, kam ohne zahlloſe „I beg your pardon"'s nicht davon. Etwas Nachahmenswertes war der „observationroom". Solche mit großen, eine freie Umſicht geſtattenden Fenſtern verſehene Beobachtungs-, d. h. Ausſichtsräume finden wir in den Staaten und in Kanada nicht nur auf Bahnen, ſondern ebenſo häufig auf Exkurſionsdampfern, Dampfſähren uſw. Man ſitzt in den beliebten Fauteuils à la Pullman oder wie auf der „Spokane" in angenehmen Doppelſitzen mit den Klapptiſchen davor.

Nur geraucht durfte nicht darin werden, und das blieb mir ein ſteter Schmerz. Wenn man aber ſieht, wie in einem nordamerikaniſchen Smokingroom geraucht wird, und der der „Spokane" machte keine Ausnahme, ſo kann man es den Damen nicht verargen, wenn ſie ſich dem Anblick auf Tiſchen prunkender Stiefelſohlen und der männlichen Blindheit gegen wohlmeinend aufgeſtellte Spucknäpfe nicht ausſetzen wollen.

Ach, ich ſagte es ſchon wiederholt, wie häufig ich als

freier Deutſcher mich an den perſönlichen Unfreiheiten im Lande der Freiheit geärgert habe. Auf der „Spokane" gab es gleichfalls keinen Mangel an Vorſchriften. Dem Rauchen war ſelbſt in Gottes freier Natur Feſſeln angelegt, ſo daß man auf den verſchiedenen Decks, auf denen man immer nur „von hier bis hier" und nicht darüber hinaus rauchen durfte, ganz irre wurde, wo man frevelte und wo nicht. Schließlich nahm man ſich europäiſche Freiheit und rauchte überall dort, wo man's gewohnt war, wozu man ſich um ſo mehr berechtigt fand, als es der Mannſchaft nicht verboten zu ſein ſchien, bei offenen Ladeluken und zwiſchen Strohſchütten unter Deck ihre Pfeifen zu rauchen.

Offene Ladeluken auf einem der heiligen Verſicherung nach lediglich für die Freuden vertrauensvoller Paſſagiere beſtimmten Exkurſionsdampfer? Ja, das war eben der ſmarte Pfiff der Sache! Wir entdeckten bald, daß wir erſt ſehr in zweiter Linie Vergnügungs-, in erſter Linie aber Frachtdampfer ſeien. Bei Uncle Sam darf man ſich nie etwas einbilden — wie wahr iſt das!

Die Konſequenz war: wir verſpäteten uns regelmäßig, ſo daß wir nachts das nicht zu ſehen bekamen, was wir am Tage hätten bewundern ſollen; wir hielten uns dort lange auf, wo wir froh waren, wieder an Bord kommen zu dürfen, und wo man zu genießen gedachte, hatte man ſchleunigſt durchzutraben, um die Abfahrt nicht zu verſäumen. Zu Landausflügen an beachtenswerten Punkten war nichts vorgeſehen, bis auf ein paar einfache Ausbootungen und eine Eiſenbahnfahrt auf den Whitepaß, die durch ihre einſtigen Schrecken bekannte Straße nach Klondike hinauf. — Bluff! — Wenn die Natur nicht zuverläſſiger geweſen wäre als die Unternehmer, würde man

gesagt haben: Schade ums Geld! Aber ein vom lieben Gott so eigenartig ausgestattetes Stück Schöpfung bringt, mit Bräsig zu reden, über jeden „Hossjungens-Arger" hinweg.

Ich habe die disziplinierte Ergebung der Nordamerikaner öfter erwähnt. Ein „Aufmucken" wie der Berliner es sofort ausübt, kennt er gar nicht. Das ist Tugend und Laster. Wenn wir aufgemuckt hätten, würden wir und spätere ahnungslose Alaskapilger gutes davon gehabt haben. Wir muckten also nicht auf. Viele meinten, daß die Sache so ganz all right sei, und andere, die sie denn doch nicht völlig all right fanden, begnügten sich mit einem Achselzucken. Freilich ward ihnen das erleichtert durch den Trieb zur Hast, der, unbehindert durch geistige Vertiefung, wie sie so mancher Deutsche liebt, fast allen im merkwürdigen Gegensatz zu jener stoischen Ergebenheit innezuwohnen pflegt. Der „wahnsinnige Hering", dessen Herumrennen uns zum vielverwendeten Gleichnisse dient, muß in den Staaten gezüchtet worden sein. — Kaum hatte die „Spokane" irgendwo und zu irgendeiner Zeit angelegt, so ergoß sich die ganze Schar der Reisenden in rätselhaft beschleunigtem Tempo zu irgendeinem Punkte, der angeblich gesehen werden mußte, und rannte dann in der gleichen grund- und genußlosen Eile wieder zurück. Jetzt wußte ich es also: Sie murrten nicht über die unerhört unprogrammäßigen Beschleunigungen der „Spokane", weil just dies ihrem Temperamente lag.

Die Verpflegung war nicht schlecht, zumal reichhaltig genug. Die Suppen überpfefferte man freilich, Fleisch und Gemüse wurden wenig nach deutschem Geschmack bereitet; dazu noch allerlei Fremdes, nur teilweise Erfreuliches.

Am erfreulichſten an amerikaniſchen Tafeln ſind in der Regel Obſt und Sahne. O, dieſe ſchon einmal gerühmte, prächtige Sahne! Selbſt auf der Alaskafahrt erhielten wir ſie.

So brachte man denn zirka einen halben Monat, alles in allem mit einem Koſtenaufwand von ungefähr 700 Mark, im ganzen erträglich zu. Wer ſich viel mitnehmen wollte, konnte allerdings mit großer Leichtigkeit mehr anlegen, boten die Indianer doch geſtickte Stücke zu 300 Mark an und wurden auch ſolche los. Die bei den Mahlzeiten faſt ausſchließlich Waſſer trinkenden Nordamerikaner ſchlagen mittels dieſer Entſagung einen erheblichen Teil der Koſten, die ein Deutſcher ſich zu machen pflegt, wieder heraus. — An Trinkgeld wird übrigens nicht geſpart. Der Nordamerikaner gibt nicht bei ſo häufigen Anläſſen wie wir, allein, wenn er gibt, meiſt nach einem uns recht unnötig generös erſcheinenden Maßſtabe.

Wir vertrugen uns ganz gut untereinander. Von Cliquenbildungen wußte man weniger als auf dem winzigſten deutſchen Paſſagierdampfer. Nur der noble Engländer nebſt ein paar Miſſen cliquelte. Dabei war es ſpaßig zu beobachten, wie er ſich vercliquelte, d. h., wie er Geiſter, die er gerufen, nicht los werden konnte, um ſich noch begehrenswerteren, aber ſpäter ausfindig gemachten widmen zu dürfen. Er lag immer in Decken gehüllt nachläſſig im Kreiſe einiger Schönen. Und die Damen? Sogenannte militärfromme deutſche Backfiſche hätten keinen größeren Leutnantskultus treiben können, als dieſe durchaus angelſächſiſchen Mädchen, und die ausländiſche „Feinheit“ wirkte auf ſie desgleichen beſtechend, ebenſo wie ſein Rühmen, daß er gegen die Freiheits-

Die „Spokane“ im Eiſe der Glacier Bay, Südoſt-Alaska.

Der Muir-Gletſcher in Südoſt-Alaska.

Digitized by Google

kämpfer im Burenlande gefochten habe. Schelten wir alſo unſere deutſchen Mädchen nicht zu ſehr; wenn Adam zweifarbiges Tuch getragen hätte, wäre dies Eva auch lieber geweſen.

Mir waren die Damen des Schiffes nur in einem Punkte fatal. Man konnte nie an die zwei einzig verfügbaren Schreibtiſche mit ihrer verſchwenderiſchen Fülle goldgepreßten Schreibmaterials gelangen — von früh bis ſpät ſaßen ſchreibwütige Ladies davor, die dann den Papiervorrat nebſt einer fürchterlichen Unmenge von Anſichtspoſtkarten auch glücklich bis zum letzten Reſt verarbeiteten. Ernſthaft muſikaliſche Talente ſchien es nicht unter ihnen zu geben. Unſere geſamte Muſik wurde von zwei beſcheidenen, aus San Francisco engagierten jungen Mädchen beſorgt, die zu den Mahlzeiten und abends eine Stunde auf Gitarre und Mandoline ganz niedlich klimperten.

* * *

Es war alſo am 5. Juli. Seattle blieb im Nebel zurück. Ein kalter Wind ſtrich über die blaue See. Zur Linken trat über den Nadelholzwaldungen die ſchneebedeckte Olympiſche Bergkette, die das vorſpringende Küſtenfeſtland ſäumt, immer prächtiger hervor. Sie gipfelt in dem ungefähr 2700 Meter hohen Mount Olympus. Beim Eintritt in die Juan de Fuca-Straße, die das peninſulare ſüdliche Feſtland von der britiſchen Inſel Vancouver trennt und die den ſtark befeſtigten Zugang zum Puget Sound-Gebiet darſtellt, liefen wir zunächſt den Hafen von Townsend an. Dieſes terraſſenförmig am Berguſer hingelagerte Städtchen ward einſt, als vortrefflicher Hafen, mit großen Zukunftshoffnungen gegründet, doch die binnen

gelegenen Plätze — zuerst Tacoma — bewiesen wieder, daß der Umschlagsverkehr nach möglichst weit an Hinterland-Bahnverbindungen heranziehenden Punkten guter Wasserstraßen strebt.

Prächtig glitzerte im Hintergrund die über 4400 Meter messende Pyramide des Mount Rainier. Dann dampften wir nach dem gegenüberliegenden Victoria, der auf der Insel Vancouver gelegenen Hauptstadt Britisch-Kolumbiens.

Als ich hier unserem Konsul an Bord eine gute Zigarre anbieten wollte, wurde dies nicht ausführbar, da der Steward im fremden Hafen keine steuerbaren Waren abgeben durfte. Nicht eine einzige Zigarre! Auch eine angenehme Einrichtung moderner wirtschaftspolitischer Zwickmühlen. Der äußerst kalte Juliwind trieb mich nach Verlassen Victorias bald zu Bett. Am nächsten Vormittag vollendeten wir die Passage durch die Straße von Georgia, und damit die erste Hälfte des Wasserweges zwischen der britisch-kolumbianischen (kanadischen) Festlandküste und der Ost- (inneren) Seite der über 33 000 Quadratkilometer großen Wald- und Berginsel Vancouver. Mittags erreichten wir die wunderschönen Seymour Narrows, eine enge, inter-insulare Wasserpassage, an der im Innern zur Linken der höchste Gipfel der mächtigen Hauptinsel, der weißummantelte, nahe 2300 Meter hohe Victoria-Pik ins Blau ragt. Sonniges Wetter wechselte mit Nebel und Kälte. Dann und wann stürmten Böen über das schäumende, graugrüne und stark strömende Wasser. Die unaufhörliche Begleitung auf Festland, Inseln und Inselchen bilden graue Felsen, Berge und Tannenwälder mit ihren strichartig gerade und hochaufstrebenden Stämmen. Sanftere Strecken, eine einzelne Siedlung, ein paar am Waldrand eingenistete

Holzhäuſer kommen wohl gelegentlich dazwiſchen. Überwiegend aber finden wir ganz unbewohnte, unermeßliche, wilde Einſamkeit, als ob man an einer noch unerforſchten Südſeeinſel entlang führe. Die grünen Berge an der Enge und ſpäter ſind ſchon recht hoch; dahinter und in die Zwiſchenräume ſchieben ſich noch höhere, nackt und zackig, mit Schneefeldern bedeckt und von Schneerinnen geädert. Oft unterbrechen Tauſende von hellgrauen, kahlen Baumgeſpenſtern das ſonſt unabſehbare grüne Wipfelmeer.

Auf der Breite des Königin Charlotte-Sundes ſetzte eine ſanfte Dünung von vorn ein, in der das Schiff ſtampfte. In die landſeeartige Fläche erſtreckte ſich an Steuerbord, wie die engliſchen „Needles", nur weit zahlreicher und immer kleiner werdend, eine Fülle von Felsinſeln und Brocken. In den Engen ſtreichen wir zeitweilig dicht unter den Steilbergen hin. Möwen ſchießen über das grüne Waſſer. Ein Windhauch hat die ſtangenartigen Stämme hier wild durcheinander geſchichtet, dort zwängt ſich verfilztes Buſchwerk an die veräſtelte Bucht. In der Fernſicht blauendes Waſſer, die im ſteten Wechſel kuliſſenartig ſich einſchiebenden Vorſprünge der Waldküſten, nun wieder leuchtend grüne Wieſenflecken an einem Bach und weiße Kaskaden geſchmolzenen Schneewaſſers.

Auf meine Bitte, einen Blick in die Karte zur Orientierung tun zu dürfen, erwidert der eisgraue Erſte Offizier kurz: „It is not allowed" — das ſollte die Deviſe der Staaten ſein! Und der Kapitän erklärt: „Sie hätten ſich ja ſelbſt eine beſſere Karte mitbringen können." Überhaupt iſt von den Offizieren kaum eine Auskunft zu erlangen; ſie leben viel abgeſchloſſener als bei uns, was ja an ſich bei einer ſo gefährlichen Route etwas für ſich haben kann. Die Hauptberührungspunkte der Fahrt

werden veröffentlicht, aber über ſonſt intereſſante Stellen, Berghöhen uſw. erfährt man nichts. Wo die grünen Lichtungen und Waſſerfälle ſind, wirkt das Landſchaftsbild am reizvollſten. Das hellgrüne Waſſer der Flußmündungen erſcheint wie abgeſchnitten gegen das dunkelblaue der Fjorde. Wir begegnen einem von Alaska kehrenden Dampfer; ſein Rauch zieht ſchattenwerfend über die bewegte, ſmaragdene See. Er führt den Namen „Humboldt", wohl der populärſte deutſche Name auf der geſamten Weſthemiſphäre.

Lilaſchimmernde Felsblöcke, ſeeartige Erweiterung in alpiner Umrahmung — eine größere Station, Segelboote, Klippen mit einem rotbedachten, weißen Leuchtturm darauf. Es iſt am 7. Juli abends; wir haben auf dem, zwiſchen der norwegiſch tieffjordartig zerriſſenen Feſtlandküſte und unzähligen Inſeln und Schären nordwärts ſich ſchlängelnden Wege die Inſel Vancouver ſchon nach dem Charlotteſund hinter uns gelaſſen, haben offene Weiten nach dem Pacific zu paſſiert, ſind wieder hinter den Schutzwällen der Inſeln verſchwunden und ſo durch die Engen von Frazers und Grahams Reach, bei der bedeutenden Prinzeß Royal-Inſel, und durch den Greenvillckanal an die Mündung des Skenafluſſes gelangt. Wir laufen an den Plätzen: Port Simpſon und Ketchikan vorbei, ebenſo nach Paſſieren der Clarenceſtraße an der umfangreichen Prince of Wales-Inſel, am wichtigen Fort Wrangel. Während des nebligen 8. Juli, den aber die Sonne immer wieder verklärte, dampften wir vormittags durch die Wrangel Narrows, deren Umgebung um ſo anmutiger wirkte, als auf flachen, grünen Niederungen ſich dicht geſchloſſene Tannenwaldungen üppig drängten, ohne die abgeſtorbenen Stämme der Bergwaldungen zu zeigen. Die häufigeren

Niederlassungen fielen durch stattliche Holzgebäude auf sowie durch Sägewerke und Brücken der den Fang und die Verarbeitung von Fischen betreibenden Anstalten. Eine Reihe von Gletschern der Coast Range lugten aus den Wolken am Festlande zur Rechten. Prachtvolle Inlets — Fjorde — führen zuweilen an ihren Fuß. Nachmittags befanden wir uns abermals an malerischer Breite beim Fife Finger Lighthouse, das fichtenumgeben auf einem Felsen trotzt. Stolz wehte das Sternenbanner auf dem sauberen, weißen Bau. Ähnliche größere und kleinere Waldinseln folgten; die ganze Szenerie rief mir die japanische Inlandsee ins Gedächtnis.

Schwermütig warnte ein großes, im Fahrwasser liegendes Dampferwrack. Gegen Abend erblickten wir den ersten großen Gletscher in der Nähe, den Sum Dum Glacier. Das Sonnenlicht strich schräg über treibende Eisblöcke, über grüne Inseln, Berge mit schweizerartig anstrebenden Tannenwäldern und saftig leuchtenden Matten dazwischen auf den Höhen. Nachmittags fand an Bord eine Übung nach der Feuerrolle mit Ausschwingen der Boote statt. Eine großartige Landschaft, durch die Seeabzweigungen etwa dem Vierwaldstättersee gleichend, obwohl nicht an die Umrahmung des Urnersees hinanreichend, entrollte sich nun. Durch Nebel und Wolken hindurch zauberte die Sonne eine überwältigend schöne Beleuchtung hervor. Wie Smaragd erglänzte das Grün; die Schneeberge des Hintergrundes, die aus schwarzen Tannenlinien herauswuchsen, boten, von weißen Wolkenschleiern umwogt, ein erhabenes Bild. An Wasserfällen vorüber liefen wir abends 9 Uhr, doch bei völliger Helle, aus der Stephenpassage in den Gastineaux Channel und an Ansiedlungen vorbei auf Douglas City, zur Linken

auf der Douglasinſel gelegen, zu. Etwas nördlicher gegenüber ſchmiegt ſich an den Fuß eines vereinzelten, gewaltigen Bergmaſſives die anſehnliche Stadt Juneau, ein Glanzpunkt der Alaskalandſchaft. Douglas City war früher britiſch. Sehr reizvoll wirkt der aus einigen induſtriellen und Verwaltungsgebäuden, Kohlenlagern ſowie aus in langer Linie ſich hinſtreckenden, ſchmutzigen Arbeiterhäuſern beſtehende Ort nicht. Nur die Szenerie dahinter iſt hübſch. In Douglas befindet ſich die einſt berühmte, noch jetzt Ertrag liefernde Goldmühle Treadwell Stamps, eines der größten exiſtierenden Goldpochwerke. Die Mine, die nun der Alasca-Mexican Goldmining Company gehört, liegt am Berge unmittelbar dahinter. Wir fanden Zeit zur Beſichtigung des Werkes. Eine Bahn bringt das weißliche Kalkgeſtein, welches das edle Metall enthält, heran, das dann mit Hilfe der durch Waſſerkraft erzeugten elektriſchen Kraft verarbeitet wird. Geradezu ſinnverwirrend raſſeln die vielen Stampfhämmer nieder. Ein ſeit ſieben Jahren hier beſchäftigter junger Arbeiter, der uns führte, war völlig taub geworden. Eine Menge von Schüttelwerken, über die das zerkleinerte Geſtein durch mehrere Etagen geſpült wird, ſtimmen in den Höllenlärm ein. In der Kammer der letzten Waſchung, wo ſich die Amalgamiervorrichtung und Magnete befinden, zeigte man uns die Plättchen gediegenen Goldes.

Dann fuhren wir im Zwielicht nach Juneau hinüber. Der hintere Teil der, wegen zu ſchmalen und der Überflutung ausgeſetzten Vorlandes, vorn auf hohen Pfählen erbauten Stadt, in deren zuſammenkriechenden Häuſern die Lichter funkelten, verlor ſich im Dunkel der mächtig aufſtrebenden Bergwand, dieſe wieder ganz in den Wolken. Zu beiden Seiten wallte weißliches Gewölk gleich einem

ſchimmernden Dach über der Stadt. Aufſteigende Lichter glitzerten darunter. Der einfache weiße Holzpalaſt des Stadthauſes hob ſich auf ragendem Hügel im Vordergrund über die Dächer. Klar ſah man noch, wie die oberen Häuſer ſich immer mehr ins Grün vor dem Walde verſtreuten. Trotz der mitternächtlichen Stunde gingen wir zur Beſichtigung an Land, am Bollwerk von einer dichtgedrängten Menſchenmenge neugierig empfangen.

Juneau iſt das Minen- und Verkehrszentrum des ſüdöſtlichen Alaska. Seine Gründungsgeſchichte, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ſpielte, iſt ſo wild und intereſſant wie der Boden ſelbſt. Sie begann damit, daß Indianer im Jahre 1879 Goldquarz vom Gaſtineauxkanal zu dem Kommandanten des nordamerikaniſchen Kriegsſchiffes „Jamestown", das vor Sitka ankerte, brachten. Die eigentliche Stadt beſteht nur aus Holz; die Trottoirs ſind aus Brettern gefügt, ſelbſt die Dämme der Hauptſtraßen ſind Holzbohlen. Bei der oft ungeheuren Näſſe und der Billigkeit des Materials kann dies wohl auch nicht anders ſein. In Südchile fand ich ſpäter ähnliches. Zwiſchen Läden wanderte man traulich dahin, etwa mit dem Eindruck, als ob man abends in Helgoland ans Land gegangen wäre. Alle Kurioſitätenläden ſtanden noch auf, dann Bars, Wechſel- und Schenkſtuben. Ich ſtieg ungeachtet eines feinen Regens im Halbdunkel gleich in die obere Stadt, wo Gras und Buſchwerk immer ungeordneter zwiſchen den Häuſern wucherten. Blumen ſchienen in den Gärtchen nicht viele zu wachſen.

Nach einer Stunde dampften wir leider ſchon weiter; im Gegenſatz zum Lande wehte auf dem Waſſer ein kalter Wind. Ein reizender Rückblick auf die erleuchtete Stadt und auf die Lichterreihe von Douglas City bot ſich; dazu

wunderbarer Mondlichteffekt auf den schnee- und wolkenbedeckten Bergen. Das Erwachen des nächsten Morgens fand uns bereits am Pier von Skagway.

Skagway, die Eingangspforte nach Dawson und dem Klondikegebiet, das im Konkurrenzkampfe das benachbarte Dyea schlug, liegt auf dem 59. Grad 30 Min. nördl. Breite — also ungefähr der von Stockholm und Petersburg — am Ende des langen Lynnfjords. Die Lage auf flachem Vorland zwischen Bergen ähnelt etwa der von Flüelen am Vierwaldstättersee. Dies unordentlich erscheinende weite Vorland, eingekeilt zwischen teils schneebedeckten Zacken, wird Überflutungen ausgesetzt sein, worauf die Pfähle deuten, auf denen viele Holzhäuser selbst landeinwärts stehen. Ein paar mächtige Holzpiers, mit gedecktem Brückenkopfe, erstrecken sich weit in die Bucht. Wir lagen am Kai auf der östlichen, vor Überflutungen sicheren Festlandseite, die auch durch eine lange Holzbrücke mit der Stadt in Verbindung gebracht ist.

Welche Fülle von menschlichen Hoffnungen und Enttäuschungen, von Elend, Roheit, Glückstaumel und allen möglichen Leidenschaften hat den Weg über diesen Platz gemacht! Viele der primitiven Häuser und Hütten sind geschlossen und wieder verlassen, nachdem der größte Menschenstrom sich verlaufen hat. Übrig geblieben ist eine verhältnismäßig ansehnliche, weiterblühende Stadt, die durch die Eisenbahn, Hotelomnibusse usw. Juneau an Zivilisationseinrichtungen übertrifft. Die Firmenschilder zeigen häufig deutsche Namen. Wunderhübsche Sachen kann man in den Läden kaufen, ein Zeichen, daß viel Gold hier rollt und viele Andenken begehrt werden. Billig ist nichts, obgleich wir Passagiere uns untereinander mit unseren erstaunlich guten Einkäufen, wie immer, brüsteten.

Die wundervoll geflochtenen und geſchmackvoll gemuſterten Indianerkörbe jeder Größe, die echt gefärbt ſehr viel koſten und deren dichtes Geflecht Flüſſigkeiten nicht durchläßt, bilden überall den begehrteſten Artikel; dann nachgemachte Totempoles aus Holz und Obſidian, bunte Ruder, Pelzwaren, Lederarbeiten uſw. Hier in Skagway fielen mir beſonders die von Indianern reizend bunt verzierten und geſchnitzten Arbeiten aus Walroßzähnen auf. Auch allerliebſte Spielkarten mit Alaska-Anſichten ſind zu haben, die aber wohl aus San Franciſco oder aus dem Oſten importiert ſind. Nicht alles iſt geſchmackvoll, allein im Durchſchnitt bekommt man doch vor der kunſtgewerblichen Begabung dieſer plumpen, braunen Landeskinder die höchſte Achtung. Ob das häufig vorkommende Mäanderornament der Flechtarbeiten auch indianiſches Original iſt, kann ich nicht ſagen, möchte es aber annehmen. Die Weiber ſind beim Handeln höchſt beharrlich. Hat man einer etwas abgekauft, erheben die andern oft ein Hohngelächter, um den Fremdling glauben zu machen, er ſei übers Ohr gehauen worden, und damit er ſich ärgere, daß er ſich nicht an die Konkurrentinnen wendete.

Einige Schiffe lagen am Kai, zu dem Schienenſtränge für den Güterverkehr hinauslaufen, darunter zwei Kohlendampfer, der Seattle-Dampfer, der Vieh gebracht hatte, ſowie ein Staats-Transportdampfer, der nach Nome an der Behringſtraße ging. Dieſer transportierte Ablöſungstruppen für die Alaskaforts. Der Wechſel fand ſtatt zwiſchen dem 11. und dem 3. (Minneſota) Infanterie-Regiment.

Gegen Mittag führte uns ein Extrazug der Whitepaß- und Yukon-Eiſenbahn zum Whitepaß, der Paßhöhe nach Klondike. Es ſind nur 21 engliſche Meilen, allein ſie

führen in Kurven und Schleifen, durch Tunnels und über verſchiedene, aus der Ferne ſpinnenwebeartig erſcheinende Brücken, anderthalb Stunden hindurch ſteil bergan. Schon an der Stadt beginnt das wilde, wüſte Tal; durch noch wildere Schluchten und über grüne Gletſcherbäche geht es weiter. Die vielfach abgeſtorbenen Nadelhölzer liegen oft chaotiſch durcheinander; im jetzt trockenen Wildbachbette gewahren wir die Reſte einer zuſammengeſtürzten Brücke. Nackte, terraſſenförmig geſchichtete Granitfelder, die von Tannen dünn geſäumt ſind, dann wieder eingeſprengte, zuſammenhängende Koniferenmengen, Büſche, Stauden, eine bei der Fahrt nicht feſtzuſtellende Blumenart und Laubbäume. Die Eſche und eine Pappel oder Erle ſcheinen zu gedeihen; die Oregontanne findet man allerdings häufig abgeſtorben. Noch vor wenigen Jahren kamen auf dieſem Paßpfade, den wir jetzt im bequemen Eiſenbahnwagen überwinden, Tauſende von Männern nebſt Frauen und Kindern vor Hunger, Kälte und Erſchöpfung in der unwirtbaren Fels- und Schneewüſtenei um. Drei Lokomotiven braucht unſer kleiner Zug zum Vorſpann. Trotz der Kälte hockte ich immer nach freier amerikaniſcher Art draußen auf dem Trittbrett und blickte ſo auf den durchſichtigen Brücken unmittelbar in die Tiefen unter meinen Füßen. Die annähernd 1000 Meter hohe Paßhöhe iſt erreicht. Auch hier ſteht noch einer der gegen Stein- und Schneefall ſichernden Holztunnels. Einige Hütten bilden die Station; eine Doppelſtation, denn wir befinden uns an der nordamerikaniſch-kanadiſchen Grenze. Hier flattert das Sternenbanner, dort die Flagge des Dominions. Ringsherum ein wüſtes, mit Steinen beſätes Auf und Nieder, in der Hüttennähe durch Flaſchenſcherben verunziert. Vor uns im Talkeſſel blinkt ein kleiner fels-

umſchloſſener See; hinter uns liegt eine ſteile Höhe über dem Paß, die wir der Ausſicht halber erklimmen.

Die Bahn geht noch ungefähr 90 Kilometer über Caribou weiter bis White Horſe, dem Hauptorte des Kupferbezirkes, dann gelangt man einſtweilen auf Dampfern oder im Winter auf Poſtſchlitten weiter nach Dawſon. Dampfer fahren auch ſeitwärts von Caribou nach der Gold- und Kupferſtadt Atlin am Atlinſee. Die Schiffsroute nach Dawſon führt auf dem Mileſluß, dem Labargeſee, wieder auf den Mileſluß, dem Lewesfluß und dem Yukon.

Das lange Warten am Kai nach der Rückkehr vertrieben wir uns mit dem Betrachten der Minneſota-Soldaten. In dunkelblauem Uniformrock, hellblauen Hoſen, Gamaſchen und grauen Hüten ſahen ſie nicht ſchlecht aus, behielten aber häufig beim mangelhaften Grüßen der in einer gelben Interimsuniform befindlichen Offiziere die Hände in den Taſchen. Die Bordeinrichtung für die Offiziere, die auch ihre Damen mit ſich hatten, ſchien eine höchſt einfache zu ſein. Bei der Abfahrt fand eine lebhafte patriotiſche Begrüßung zwiſchen unſeren Paſſagieren und den Soldaten ſtatt, auch beide Dampfer tuteten ſich gegenſeitig an. — Jetzt ſah man erſt, wie hübſch Skagway doch liegt. Reizend zeigte ſich ſpäter der Ort Haines auf großer, grüner Waldlichtung, dahinter wuchſen Schneeberge und Gletſcher immer mächtiger heraus. Auch auf der Feſtlandſeite links ragte es wild über die wogenden Wolken, aus denen ein Gletſcher hoch oben ſich enthüllte. Um die Halbinſel zur Rechten dampfend, liefen wir auf Pyramid Harbour zu, in die Bucht, in die der Chilkatfluß ſich ergießt, und erblickten nun am Fuße zwiſchen zwei Bergen, deren einer von einer Wolke gleich einer ungeheuren,

überhängenden Schneewächte gekrönt ward, den Davidſongletſcher. Ein ſumpfiges Vorland mit Wald dahinter trennt die Stirnmoräne noch von der See; beides hatten wir, als wir — Damen und Herren — in mehreren Booten an Land gefahren waren, zu durchqueren. Es herrſchte bereits die Dämmerung zwiſchen 10 und 11 Uhr abends. Zunächſt fand ſich keine bequeme Landungsſtelle; ſchließlich mußten die Matroſen die Damen, deren Mut ich bei jung und alt auf dieſer Expedition rückhaltlos bewunderte, auf dem Rücken an Land tragen. Im hohen Graſe ſuchten wir mit dem uns führenden Offizier lange Zeit vergeblich den durch den Wald geſchlagenen Pfad. Endlich erſchien der eigentliche Führer, ein älterer, bloudſchnurrbärtiger Nordamerikaner, der ſich ein Gletſcherſeil umgehängt hatte. Zunächſt mußten wir uns mit dem Beil einen Durchhau durch das dichte Unterholz ſchlagen. Die Damen bringen tapfer mit in den dunkelſten Urwald hinein. Ein dahinſchießender, tiefer Gletſcherbach ſcheint ein unüberſchreitbares Hindernis zu bieten. Vergeblich kämpfen wir uns an verſchiedenen Stellen an ihn heran. Endlich fällt der Führer an ſchmalerer Stelle einen Baum, der hinüberſtürzt, ſo eine ſchwanke, ſchmale Brücke bildend. Die ſich ſehr nett benehmenden Matroſen gehen in Seeſtiefeln, zuweilen bis zur Hüfte, in das eiſige, reißende Waſſer, um uns beim Übergang, den das Seil nur ungenügend als Geländer ſichert, zu ſtützen. Einer wird dabei vom Strudel umgeriſſen und erleidet ein gehöriges Vollbad, ohne daß ſein Humor darunter leidet. Mit mehr oder minder naſſen Füßen gelangen Männlein wie Weiblein glücklich hinüber und nach einer Kletterei im dichten auf- und abſteigenden Buſchwalde wieder in das hohe Gras der Wieſenblöße hinaus, wo es im eiligſten Tempo weiter-

Ruſſiſche Kirche und ruſſiſches Blockhaus in Sitka, Südoſt-Alaska.

geht. Mächtiges Kälberkraut und eine Menge blauer Schwertlilien blühen ringsum. Die Damen können trotz allem den Trieb zum Blumenpflücken nicht unterdrücken, wobei eine meinen ihr zur Stütze geliehenen und von mir als Andenken sehr geschätzten Stock kaltblütig verliert. Natürlich retten sie später fast nichts von ihren Schätzen an Bord. Die Menschenlinie verlängert sich immer mehr; Besorgnisse werden wach, Teilnehmer zu verlieren, was in dieser Wildnis und bei der Dunkelheit für die Betreffenden kein Spaß gewesen wäre. Wir rufen zeitweilig einander an. Fast pfadlos eilen wir vorwärts; nichts sehen wir mehr im brusthohen Grase, zu Füßen knirscht es bisweilen. Endlich dringen wir abermals in den Wald ein, es ist Laubholz, Erlen, wie es scheint, darunter ein großartiges Gewucher von ungeheuren Bärlappblättern. Nun erreichen wir trockenen Nadelwald und damit den richtigen Pfad. Unebenheiten, über den Weg liegende Stämme erkennt man kaum. Da blinkt nach etwa einstündigem Marsch seitwärts der Gletscher durch. Einige Male sind noch Baumbrücken zu überschreiten, dann gelangen wir an offenes, teilweise von Büschen bedecktes welliges Gelände, wir haben die Stirnmoräne erreicht.

Wir — einige Damen, ein paar Herren und ein Junge — sind an der Spitze geblieben, indem wir das Seil als Verbindung im Dunkel benutzten. Wenige nur kamen noch nach. Übrigens waren die Namen aller Teilnehmer an Bord zuvor notiert worden. Eine wirkliche Besteigung des Gletschers war schon unmöglich geworden, immerhin wollten wir doch auf ihm gewesen sein. Wir umschritten den kleinen, vom Schmelzwasser gebildeten, sumpfumgebenen See vor dem Randgletscher und stiegen dann, unter Stufenhauen des Führers am Seile ein Stück

die ſchmutzigen Eishügel hinan. Es war Mitternacht; zu ſehen gab es nicht viel, gefährlich war es auch, und ſo kehrten wir bald wieder um. Trotz noch größerer Dunkelheit gelangten wir verhältnismäßig raſch zurück, wobei wir wieder durch einen kleinen Fluß getragen werden mußten. Im Vorlandſumpf ſuchten wir nach unſeren Booten, die ihren Platz gewechſelt hatten und uns jetzt durch einen flammenden Holzhaufen die Richtung kundtaten. Wir waren ganz froh, als wir alle heil von der freilich nicht unintereſſanten Partie wieder an Bord gelangten. Ein Herr hatte ſich verirrt gehabt und große Angſt ausgeſtanden; er wäre wirklich beinahe verloren gegangen. Die meiſten übrigen hatten, wie geſagt, das Ziel aufgegeben. Erfreulicherweiſe gab es noch ein nächtliches Souper an Bord.

Am nächſten Vormittag erreichten wir Glacier-Bai, den Glanzpunkt der Fahrt. Sie endigte am berühmten Muirgletſcher, annähernd wieder auf der Breite Skagways, nur weiter weſtlich. Im Hintergrund zwiſchen beſchneiten Bergen liegt dieſer, mit ſeinem auf 800 engliſche Quadratmeilen geſchätzten Umfange vielleicht größte Gletſcher der Erde. Svartiſen, der größte europäiſche Gletſcher, gegen deſſen Ausdehnung die des großen Aletſchgletſchers der Schweiz noch klein erſcheint, kann ſich nur mit 300 engliſchen Quadratmeilen brüſten. Leider blieben wir des vielen ſchwimmenden Eiſes wegen zu weit ab. Der 300 engliſche Fuß hohe Gletſcher ſoll täglich 64 engliſche Fuß vorrücken, wobei Tauſende von Tons abbrechen und donnernd ins Meer ſtürzen. Vier Jahre vor unſerem Beſuch brach — vielleicht infolge von Erdbeben — der ganze Stirngletſcher ab, und ſeitdem iſt der Muirgletſcher unzugänglich. Profeſſor John Muir, ein geborener

Schotte, erforſchte ihn zuerſt und veranlaßte ſo den Namen.

Zum erſtenmal ſchienen wir uns in arktiſchen Regionen zu befinden. Immer dichter ſchwammen die oft maleriſch zerriſſenen Blöcke und Trümmer um das Schiff, einige von prachtvoller Laſurbläue durchleuchtet. Auf manchen ſegelten raſtende Möwen. In den Schneeketten der Fairweather-Range, hinter dem Gletſcher ragt der faſt 4800 Meter hohe Mount Fairweather. Der Gebirgszug gehört ſchon zur Umgebung des Mount St. Elias. Weit nordöſtlich, im Innern nach dem Yukon zu erhebt ſich dann in ungeheurer Einſamkeit und Größe der noch höhere Mc. Kinley.

Vorſichtig glitten wir durch das Blockeis, ohne es zu berühren, ſtoppten und kehrten dann um. Das bisher klare Wetter bezog ſich; Nebel trat ein, dann Regen, der den Tag über anhielt. Durch die Icy- und Chatham-Straße dampfend, erreichten wir den auf der Admiralty-Inſel auf dem 57 Grad 35 Min. nördl. Breite liegenden Fiſcherort Killisnoo, früher eine Walfiſchfängerſtation. An der grünen, für höchſt fruchtbar geltenden, tannenumwachſenen Bucht, in der wir ankerten, nachdem wir bereits zuvor zum Fiſchen geſtoppt hatten, liegen die Öl- und Phosphat-Guanowerke einer in Portland und San Francisco beheimateten Geſellſchaft. Killisnoo iſt überwiegend Indianerdorf, mit einer ruſſiſchen Miſſionskirche. Die Hütten ſind häßlich und unanſehnlich, ebenſo die eskimoartigen Indianer, von denen viele an Schwindſucht leiden ſollen. Im Regen zogen wir umher, auch auf den von der üppigen Vegetation faſt völlig überwucherten Kirchhof. Ferner beſuchten wir einen bekannten alten Häuptling, Chief Jak, der ſeine Stube mit den Stücken

ſeiner Phantaſieuniformen ausſtaffiert hatte. Für eine ſeiner allerdings ſehr kunſtvoll gearbeiteten, in gelber, ſchwarzer und weißer Wolle mit Totemmuſtern ornamentierten Chilkatdecken, die von Häuptlingen vor dem Magen getragen werden, verlangte er faſt 300 Mark. Das war mir doch ein bißchen zuviel.

Gegenüber Killesnoo, wo es übrigens viel und gutes, wenn auch wieder nichts billiges an Merkwürdigkeiten einzuhandeln gibt, ſah man auf einer Tanneninſel einen mit Flaggen geſchmückten nordamerikaniſchen Friedhof. Überall lugen Indianergräber und Totempoles auf dieſer ganzen Route der „Spokane", die deshalb auch als „Totempole-Route" bezeichnet wird, da und dort aus dem Uferbuſch der Wildnis. Beim Weiterfahren, bei dem wir auffallend viel Seegras bemerkten, ſtoppten wir bald wieder auf den „Fiſchgründen". Ein neuer Anziehungstrick der nordamerikaniſchen Reklame! Die meiſten Paſſagiere rüſten ſich mit zur Verfügung geſtellten, kräftigen Angelleinen, da es beſonders dem mächtigen Halibut (Hellbutt) gilt. Die zarteſten Damenfinger ſchmieren in faulenden Auſtern und altem Fleiſchköder herum. Dutzende von Leinen fliegen über die Reling; hier herrſcht atemloſe Spannung, dort hört man gegenſeitiges Anfeuern und ſcherzendes Renommieren. Einige geübtere Gentlemen erlangen gelegentlich einen der Fiſche, um dann ſtrahlend das Reklamewort „to partake at the table of one's own catch"*) wahr machen zu können. Die Fiſche, reſpektable, ausgezeichnete Fiſche, ſind wirklich in Mengen da.

Um Mitternacht ſchraubten wir uns weiter. Von den

*) Bei Tiſche ſeinen eigenen Fang verzehren.

„Wundern" der nördlich um die Baranoff-Insel führenden Perilstraße sahen wir zunächst nichts; am anderen, regnerischen Morgen lagen wir vor Sitka zu Anker.

* * *

Sitka ist die älteste und vornehmste russische Siedlung Russisch-Alaskas gewesen und ward als solche durch eine in ihrer Art bedeutende orthodoxe Kirche (natürlich Holzbau) ausgezeichnet. Nachdem die Sonne durchgekommen war, enthüllte sich eine Lage von hoher Schönheit. Das ansehnliche, recht saubere Holzstädtchen liegt auf grünem Vorsprung am Ausflusse des klaren Indian-Rivers, dahinter ziehen stattliche grüne Waldberge, deren kegelförmiger Bau und sonstige Struktur auf vulkanischen Ursprung verweisen. Seitentäler enthüllen Hintergründe von mächtigen, wilden Schneebergen. Eine Menge von Waldinseln und Baumklippen, wieder teils an Stockholmer oder vielleicht finnische Schären, teils an die japanische Inland-See gemahnend, sind durch die Bucht verstreut und ihr vorgelagert und bilden so gleichzeitig einen natürlichen Schutz des Hafens gegen die Dünung und die Brecher des Großen Ozeans.

Sitka ist durch ein feuchtes, aber sehr mildes, an Sommertagen an den schönsten tropischen Süden erinnerndes Klima ausgezeichnet. Mit seinen 57° auf nordschottischer Breite liegend, hat es doch eine unvergleichlich höhere Jahrestemperatur. Dies verdankt es dem Ausläufer der von Japan kommenden warmen, ozeanischen Strömung, die ähnlich wirkt, wie der Golfstrom auf die nordnorwegische Küste.

Tief hingen die Wolkenschleier noch herab, als wir, mit Regenschirmen und Gummischuhen ausgerüstet, die

Landung wagten. Sitka ist Station eines nordamerikanischen Revenue-Kutters, weshalb wir Soldaten sahen. Ferner soll es Kohlenstation werden. Augenblicklich lag auch ein großer Kohlendampfer im Hafen. Der grüne Landungsplatz prangt mit einigen ansehnlichen Holzgebäuden und ein paar uralten Kanonen. Einige Geschütze auf Radlafetten vervollständigen den kriegerischen Eindruck. An Reihen von stumpfsinnig hinter ihren ausgebreiteten Kuriositäten hockenden Indianerweibern vorübereilend, betrachten wir auf dem Brettertrottoir die durch einige Läden ausgezeichnete Hauptstraße. Ihren Abschluß bildet jene, mit grünem Zwiebelturm und dem orthodoxen Kreuze geschmückte, säuberlich hell gestrichene russische Kirche des heiligen Michael. Ein malerisches, ehrwürdiges, strohgedecktes Blockhaus trägt noch besonders zur Erhaltung des teilweise russischen Straßencharakters bei.

Eigentliche Russen gibt es nicht mehr viele, wohl aber noch indianische Halbrussen. Unser mährisches Original brachte triumphierend — ob auf tschechisch oder russisch, weiß ich nicht — eine lebhafte Unterhaltung mit einem jungen Russen zustande. Ein Badenser, den ich in einem Geschäftshause traf, sagte mir, es seien auch einige Deutsche ansässig, darunter natürlich ein Brauer. Sie seien mit ihren Geschäften zufrieden. Ich besichtigte das interessante Ethnographica, alte Totempoles, Kriegshauben (auch in Vogelkopfform), Schnitzereien, Flechtarbeiten, Naturalien sowie eine Bibliothek enthaltende, kleine Museum. Ich würde darauf geschworen haben, daß der Pförtner, ein echter junger Indianer, ein Japaner sei. Diese überraschende Übereinstimmung mit dem japanischen Typus findet man hier häufig.

Da ich den Landgang gemeinsam mit einer Familie

Pearſon aus Pennſylvania machte, deren Damen Protektorinnen der hieſigen Indianermiſſion waren, ſo konnte ich die ganze presbyterianiſche Miſſionsſtation eingehend mit beſichtigen. Ein paar halberwachſene Mädchen, urkräftige, plumpe, grobknochige, unterſetzte, kurz wieder eskimoartig erſcheinende Weſen, mit hübſchen, braunen Augen und langen, ſchwarzen Zöpfen wurden zunächſt vorgeſtellt. Man verſteht aber bei ihnen auch den Ausdruck „Rothäute". Sie waren ſonſt ganz wie unſere Schulmädchen gekleidet und hatten gerade draußen an Geräten Turnübungen gemacht. Im Weſen erſchienen ſie ruhig und jetzt etwas zurückhaltend. In der Anſtalt haben es die zurzeit etwa 56 Mädchen und 30 Knaben wirklich gut. Der leitende Miſſionar und die leitende Dame machten einen angenehmen Eindruck. Wir ſahen die ſauberen Schlaf-, Wohn- und Schulſäle, die Zimmermanns-, Drechſler-, Schuſterwerkſtätten uſw. Schwindſucht kommt auch in Sitka häufig vor; augenblicklich lag aber überhaupt niemand im Anſtaltshoſpital krank. Die Apotheke, die der Leiterin unterſteht, erſchien tadellos. Dies Fräulein führte uns auch in ihr niedliches Zimmer, ihren Gemüſe- und Blumengarten und dann in die Anlagen und auf die herrlichen Tannenwieſen der näheren Umgebung. Der Spaziergang längs des ſchattigen, oft in Kaskaden rauſchenden Indianfluſſes iſt wirklich bezaubernd. Alte Wurzeln der Rodungen und gefallene Stämme geben bei guten Wegen der Szenerie da und dort doch etwa Uriges. Moos und Farne wuchern in prachtvollſter Üppigkeit, vor allem aber „Devilsclup" (Teufelskeule, Bärlapp), deſſen Rieſenblätter wir bereits beim Davidſongletſcher anſtaunten. Die Dame erzählte uns, es ſei nicht übertrieben geſchildert, daß die den

Fluß in der Laichzeit hinaufwandernden Lachſe zeitweilig, Rücken an Rücken, eine dichte Decke zu bilden ſchienen. Die Bären in Alaska fangen ſich, wie verſichert wurde, oft ſehr geſchickt ihre Fiſchmahlzeit, indem ſie mit der offenen Tatze unter Waſſer lauernd den ſpringenden Lachs ergreifen.

Auf einer reizenden Grasblöße im Tannenwald hat man einen mächtigem Totempole aufgeſtellt, umgeben von vier Ecktotems, die halbrund gehöhlt und nur vorn bemalt ſind. Der Gouverneur will dieſen Platz hallenartig überdachen laſſen.

Der Gouverneur, ein einſt von der New-Yorker Straße aufgeleſener, verwahrloſter Knabe, ward als hervorragend tüchtig gerühmt und als beſonderer Freund Rooſevelts bezeichnet. Leider war er zurzeit abweſend.

Ferner beſuchten wir mit der Miſſionsdame einige Indianerwohnungen. Die Männer befanden ſich meiſt auf dem Fiſchfang. Wie anders hatte ich mir ſolche Heime vorgeſtellt! Man ſah Möbel, Bilder und Teppiche, wie bei einer beſſeren Kleinbürgerfamilie bei uns. Frauen und Kinder waren ordentlich gekleidet, manche ſogar ſtädtiſch. Nur ſchienen die Räume mangelhaft gelüftet zu werden, ein Zeichen der noch nicht völlig durchgeſchlagenen Bildung. Nach Beſuch der presbyterianiſchen Kapelle und der hübſchen, mit ſchöner Holzarbeit ausgeſtatteten Epiſkopal-Kirche, wendeten wir uns zur lohnenden Beſichtigung der alten griechiſch-orthodoxen Kirche, deren Glocken einſt aus Moskau geſendet wurden. Der Wert des Silberſchmuckes in der Kirche ſoll über 20 000 Mark betragen. Eigenartig national, wenn auch nicht künſtleriſch wirkt die ſilberne Umrahmung von Heiligen auf Gemälden, ſo des wirklich reizvollen Kopfes einer

byzantiniſchen Madonna. Der Vorrat an alten gold- und ſilbergeſtickten, mit edlen Steinen beſetzten und häufig höchſt kunſtvoll geſtickten Meſſegewändern und Mitren auf dieſem einſamen Fleck Erde ſetzt in Erſtaunen. Die Stoffe beſtehen aus Seide, Sammet und Brokat. Auch Kronen, die Braut und Bräutigam bei der Hochzeit aufgeſetzt werden, ſind bemerkenswert.

Der Rückblick bei der Abfahrt am nächſten Nachmittage entzückte ebenſo wie die Küſtenſzenerien der vielgekrümmten, waldinſelreichen Perilſtraße. Die Erweiterungen glichen Schweizer Seen, nur daß die Schneeberge nicht ſo nahe lagen, wie überhaupt alles hier weiter und noch grüner erſchien. Faſt am wirkungsvollſten blieb immer das die hohen rückliegenden Berge teils verſchleiernde, teils wieder enthüllende Wolkenſpiel. Der Aufenthalt im geheizten Obſervationsraum erſchien angenehm.

Am 12. Juli morgens langten wir, nachdem wir abermals nordwärts durch die Chathamſtraße, dann ſüdwärts in den Lynnkanal gefahren waren, auf dem Takufluß vor dem Takugletſcher an. Wolken- und Lichtwirkungen, Sonnenſchein und immer dichter um uns treibendes Eis! Zwei Gletſcher wurden dann ſichtbar; der weſtlichere zeigte altes, vom Schmutz bedecktes Eis, der nordöſtlichere ſtarrte mit friſch zerriſſenem, blauem Abſturzwall und zahllos getürmten, ſpitzen Nadeln. Sehr weit drangen wir dieſes Mal im Treibeiſe vor, um dann bei der Rückfahrt die dichten, kleineren Maſſen rauſchend beiſeite zu ſchieben. Manche maleriſche, vielleicht eben erſt gekenterte Eisinſel ſchimmerte tiefblau. Der Rückblick über das glitzernde, faſt eine zuſammenhängende Fläche bildende Eis, mit der Umrahmung von grünen Bergen, hohen Schneezacken und Schneefeldern, und den niedrig darüber

ziehenden Wolken, bot ein prächtiges Geſamtbild. Vereinzelt fiſchten Indianerboote im Eiſe. — Abermals liefen wir — natürlich nur der Ladung wegen — die Treadwellmine an. Ich benutzte die Zeit, um eine Sprengung in der Goldgrube anzuſehen. Den ganzen Vormittag über rollte der Sprengungsdonner wie Geſchützfeuer zwiſchen den Bergen. Die mit Seitenſtollen ganz zutage liegende Grube iſt imponierend groß und tief, wie ein natürlicher kraterförmiger Bergabſturz. Die Arbeiter unten und auf der anderen Seite erſchienen ganz winzig. Auch die Arbeiterhäuſer der Minenſtadt beſichtigte ich, mit das Fürchterlichſte an Verwahrloſung, was mir je vorgekommen. Auf Pfählen ſtehend ziehen ſich die Bretterhäuſer nahe dem Strande entlang, was wieder auf Überſchwemmungsgefahr deutet. Auch die Betriebsbahn davor — für Holzſägewerke uſw. — läuft auf Pfählen und Brettern. Vor und unter den Häuſern ein grauenhafter Schmutz von allem möglichen Abfall, dazwiſchen breitgeſichtige Kinder in Lumpen, Haufen von Hunden, Katzen uſw. Geflügel und Schweine bemerkte ich nicht. Am Abwaſchwaſſer des Werkes wimmelte es von Möwen und Raben.

Nachmittags kreuzten wir den Waſſerarm nach Juneau hinüber noch einmal. Ich fand, daß die Holzbelegung der Straßen nicht weit ging. In der oberen Stadt hörten Weg und Steg bald auf und machten einem Durcheinander von wüſten Flecken mit wucherndem Gras, Gerinnſeln, Holzſtücken und Baumſtümpfen Platz. Die Ausſicht lohnte den Anſtieg aber. Unter den Gebäuden bemerkte ich eine ruſſiſche Kapelle, ein ſtattliches Schulhaus, Gerichtsgebäude, eine blattumſponnene Brauerei — früher Kirche —, ein Redaktionslokal mit

Totempole in Fort Wrangel, Südoſt-Alaska.

Madonnenbild in der ruſſiſchen Kirche in Sitka, Südoſt-Alaska.

Setzerſaal, ein Speiſehaus mit „Entrance for Ladies“ und ein paar größere Läden. Bei faſt heißem Sonnenſchein gingen geputzte junge (weiße) Mädchen und Kinder ſpazieren.

Nach dem ſpäten Antritt der Rückfahrt ſahen wir wiederholt Wale ſpritzen. In der Nacht zum 13. Juli durchliefen wir die Stephenpaſſage und Frederic Sound, um dann zu höchſt unbequemer Frühſtunde in lauter Hetze in Fort Wrangel an Land gehen zu dürfen. Das Fort iſt eine alte ruſſiſche Befeſtigung, jetzt eigentlich nur ein eine Anhöhe umſchließendes Häuſerviereck ohne ſichtbare Fortifikationen. Etwas tiefer liegt die nicht unanſehnliche Stadt, die ſchöne, bergumſchloſſene Bai davor. Die alten Züge wiederholen ſich: Pfahl- und Bretterhäuſer, Holztrottoirs uſw. Canneries (can iſt die blecherne Konſervenbüchſe), die hier Lachſe, Halibuts, Stockfiſche und Makrelen verarbeiten, Sägewerke und Schiffszahl verweiſen auf den bedeutenden Holzausfuhr- und Fiſchverſendungsplatz. Auf den ebbenackten Felſen lag viel Fucus. Zu kaufen gab es trotz der ſonſt noch ſchlafenden Stadt allerlei u. a. Bärenfelle zu 100 bis 200 Mark. An und vor Hütten der obern Stadt ſind eine Reihe ausgezeichnet ſchöner Totempoles, darunter der bekannte Walfiſchtotem, zu ſehen, die den Vorzug haben, noch ihren eigentlichen Aufſtellungsort zu ſchmücken. Den nahen Gletſcher Le Conte Glacier, jenſeit des Stikineflusſes, konnten wir nicht mehr beſuchen. Wrangels Klima iſt im Sommer heißer, im Winter etwas kälter und trockener, als das der Außenplätze. Herrliches Wetter verſchönte die Szenerien der Weiterfahrt. Nachmittags ankerten wir vor Kaſaan, das in Alaska als das „Totem-Pole-Dorf“ oder „Verlaſſene

Dorf" weithin bekannt iſt. Es liegt an einer Bucht der Oſtküſte vom Prince of Wales Island. Wieder wie ein Alpenſee mit einer Menge ſchöner Tanneninſeln mutet die Bucht an. Auf einem grünumſchloſſenen Halbrund, das ſanft vom Ufer anſteigt, bietet ſich uns nun ein ſeltſames, im Dämmerlicht geradezu geſpenſtiſch wirkendes Bild. Vor grauen, in hohem Kälberkraut, Brenneſſeln, Farnen und ſonſt wucherndem Gebüſch faſt verſunkenen Indianerhütten erheben ſich bis gegen hundert kürzere und längere, z. T. 10 Meter und darüber hohe Totempoles, von denen manche noch die Spuren der urſprünglichen Bemalung zeigen. Mit der ganzen Fülle ſeltſam ineinander übergehender Fratzen und Figuren ſind ſie verziert; manchmal krönt ſie der Bär, manchmal eine Eule, ein Doppelpaar von Vögeln, auch der weit vorſpringende Vogelſchnabel fehlt nicht. In umzäunten, hüttenartigen Grabtempeln daneben fand ich den Bär ebenfalls, daneben Marmorgrabſteine mit chriſtlichen Symbolen. Das Ganze macht einen höchſt phantaſtiſch-abenteuerlichen Eindruck. Einige Hütten beſitzen einen Innenraum, der faſt einer altnordiſchen Halle gleicht. In der Mitte befindet ſich eine viereckige Feuerſtelle, ringsherum eine im Viereck laufende, breite, doppelte Eſtrade, die an die gemauerte chineſiſche Feuerbank, den Kang, erinnert. Auf dieſer fanden wir Bettſtellen und altes Haus- und Küchengerät. Auch ein Kätzlein ſtrich umher, und einen Wächter, der ſich aber vor Fremden verkriecht, ſoll es geben. Kehren doch die indianiſchen Fiſcher, die ſich ſonſt meiſt weiterab in Neu-Kaſaan niederließen, zeitweilig wieder in das verlaſſene Dorf, das einſt den Kriegern des Haidaſtammes gehörte, zurück. Schwer ward es, in dem Gewucher einen Platz zur günſtigen photographiſchen Aufnahme zu finden;

einmal fiel ich faſt bis zum Halſe in die Dornen eines Gebüſches wilder Roſen, aus denen ich mich nur ſehr behutſam und ſchwierig wieder herauszuarbeiten vermochte. Das war aber bald vergeſſen, und Kaſaan blieb mir zweifellos das Poetiſchſte, was die Reiſe bot.

Abends liefen wir in die gleichfalls gebirgsſeeartige Bucht von Metlakahtla ein, das ſüdlich von Ketchikan auf der Anetten-Inſel gelegen iſt. Der Ort ſelbſt bettet ſich auf flachem, grünem Vorland, das noch nicht lange gerodet erſcheint. Felſen, mit zum Teil nackten Kuppen, lagern dahinter; das iſt einmal ein ganz angenehmer Wechſel, zumal dort, wo das Geſtein, vielleicht wegen Kupfergehalt, durch blauviolette Schatten gefärbt erſcheint.

Eigentlich heißt der Ort Neu-Metlakahtla, im Gegenſatz zum alten im britiſchen Gebiet, woher der ſchottiſche Miſſionar William Duncan mit ſeinen indianiſchen Pfleglingen herzog, nachdem Präſident Cleveland ihm die Anetten-Inſel als Reſervation zuſicherte. Kein Weißer außer Duncan und einem Gehilfen darf ſich auf der Inſel niederlaſſen, auf der jetzt etwa tauſend Thlinket-Indianer der Obhut Mr. Duncans unterſtehen. So blieben die ſchlechten Blaßgeſichtelemente fern, und das Experiment des Philanthropen konnte wohl gelingen. Großes hat der heute faſt 75 Jahre zählende Mann in ſeinem vierzigjährigen Wirken für die armen Rothäute geſchafft! Er hat die Indianerfrage wie nur einer gelöſt, alles mit einem Herzen voller Liebe und Begeiſterung, wovon wir uns ſelbſt überzeugen konnten.

Bei der Landung finden wir ein ordentlich gehaltenes Hafenbollwerk mit allen nötigen Einrichtungen, beſitzen die Indianer doch eine Sägemühle und Canneries zur fabrikmäßigen Verarbeitung des Lachſes. Der Schiffs-

verkehr iſt im Steigen begriffen. In dem überwucherten, noch von Baumſtümpfen bedeckten wilden Boden ſind, wie üblich, Bretterſtraßen ausgelegt; ſchon zieht ſich die urwüchſige Stadt mit beſcheidenen Kurioſitäten- und anderen Läden ziemlich weit landein. Viele Wohnhäuschen finden ſich häufig mitten im Gewucher von Gärtchen umgeben. Kartoffeln und allerlei Gemüſe wachſen darin, dann auch Stachelbeeren, Himbeeren, Iris und Roſen. Eine Schule und zwei Kirchen, alle von den Indianern ſelber erbaut, heben ſich unter jenen hervor; höchſt ſtattlich ſogar tut dies die eine Kirche, ein heller Bau in ordentlichem Kathedralſtil, bisher jedenfalls die bedeutendſte Alaskas nach der orthodoxen Kirche in Sitka. Nur zu gern führte der alte Geiſtliche uns in die überraſchend große, in ſauberer Holzarbeit ausgeführte, hübſch gebeizte und geſtrichene Kirchenhalle hinein. Wir verteilten uns auf die bequemen Bänke und blickten zu bunten Glasfenſtern, einem ſchön geſchnitzten Altar und der Orgel, der einzigen in ganz Alaska, empor. Dieſe Orgel bildet mit Recht den Stolz der Gemeinde, und ein indianiſcher Kantor ſpielte uns mit Verſtändnis darauf vor.

Der lebhafte greiſe Schotte hielt in der Kirche eine Anſprache an uns, in der er hauptſächlich die Geſchichte der Kolonie beredt erzählte. Zur Orgelbegleitung ward von uns ein Choral geſungen. Das Geſangbuch enthielt engliſche Hymnen und ſolche in der Metlakahtla-Sprache, von der eine Probe eines Weihnachtsliedes, die ich leider nicht überſetzen kann, lautet:

Koidexischkh ah tumt hoiyanschkh neyaoklimash kishgt
Schimangitkh Lachahgh ah-gam
Addah nahtahtach-kam kan pooanskkh neitlaytkh.

Peſſimiſten meinten, Mr. Duncan habe keinen Nachfolger und ſein Werk könne wieder zugrunde gehen. Dieſe Furcht ſcheint mir zu übertrieben.

Bei unſerer Abfahrt verſammelte ſich das Volk von Metlakahtla in hellen Haufen am Pier, darunter eine von Mr. Duncan nur aus Indianern gebildete Blasinſtrumenten-Kapelle, die ganz erträglich ſpielte. Ordentlich gekleidete Mütter fuhren braune, herausgeputzte Babies in tadelloſen Kinderwagen. Größere plumpe Kinder und Backfiſche waren erſchienen, die ſich ganz nach der bekannten unbeholfen-übermütigen Art unſerer Backfiſche benahmen. Ich bemerkte bei ihnen einige ſtolze Blumenhüte und ſogar — o Kultur! — ein paar Brillen. Zur höheren Bildung werden, wie ich hörte, intelligente junge Leute auf ein gehobenes Indianer-Kollege im britiſchen Gebiete geſchickt.

Die Abfahrt geſtaltete ſich höchſt lebhaft und patriotiſch mit Hurrarufen und Taſchentücherſchwenken, wozu die Indianerkapelle kräftigſt das „God save the queen“ und den Yankee-Doodle ſchmetterte.

Abends 10 Uhr liefen wir in den geſchützten Hafen der ſtattlichen Stadt Ketchikan. Sie liegt auf der Revilla-Gigedo-Inſel, an prächtiger, ſeeartiger Erweiterung; gegenüber am Waldrande ſchimmert ein Begräbnisplatz. Unmittelbar hinter der Stadt tritt ein runder, ſchneebedeckter Berg zwiſchen zwei Waldbergen vor. Der noch blendend weiße Schnee bildete einen ſtimmungsvollen Kontraſt zu der in Dämmerung gehüllten Stadt mit ihren Lichtern. Wieder ſtanden die Vorderhäuſer auf Pfählen, die Bohlen- und Bretterſtraßen zogen ſich erſt flach hin, dann ziemlich ſteil hinan. Die vielen Menſchen am Pier verliehen das Gepräge großer Geſchäftigkeit. Anſehnliche Läden,

„Saloons“ und Kaffees standen noch auf. Die unverschämte Behandlungsart widerspruchslos ausnutzend, stürzte alles in rasender Eile zum Raritätenankauf an Land. Auch hier befinden sich Gräber und Totempoles in der Nähe. Ich stieg auf langen Holztreppen zu einem hochgelegenen, ansehnlichen Hause empor und genoß einen prächtigen Blick über Stadt und Hafen. Dahinter begann gleich der Welt Ende mit aller Unkultur. In kalter, dunkler Mitternacht (zwischen 55 Grad und 56 Grad Nordbreite) dampften wir weiter südwärts, wobei wir einen Scheinwerfer gebrauchten. Am nächsten Tage konnte ich meinen Überzieher wieder dauernd entbehren. Bei weiterer Rückfahrt wurde allerlei zuvor nicht Geschautes dankbar genossen. Bei manchen, in den Wald hineingepreßten und umzäunten Indianergräbern bemerkte ich, daß sie mit Fenstern und Türen ganz wie Häuser aussahen. Die Särge und sonstige dem Toten mitgegebene Sachen stehen wohlverschlossen darin. Weiße Grabsteine erheben sich aus dem Gestrüpp davor.

Die Gebietsgrenze des nordamerikanischen Besitzes erstreckt sich nördlich vom Port Simpson und den Königin Charlotte-Inseln. Am 15. Juli dampften wir wieder längs der Vancouver-Küste, die mir sehr schön und interessant vorkam. Nachdem wir manche bewohnte Hütte, ein flaches Waldvorland vor reizend phantastisch gestalteten Bergen passiert, liefen wir nachmittags die Kohlenstation Comox an, die auch englische Kriegsschiffe und unsere deutschen Kosmos-Dampfer mit Kohlen versieht. Auf der Barre berührten wir bei niedrigem Wasser zweimal den Grund. Die großartige Kohlenmine Comox liegt etwa drei geographische Meilen einwärts; der aus nur wenigen braunroten Häusern am gerodeten Urwalde

beſtehende Ort heißt Union-Bay. Gut gehaltene Wege, niedliche Blumen- und Gemüſebeete künden ſofort, daß hier Engländer ihr Heim aufgeſchlagen haben. Kurz nach unſerem Hierſein kam der Maſchiniſt eines Kosmos-Dampfers in Comox auf ſchreckliche Weiſe ums Leben. Im Dunkeln glitt er auf der wie ein Gradierwerk ragenden Holzbrücke, von deren Höhe die Kohlen auf ſchrägen Schütten abwärts in die ladenden Schiffe gleiten, aus, in ſolche Schütte hinein und ſchlug nach einem Sturz von nahezu 100 Fuß auf das Bollwerk und dann ins Waſſer. Auf dem Dampfer glaubte man, es handle ſich um einen nur in den Hafen gefallenen, halb Ertrunkenen. Man ſtellte Wiederbelebungsverſuche an, wobei mit dem Pumpen der Arme die gebrochenen Rippen fortwährend durch die inneren Weichteile geſtoßen wurden. Auch ohnehin war der bedauernswerte Offizier ſchon ſchwer verletzt geweſen. Nach noch tagelangen, entſetzlichen Qualen iſt er dann verſchieden.

Am 16. Juli erreichten wir wieder Victoria, wo ich mich ausſchiffte. Damit fand die immerhin lohnend geweſene Alaska-Fahrt an Bord der „Spokane" ihr Ende.

* * *

Handbüchern entnehme ich nun folgende Angaben über die Alaska-Indianer, die ich auszugsweiſe in Überſetzung wiedergebe.

Die Schöpfungsſage lautet: Im Anfang war nichts als Himmel und Waſſer. Ein Vogel kam aus dem Monde herab, mit einem kleinen Ringe oder Monde im Schnabel. Auf dem Meere gelangte er auf den Rücken eines großen Fiſches. Eine Erde gab es noch nicht. Der Vogel ließ den Ring fallen und ſogleich erſchien eine dicke Kröte

und verſchluckte ihn. Davon ſchenkte die Kröte einem Kinde das Leben. Dieſes war ein Mädchen. Der Vogel ernährte nun das Mädchen, und um die Zeit, da es zur Jungfrau erwuchs, tauchte aus dem Meere ein mit dichten Wäldern bedecktes Küſtenland auf. Der Vogel ließ das Mädchen am Ufer zurück, um in den Wäldern nach Nahrung für ſie zu ſuchen. Plötzlich aber kam ein Bär aus dem Walde, der das Mädchen liebkoſte, wonach ſie den erſten Menſchen (Maun) zur Welt brachte.

Dieſer uralten Legende gemäß, leiteten die Indianer ihre Abſtammung vom Vogel, Fiſch, Bär und der Kröte (Froſch) ab. Jede Familie wählte ſich eines dieſer Tiere als eigentliche Urſprungsquelle und damit zum Familien- oder vielmehr Clan-Wappen. So erklärt ſich die Entſtehung der dann noch durch weitere Symbole vermehrten Totempoles, von denen ſie auch Namen ihrer Kinder nehmen, z. B. Wee-nay-ach (Wal); Lee-tahm-lach-taon (der auf dem Eiſe Sitzende d. h. Adler); Iksh-co-am-alyah (der erſte Sprecher am Morgen d. h. Rabe); Athl-Kah-Kont (der heulende Wanderer d. h. Wolf).

Vier Hauptſtämme bewohnten auch früher Alaska, deren weit zahlreichſter die Kish-poot-wadda (in der Tſimſheau-Sprache) hießen und deren Symbole der Finnwal in der See, der Grizzly-Bär am Lande, das Birkhuhn in der Luft, und Sonne und Sterne waren. Die Canaddas hatten Froſch, Raben, Seeſtern und Büffelkopf erkoren, die Lacheboo Reiher und Grizzly-Bär, und endlich die Lackſhkeak den Adler, Biber und Halibut. Alle dieſe Geſchöpfe ſind ſichtbare Repräſentanten der in der indianiſchen Mythologie verehrten myſtiſchen Kräfte. Die Mythologie ſpricht von einem früher bewohnten, wunderſchönen Lande, in dem ſie ſich den Familienhäuptern

Chief Jak von Kilisnoo in Südoſt-Alaska im Häuptlingsſchmuck.

Digitized by Google

der Vorfahren ſelber offenbart hätten. Genug, alle Indianer einer Wappengruppe, mochten ſie ſpäter noch ſo ſehr auseinander geſprengt werden, betrachteten ſich ſtets als nächſte Verwandte. Die erſte Auseinanderſprengung fand der Sage nach durch eine große Überſchwemmung, analog der Sintflut, ſtatt. Die, die ſich in ihren Kanus retten konnten, bildeten neue Gemeinſchaften, aber höher galt die alte der mitgeretteten Symbole. So geſchah es, daß Wappengemeinſchaft nun für inniger galt als Blutsgemeinſchaft und ſelbſt die Zuſammengehörigen in ſich ſonſt feindlichen Stämmen aneinander feſſelte. Wo ein ſtreifender Indianer im weiten Alaska auf Hütten mit den Totems ſeines eigenen Wappens ſtößt, da ſteht die Schwelle ihm und den Seinigen immer auf gleich der eigenen. Dieſe Einrichtung hat viel dazu beigetragen, Blutfehden unter den Indianern zu verhindern und die Tugend der Gaſtfreundſchaft einzubürgern.

Die Stämme ſind alſo gewöhnlich in vier Clans geteilt, deren jedem die Wappengemeinſchaft über Stammesgemeinſchaft geht. Jeder Clan hat ſeine Häuptlinge, die beſtrebt ſind, durch Anbringung des Wappens auf den ihnen gehörigen Gegenſtänden ihr Anſehen geltend zu machen. Der Häuptling errichtet dem Haupte, dem er folgte, einen Totempole vor dem Hauſe. Je mehr Eigentum ein Clan ſammelt und an andere Clans desſelben Wappens abgeben kann, deſto mehr Häuptlinge darf er ſelber haben, und er brüſtet ſich mit ihrer Zahl. Perſonen mit demſelben Wappen dürfen keine eheliche Gemeinſchaft eingehen, der Froſch darf alſo nicht den Froſch, der Wal nicht den Wal heiraten, wohl aber der Froſch den Wolf oder der Wal den Adler.

Die Kinder folgen zu einer Gemeinſchaft dem Wappen

der Mutter und gehören der Familie dieſer an. Das Wappen vererbt ſich alſo ſtets in der weiblichen Linie. Die Familie des Vaters gilt nicht als verwandt mit ihnen. Der Erbe und Nachfolger iſt demnach nicht der Sohn, ſondern der Schweſterſohn, und falls auch eine Frau weitweg geheiratet hat, wird ihr Sohn, ſobald er erwachſen iſt, ſeine Familie verlaſſen und zu der ſeiner Mutter kommen.

Wenn ein Clanhaupt ein Feſt gibt, iſt es ein Ehrenpunkt, daß es wohl gelinge. Seine Wappengenoſſen ſind ſeine Gäſte, die als Angehörige nichts zu leiſten haben, alle anderen aber müſſen durch Gaben oder Dienſte zum Erfolge beitragen. Bei den Feſten ſpielt das „Potlatch" eine große Rolle. Dies Wort bedeutet in der Chinook-Sprache „Geſchenk" und kurzweg auch das Feſt ſelbſt. Die Geſchenke beſtehen in Nahrungsmitteln und beſonders in Decken, von denen zuweilen Hunderte weggeſchenkt werden. Derjenige, der zuwenig gibt, ſchwebt in Gefahr, nach dem Tode bis in alle Ewigkeit hungern und frieren zu müſſen. Eingeladen wird viele Tage vorher, und kurz zuvor durch einen Boten, der mit einer Glocke umhergeht, noch einmal an den Termin erinnernd. Zum Feſthauſe ſchreiten die Gäſte mit kriegeriſch bemalten Geſichtern, in bunten Decken und mit allerlei Indianerſchmuck behängt. Jeder trägt einen Keſſel, einen irdenen Topf oder ſonſt ein Gefäß für den Kaffee. Die Bewirtung beſteht gewöhnlich in Hartbrot, Äpfeln, Kaffee und braunem Zucker. Dies wird an die auf dem Boden hockenden Gäſte herumgereicht. Jeder füllt ſich auch beim nach Hauſegehen noch einmal ſein möglichſt großes Gefäß. Dies Feſtmahl pflegt etwa drei Stunden zu dauern; dabei ſchwatzen ſie lebhaft, erzählen ſich Geſchichten und bringen

begeistert aufgenommene Toaste aus. Der folgende Tanz währt manchmal die ganze Nacht hindurch.

Jeder sucht seinen Nachbarn in der Potlatch-Freigebigkeit zu übertreffen, oft ein Wahlmanöver für die kommende Häuptlingswahl. Dabei wird die frühere eigene resp. die künftig erwartete Generosität des Gastes klug mit in Erwägung gezogen. Im Laufe des Festes wird der Potlatch verteilt: Rollen von Baumwollenzeug, Musselin, Flanell und die beliebten Wolldecken. In üppigeren Zeiten ist es vorgekommen, daß die überschüssigen Potlatches ins Feuer geschleudert oder von den Tänzern in Streifen gerissen und um den Körper gewickelt wurden. Mancher Potlatch-Verschwender gab schon alles fort, was er hatte, und mehr dazu. Heute haben die Missionare diese Auswüchse beseitigt, der Potlatch selbst aber besteht noch fort. Die Tänze werden in Tanzhäusern abgehalten. Möglichst viele Nachbarstämme vereinigen sich oft dazu, indem sie grotesk aufgeputzt, namentlich mit wehendem Kopfschmuck aus Hermelin und Seelöwenbärten, in langen Kanus erscheinen. Die Teilnehmer haben Rasseln, mit denen sie zunächst die bösen Geister fortrasseln. Die große Trommel „geough" wird zum Tanze monoton aber wild bearbeitet. Ebenso wirken der dabei übliche Gesang der Tanzenden, ihre Gesten und Sprünge, alles aber immer nach dem Takte. Manchmal erinnert der Tanz an gemeinsame Turnübungen. Dann werden die Bewegungen wilder, häufig gespendetes Öl läßt die beleuchtenden Holzstöße heller entflammen. Mit frenetischen Jauchzern springen an die Fünfzig oder mehr in die Luft und hocken urplötzlich am Boden. Wenn die Bewegungen konvulsivisch werden und alle sich heiser geschrien haben, verstummt auch wohl das furchtbare

Stampfen, Trommeln und Brüllen, und ſie lauſchen dem Wirt, der einen Speech zum beſten gibt.

Für beſonders ausgelaſſen gelten die zur Karnevalszeit ſtattfindenden Tänze.

Zum Wegweiſer für Alaska-Touriſten wurde das bei D. Appleton & Co. in New-York erſchienene „Appletons Guidebook to Alaska and the northwest Coast by Eliza Ruhamah Scidmore“ empfohlen.

Britiſch Kolumbien, das kanadiſche Felſengebirge und die Stadt Vancouver.

Politiſch-wirtſchaftliche Beziehungen Kanadas, insbeſondere Britiſch-Kolumbiens. — Victoria auf der Inſel Vancouver. — Beinahe im Burrard Inlet geſcheitert. — Ankunft in der Stadt Vancouver. — Auf der kanadiſchen Pacific-Bahn ins Felſengebirge. — Das Fraſertal und ſeine Cañons. — Thompſonfluß und Kamloop-See. — Der Shuswap-See. — Tal des Eagle- und des Kolumbia Fluſſes. — In den Selkirks. — Der Glanzpunkt bei Glacier. — Sir Donald und Illicillwaet-Gletſcher. – Schweizer Bergführer. — Im Cañon des Bear Creek. — In die eigentlichen Rockies. — Tal des Kicking Horſe. — Field und die interozeaniſche Waſſerſcheide bei Hector. — Die „Lakes in the Clouds". — Eduard Whympers Vergleich. — Bären. — Banff am Bow-River, das kanadiſche Karlsbad. — Die letzten Büffel. — Das Chalet am Emerald Lake. — Der Zauber des Summit-Lake. — Blick ins Yohotal und auf den Takakkaw-Fall. — Der Nationalpark. — Zurück nach Vancouver, nächtliche Eindrücke. — Wohnung im Vancouver-Klub. — Bekanntſchaft mit Eduard Stolterfoht. — Einiges über die Stadt Vancouver. — Canneries. — Der Chineſe als Dienſtmädchen. — Frauenbewegung. — Lumber mills. — Die Stadt Weſtminſter. — Etwas über Waldbrände. — Fabrik im nordamerikaniſchen Bellingham zur Ausnutzung des Holzabfalls. — Eine Expedition mit dem „Herrn der Inſeln." – Camperleben. — Skandinavier. — In Lund. — Zettelanſchlagen mit Stolterfoht und Erickſon. — Abſchied von Vancouver unter Schwierigkeiten. — Nochmals in Victoria. — Esquimalt. — Die Flottenliga. — Zweiter Eintrittszoll bei Abreiſe nach Seattle.

Im August meines Reisejahres schrieb ich aus Vancouver: „Wir befinden uns mit Kanada im Zollkriege. Leider! Kanada kann eine ganze Reihe deutscher Waren auch heute nicht entbehren, und den Schaden des höheren Preises trägt das kanadische Publikum. Nichtsdestoweniger kauft man z. B. deutsche Strumpfware noch ebenso billig wie bei uns. Im ganzen aber sind große deutsche Lieferungen, wie Zement oder Zucker, hier verschwunden.

Überhaupt sind wir die am meisten benachteiligte Seite. Wenn unsere Unterhändler sich die großartige Entwicklung Kanadas klar gemacht hätten, würden sie vielleicht dieselbe Nachgiebigkeit wie andere europäische Staaten gezeigt haben.

Freilich mag der Schlag gerade gegen Deutschland den französischen Inspiratoren der kanadischen Regierung sympathisch gewesen sein, aber andererseits müssen wir eben mit der Macht des vom britischen Standpunkte aus natürlichen und patriotischen Zusammenschließens des Mutterlandes mit dessen Pflanzstaaten rechnen. Es ist gar nicht gesagt, daß wir uns nicht einmal kräftig wehren könnten; doch zurzeit ist die allergrößte Vorsicht in Anwendung unserer Waffen offenbar am Platze. Es wäre am besten, wir schlössen mit Kanada einen einigermaßen annehmbaren Frieden.

Ich habe mich besonders bemüht, soweit dies ein oberflächlicher Besuch gestattet, die Stimmung auszuforschen, die hier im Westen einerseits zum Mutterlande, andererseits zu den Vereinigten Staaten besteht. Der Zuzug der weißen Bevölkerung kommt in der Hauptsache aus Britannien und aus der Union. Der Engländer will kein Kanadier, der Kanadier kein Engländer sein.

Beide verwahren sich dagegen. Ein feindseliger Antagonismus scheint jedoch nicht zu bestehen. Der Mutterstaat läßt dem großen Lande die weitestgehende Unabhängigkeit und trägt die Kosten für alles mögliche. Das fesselt Kanada, und die britische Loyalität gegen die Krone ist noch weit verbreitet.

Andererseits sind Sezessionsstimmen vorhanden. Diese wünschen Schaffung einer eigenen Flotte, während Delegierte des britischen Flottenvereins, auf die gänzliche Unzulänglichkeit der kanadischen Mittel hinweisend, die Schaffung einer völlig britischen Naval-Reserve im Lande betreiben.

Läßt Kanada sich also vom Mutterlande alles Gute freundlich gefallen und nimmt gewissermaßen die Stellung eines verzogenen Kindes ein, das seine Mutter ganz gern hat, vor allem aber sich selbst liebt, so zeigt es dazu ein leises Mißtrauen, ob die Mutter auch immer imstande sein dürfte, es zu schützen.

Aus diesem Grunde sehen wir eine besorgte, nachgiebige kanadische Politik gegenüber den Staaten. Selbst über den einen wichtigen Teil Britisch-Kolumbiens vom Pacific abtrennenden nordamerikanischen Gebietszuwachs scheint der Kanadier sich nicht mehr übermäßig aufzuregen.

Ich kann nicht umhin, auch hier wieder auf den Panamá-Kanal, als einen der Kardinalpunkte der künftigen Verkehrs- und damit Weltgestaltung zurückzukommen. Noch immer scheint man ihn in Europa fast als quantité négligeable anzusehen.

Kanada bereitet sich so gut auf ihn vor, wie der gesamte West-Kontinent dies tut, teils um ihn zu benutzen, teils um sich gegen ihn zu wehren. Kanada mit seinem

gigantischen Reichtum an Hölzern, Fischen, Pelzen, Erzen, Kohlen, Getreide und Früchten rechnet nicht nur auf einen blühenden Handel mit dem modern werdenden Osten Asiens, von Sibirien bis nach Australien, sondern auch, vom nordamerikanischen Westen abgesehen, direkt mit den Ostküsten Nord- und Südamerikas, mit Europa und Afrika. Kanada wird ein großer Faktor im Welthandel werden, und je eher wir mit diesem Faktor rechnen, desto besser für uns.

In Vancouver, einer Stadt, deren Entwicklung mir den tiefsten Eindruck gemacht hat, und deren Zukunft ich neben der des nordamerikanischen Seattle für die allerbedeutendste halte, fand gerade eine große Versammlung statt, die den die Westküste bereisenden kanadischen Minister für Seewesen und Fischerei, Herrn Presontaine begrüßte. Es handelte sich dabei um die zweite, von Britisch-Kolumbien zu bauende kanadische Pacificbahn, die 500 Meilen nördlich von der heutigen Linie von Winnipeg aus an die Küste Britisch-Kolumbiens führen soll, die „Grand Trunk Pacific". Anwesend war auch, unter Leitung von Mr. Hayes, eine Kommission von Toronto zur Bestimmung des pacifischen Endpunktes, als welchen man den neuen Ort Port Simpson ins Auge gefaßt hatte. In Erwiderung auf eine Adresse sagte der Minister Presontaine u. a.: „Seit nur kurzer Vergangenheit hat sich der Seehandel an der pacifischen Küste in ganz wunderbarer Weise entwickelt. Und nun denken Sie darüber nach, wie diese Grand Trunk Pacific-Linie diese Schiffahrt noch anwachsen lassen wird!... Ihr Leute von Britisch-Kolumbien zögert nicht einen Moment! Jedermann in Quebec hält sie für absolut notwendig, da sie der Welt ein zweites Kanada eröffnen wird."

Auch eine ganze Reihe sonstiger Eisenbahnen und elektrischer Bahnen ist an der kanadischen Westküste projektiert oder bereits in Ausführung begriffen, u. a. die von Westminster am Fraserfluß ausgehende „Vancouver-, Westminster- und Yukon-Bahn". Ich war erstaunt, dort diesen Namen an den Wagen der jetzt erst auf ganz kurzer Strecke betriebenen Bahn zu lesen, denn das Yukongebiet liegt (wie ich im vorigen Kapitel schon ausführte), durch wildeste Gebirge, Fjorde und Urwälder getrennt, weit, weit im hohen Norden; nur ihr Ziel ist Dawson City. Ein solches Aufbauschen ist nordamerikanisch, aber auch kanadisch. Kein Zweifel freilich, in geraumen Jahren wird Dawson City durch diese Küstenbahn mit Vancouver, Seattle und San Francisco in Verbindung gebracht sein!"

Diese damals skizzierte Lage darf mit geringen Verschiebungen und Fortschritten noch heute für zutreffend angesehen werden. Bald darauf kam dann die überraschende Nachricht, daß in London der Beschluß gefaßt sei, das pacifische Geschwader an der Westküste aufzulösen und nur geringe Streitkräfte für den Kriegshafen Esquimalt bei Victoria zu belassen. Auf nordamerikanischer Seite verlautete dagegen nur von maritimen Positionsstärkungen an der Westküste. Offene Kämpfe werden trotz dauernden Interessenzwisten, wie z. B. in Fischereigebieten, wie ich schon hervorhob, nicht ausbrechen. Großbritannien hat sich scheinbar resigniert verglichen und konzentriert seine Stärke in Europa.

Britisch-Kolumbien, von dem wir nun besonders reden, umfaßt mit seinen etwa eine Million Quadrat-Kilometern den achten Teil des Dominions, aber schon das Doppelte des Deutschen Reiches. Bewohner mag

es jetzt höchstens 250 000 haben, unter den Fremden mehr Skandinavier, als Deutsche. Die Hälfte der Menschen wohnt nur in den Küstenstädten. Es hat wundervolle Wälder, dazu weite Strecken guten Getreidebodens und Weiden. Im östlichen Teil steigt das Felsengebirge bis zu Gipfeln von nahezu 5000 Meter. Das Klima wechselt vom ozeanischen zum fast kontinentalen, ist aber überwiegend milder, als das unserige. Durch die Goldfunde am Fraserstrom im Jahre 1858 entwickelte sich die Kolonie zuerst. Der Reichtum an Kohlen und Metallen, an Holz, Fischen und Pelztieren ist ungeheuer. Obendrein: „es ist das schönste Land der Erde" wie mir kanadische Schulkinder tief überzeugt erklärten, und in der Tat, eines der schönsten ist es jedenfalls. Ich bedauere, meine Erinnerungen, mit die herrlichsten, die ich je erwarb, auch hier so kurz fassen zu müssen; ich kann nur sagen, wenn ich ein junger Angelsachse wäre, ich glaube, ich schlüge meinen Wigwam dauernd in Britisch-Kolumbien auf.

* * *

94% der gesamten Goldproduktion Kanadas kommen aus Britisch-Kolumbien, 91 des Silbers, 83 des Kupfers, 100 des Bleis und 30 an Kohle. (Ich entnehme diese und die folgenden Angaben einem beachtenswerten Aufsatze von Dr. M. Baumfeld im Sonntagsblatt der „Newyorker Staatszeitung".) Bis zum vorigen Jahre hat die Mineralproduktion in dieser einzigen Provinz (seit 1852, in Wirklichkeit aber erst seit 1889) eine Milliarde Mark eingebracht. Dabei steht sie, was Kupfer, Blei und namentlich Kohle anbetrifft, erst im Anfange. Im letzten Jahre sind allein für 6 Millionen Dollars Kupfer gefördert

worden. Die Bleiproduktion wurde durch eine Regierungsprämie erfolgreich gefördert. Kohlen finden sich besonders in zwei ungeheueren Lagern, auf der Insel Vancouver und im Gebiete des Crowsnest Paß, an der Südostgrenze nach Alberta, wo sich die Kohle besonders zur wertvollen Verkokung eignet. Die hier vorhandene Kohle wird von den Geologen bei einer täglichen Produktion von 10 000 Tonnen für ausreichend auf 10 000 Jahre hinaus erklärt! Nur an Arbeitern fehlt es, wie überall in Britisch-Kolumbien, obwohl die Crowsnest Coal Comp. dem guten Minenarbeiter 4,63 Dollars täglich zahlt. (1 Dollar 4,25 Mk.)

Von der Südgrenze gegen den nordamerikanischen Staat Washington, dem Boundary-Distrikt, kommt ungefähr die Hälfte der jetzigen Metallproduktion der Provinz; die großartigen Schmelzwerke, die teilweise den bedeutendsten der Erde gleichkommen, befinden sich fast alle in den Händen nordamerikanischer Kapitalisten. Kein Wunder, daß der Eisenbahnbau sich gerade hierher entwickelt hat. Um dem Arbeitermangel abzuhelfen, hat man mit Erfolg bereits Tausende von Hindus eingeführt. Die Chinesen unterbieten nicht mehr, sondern fordern ganz anständige Arbeitslöhne. Der Arbeitermangel macht sich besonders für die Landwirtschaft fühlbar. Holz und Fische haben der Provinz noch mehr eingebracht als Minen, und rechnet man auf gleich ungeheuere Einnahmen durch Weizen, wenn jenem Mangel abgeholfen sein wird und die nötigen erschließenden nördlichen Bahnen erst gebaut sind. Herrliches Obst wird jetzt in größeren Mengen auf kleinem Distrikte gewonnen, und andere Agrikultur-Industrien werden gleichfalls blühen.

Das zu Farm- und Fruchtzwecken geeignete Land in den großen Tälern der Flüsse Columbia, Fraser, Kootenay usw., wird von der Regierung auf eine Million Acres geschätzt.

* * *

Die Schönheit der Lage der Stadt Victoria, der Hauptstadt Britisch-Kolumbiens, zwischen Parks und Gärten, mäßigen Felsenhöhen, Wäldern, Inseln und Buchten, mit Ausblick auf die Juan da Fuca-Straße, den Puget Sound, die Schneereihen der Olympischen Berge und von gewissen Punkten auf den Mount Baker, ist nicht zu leugnen. Als ich in etwa zweieinhalbstündiger Fahrt mit der Mailcoach den üblichen Zirkel um Victoria machte, fand ich jedoch, daß die sommerliche Dürre der Westkontinentküste sich auch bis hier erstrecke, denn das Gras erschien mager und gelblich, wo es nicht besonders gepflegt war. An hübschen, ja prächtigen Villen und Gärten von jener zierlichen Traulichkeit, die der englische Geschmack überall bekundet, ist sonst kein Mangel. Zwischen den Klippen der Küste lag das Wrack eines großen Seattle-Passagierdampfers, der unlängst mit zahlreichen Frauen und Kindern hier verloren gegangen war.

Die Stadt zeigt ein gemischt englisch-nordamerikanisches Gepräge, wobei das zweite teilweise überwiegt. Nordamerikanisch durch viele Häuser und die verunzierenden Holztelegraphenstangen, englisch durch Züge der Behaglichkeit, und nicht zum wenigsten durch die geringere Nervosität allen öffentlichen Wesens. Es wohnen viele höhere Offiziere, Beamte, Pensionierte und Rentner hier, die feste Stützen der Politik des britischen Heimatlandes

sind. Engländer und Engländerinnen jagen auch nicht in solchen Massen im Busineßtrabe und Shoppingtriebe in den Straßen umher. Dies gefiel mir; aber den Schilderungen nach hätte ich mir die 30—40 000 Bewohner zählende Stadt eleganter vorgestellt. Bekannt ist der schöne, von Anlagen umgebene Hausteinbau des Parlamentsgebäudes. Eben machte man sich an die Errichtung eines modernen Prachthotels, um einen Mangel, den die vielen, die treffliche Empreß-Linie benutzenden Reisenden der Kanada-Ostasien-Route bisher mit Grund vermißten, zu beseitigen.

Auf den Rat unseres freundlichen Konsuls Löwenberg hin fuhr ich bald weiter, um vor der Seereise nach dem Süden noch die Festlandstadt Vancouver und namentlich einige Glanzpunkte der Rocky Mountains kennen zu lernen. Ich ahnte nicht, daß dieser Abstecher mich so viele Wochen festhalten sollte. Die etwa vierstündige Überfahrt durch die Fülle von Inseln der südlichen Georgia-Straße, die an landschaftlichem Reiz noch die Tausend Inseln des St. Lawrencestromes übertreffen sollen, war außerordentlich lohnend. Auch unser der kanadischen Pacific-Eisenbahngesellschaft gehörender Dampfer „Princeß Victoria" hätte so mancher unserer Küsten-Gesellschaften zeigen können, wie ein angenehmes Passagierschiff beschaffen sein muß.

Die Einfahrt in das Burrard-Inlet, an einer dessen ersten Engen die Festlandstadt Vancouver sich aufbaut, ist ungemein gefährlich; bis auf eine Kabellänge verengt sich das vorher ziemlich breite Fahrwasser und preßt sich durch bewaldete Felsklippen und niedere Bänke zeitweilig mit einer Geschwindigkeit von sieben Seemeilen hindurch. Zur Erschwerung der Schiffahrt kommen die

undurchdringlichen Nebel während eines Teils des Jahres hinzu. Dabei iſt ein Bogen in das innere Hafenbecken zu machen. Zuerſt ſieht man kaum, wo der Dampfer hinein kann, und dann geſchieht es an ganz unerwarteter Stelle. Auf ein Haar wäre auch unſer Schickſal hier beſiegelt worden. Ich blickte gerade vorn von einem der Aufbaudecks über Bord und gewahrte, daß wir im nächſten Moment zweifellos auf den Felſenrand des Ufers, das wir ſchon beinahe ſtreiften, laufen mußten. Das geſchah prompt. Der Stoß war nicht ſo heftig, wie ich erwartet, aber einen Moment lagen wir ganz ſtill. Im nächſten waren wir wieder herunter, um nun mit dem ſich drehenden Hinterſchiff noch einmal den Grund zu berühren. Wir ſchoſſen dann zum gegenüberliegenden Ufer und wären hier beinahe vollends aufgelaufen; doch in letzter Sekunde gehorchte das Schiff dem Ruder und gewann das Fahrwaſſer wieder. Wir verdankten unſere Rettung dem Umſtande, daß der erſt geſtoßene Felſen, wie man in dem klaren Waſſer deutlich ſah, einer ſich ſchräg unter der Oberfläche fortſetzenden Tiſchplatte glich, und daß das Vorſchiff vom Bug nach unten zu flach gebaut war, ſich ſomit wie ein Kahn auf die Platte ſchob und von der Strömung wahrſcheinlich gleich wieder heruntergeriſſen wurde. Ein ſcharfer Felſen hätte es glatt durchgeſtoßen. Immerhin war das Vorſchiff nicht unerheblich beſchädigt worden. Der Dampfer mußte eiligſt ins Dock gehen, und der Kapitän verlor ſeinen Poſten. Mir war während der Fahrt die Anweſenheit einer jungen Dame, mit der er ſich auf der Brücke beſchäftigt hatte, aufgefallen; nicht unwahrſcheinlich lag darin der Grund ſeiner Unaufmerkſamkeit. Recht ſtattlich ſtreckt ſich

Vancouver etwas ansteigend an der südlichen Uferseite des Inletbeckens hin, überragt durch einige Türme, während eine ansehnliche Schiffsversammlung die Kais und Werften säumte. Nördlich gegenüber zackt sich bis zu 2000 Meter in seinen höchsten Spitzen ansteigendes, teilweise noch schneebedecktes Gebirge hin, das in dem durch einen tiefen, ausgebrannten Krater interessanten Mount Crown gipfelt.

Die Schilderung der Stadt Vancouver, die ich in längerem Aufenthalte liebgewann, lasse ich später folgen und beschreibe zunächst meine Fahrt nach Banff im Felsengebirge.

Durch einen gemütlichen Hotelomnibus verführt, hatte ich in Vancouver das ausgezeichnete „Vancouver-Hotel" der kanadischen Bahngesellschaft übersehen und war in ein Haus zweiten Ranges geraten, das ich gern sobald als möglich verließ.

Man fährt auf der großen, transkanadischen Kontinentalbahn, wenn man nicht unterbricht, die 500 engl. Meilen (beinahe 940 Kilometer) lange Strecke bis Banff, das ungefähr in 1400 Meter Meereshöhe liegt, in $1^1/_6$ Tag. Das entspricht annähernd einer Reise von Hamburg über den Brenner nach Tirol. Bis Halifax sind es aber 3666 engl. Meilen!

Die kanadische Uhr rechnet übrigens gleich der italienischen mit 24 Stunden. Auf jener Strecke bekommt man wohl das Schönste der schönsten amerikanischen Überlandroute zu sehen; freilich, man darf nicht nur hindurchrasen, sondern muß sich unterwegs aufhalten. Die wenigsten durchreisenden Europäer tun dies, und deshalb sind ihre Urteile so oft nicht zutreffend. Einige übertreiben die Reize der Landschaft, andere, die Mehr-

zahl, ziehen stets Vergleiche mit der Schweiz usw. und finden sich enttäuscht. Ich werde es versuchen, ein annähernd richtiges Bild zu geben.

Die Bahn windet sich nach Osten am Burrard Inlet entlang, kreuzt den Pittfluß, den Abfluß des Pitt Lake, und erreicht bei Hammond den großen Fraserstrom, dessen Tal sie jetzt auf lange nicht mehr verläßt. Von gewaltigen Steilfelsen umgeben, dringt zuvor das Ende des schier unergründlich tiefen Burrard Inlets meilenweit nördlich von der Bahn ins Gebirge. Herrliche Weiden- und Wiesengründe, fruchtbarste Weiden, die sich bis an fernere Berge verlieren, sind durchfahren, das Auge findet steten Wechsel und darf auch noch einmal südlich auf dem Mount Baker ruhen.

Wir kreuzen den Abfluß des großen Harrison-Sees, der von 1—3000 Meter hohem Gebirge umgeben ist, und wo die Harrison Hotsprings, ein viel benutztes heißes Schwefelbad, liegen. Die meisten Berge im Norden des Sees, wohin nur der „Prospektor", der Goldschürfer und einzelne Jäger vordringen, sind noch niemals bestiegen worden. Ein wunderhübsches Landschaftsbild öffnet sich bei Agassiz, am Fuße des Mount Che-am. Er ist nicht schwer zu besteigen und öfter schon bestiegen worden. In Agassiz befindet sich eine bekannte staatliche landwirtschaftliche Versuchsanstalt. Bei Hope, wo wir entschiedene Nordrichtung eingeschlagen haben, beginnen Minendistrikte und bei Yale hört die Schiffbarkeit des Fraser auf. Hier drängen sich die ersten Cañons zusammen, wo, namentlich im Fraser Cañon, die Felsen in großartiger Schroffheit zum rechts von uns tosenden und über Klippen schäumenden Flusse abfallen.

Es sind vier große, in Nordsüdrichtung streichende Gebirgsketten, die von der Pacific-Bahn, diesem gewaltigen Werke der Ingenieurkunst, bis zu den Prärien von Alberta, östlich von Banff, durchzogen oder durchbrochen werden: die Coast Range, auch zum Teil Kaskade Mountains genannt, die Gold Range, die Selkirk Mountains und die eigentlichen Rocky Mountains. Die Rocky Mountains, wie diese Nebenzüge, sind nichts als ein Glied des ungeheueren Randgebirges der Westhemisphäre, das, hier geschlossen die Küsten selbst formend, dort sich spaltend und mit zwischenliegenden Ebenen von ihnen etwas zurückweichend, das vierzehntausend Kilometer lange, mehr oder weniger noch vulkanisch tätige Rückgrat vom Feuerland bis durch Alaska, resp. bis zum unteren Mackenzie bildet.

Wir befinden uns in den Fraser-Cañons noch in der ersten jener vier Ketten. Die Großartigkeit der Szenerie steigert sich bis Spuzum. In Yale haben wir Chinesenwohnungen gesehen. Die Chinesen sind als Bahn- und Minenarbeiter beschäftigt, teils betreiben sie das Goldwaschen. Die alte malerische Fahrstraße wird wiederholt sichtbar. Zwischen den finsteren Steilwänden steigt die Bahn, in Tunneln durch das Gestein schneidend, bis mehr als 60 Meter über die tobenden Gewässer, die sich im Höllenloche des Großen Cañons durch die schmalste Stelle zwängen müssen. Hier kommt ein Steigen des Wassers um 40 Meter vor. Im August springen die Lachse in dichten Scharen im wirbelnden Schaum. Der Rest des alten indianischen Saumpfades ist hier noch erhalten. Eine Befreiung gewährt dann das offen im weiten Bergtale liegende North-Bend. Von erhöhtem grünen Rasen grüßt anmutig eines jener intimen kleinen Hotels, die von der klugen, unternehmen-

den Bahngesellschaft längs der Bahn und seitwärts an durch sie eröffneten Glanzpunkten erbaut wurden und unter ihrer Aufsicht betrieben werden. Oft mitten in der Wildnis! Wie ja die Bahn selbst teilweise den einzigen Pionierweg in sonst ganz unbewohnte, ja noch gänzlich für den Menschenfuß unzugängliche Gebiete darstellt. Der Bahningenieur ist der vornehmste aller Kämpfer in der Erschließung des Erdballs!

Auf grünem Rasen blühen die Linden, Mohn, Verbenen und Kornblumen. Hinter Keefers zieht sich die alte Fahrstraße an einem über 300 Meter tiefen Cañonabsturze gefährlich entlang. Bei Cisco rasseln wir auf das linke Fraserufer hinüber. Auf der anderen Seite kommen sandige Strecken mit dünnem Kiefernbestand, Chinesen- oder Indianerdörfern und Gemüsefeldern. Bei der Felssenkung von Lytton verlassen wir das Tal des Frasers endlich und folgen östlich dem Tale des hier einströmenden Thompson Rivers. Wilder und rauher wird die Landschaft noch. Hoch hebt sich die Linie über die Flußwirbel, wohl um 100 Meter. Kahlheit, Dürre, Steilfelsen mit Sandrinnen nehmen zu, und rechts lugen Schneeberge herüber. Seitenschluchten sind noch grün, grün ist auch die Flußfarbe. Wir senken uns wieder. Eine Stuhlfähre kreuzt den Fluß oder eine Brücke. Dort ein Waldfeuer, hier lila Felsen; buntgestrichene Indianergräber, mitten im Sande und mageren Ginster; hier wieder Wiesenflecke, Pappeln und Maisfelder. Der Bahnkörper zieht sich in schmalem Bande am Hange kahler Höhen hin, die Zwischenräume durch luftige Viadukte überspannend. Die metallreichen Felsen prangen in allerlei Farben, worin die stumpfen Farbtöne der dürren Vegetation und die leuchtenden von

Schaum, Waſſer und Himmel ſich miſchen. Bei Spence Bridge kreuzt der alte Wagenweg in den Caribon-Golddiſtrikt. Hinter Spatſum wird das öde Black Cañon paſſiert. Ein zerklüftetes Lehmgebirge mit baſtionförmigen Plateauformationen erſtreckt ſich jenſeits zwiſchen den Seitenbergen. Auf flachen Sandinſeln wachſen Weiden und einzelne Tannen; man glaubt, eine chineſiſche Landſchaft zu ſchauen. Dies lehmig-ſchiefrige Gebirge tritt mit Wänden, die von dunkeln Bändern durchzogen ſind, dann näher an den grünen Fluß. Oben wächſt gelbverſengtes Gras. Mit roten und grünen Dächern erſcheint Aſhcroft. Von hier zweigt ſich der Frachtverkehr mit Hilfe von Ochſen und Maultieren nach den nördlichen Goldfeldern von Britiſch-Kolumbien ab. Man ſieht ein Chineſenviertel. Wohl erſcheinen die Kulturflecke mit Pappeln, Wieſen, Korn, Kohl und Blumen von neuem, aber überwiegend ſieht der Boden doch ſo troſtlos aus, daß man nicht wüßte, wovon die Menſchen hier lebten, wenn man ſich nicht der Minen-Induſtrie erinnert. Nun kommen wir an ein ſchmales, aber fünf deutſche Meilen langes, vom Thompſon-Fluß durchſtrömtes Binnengewäſſer, an den von anmutigen Hügeln umgebenen Kamloop-See. Die Karmoiſinfarbe der Felſen, dann grüne und gelbe Tönungen künden wieder die Metalle. Queckſilber wird hier unter anderem gefunden, ſowie Magneteiſen. Kamloops, ein alter Poſten der Hudſon-Bai-Kompagnie, jetzt ein recht ſtattliches Städtchen, liegt vor uns in der Niederung, die der North Thompſon River mit unſerem Begleiter, dem nun South Thompſon River genannten Fluſſe, bildet. Es iſt der erſte größere Ort nach Vancouver. Dampfſchiffe befahren die Waſſerſtraße.

Das Bunchgras, Bündelgras, gibt der Stadt Industrie, die aber namentlich jetzt auf den nahe gefundenen Gold- und Kupfererzen beruht. In Kamloops stieß mir ein kleiner Unfall zu, der mir ein dauerndes Andenken hinterlassen hat. Infolge eines Irrtums sprang ich aus dem rangierenden, ziemlich schnellfahrenden Eisenbahnwagen, wobei ich mir eine Fußverletzung zuzog. Zunächst konnte ich bei ziemlich heftigen Schmerzen gar nicht auftreten, später versagte der Fuß nur zeitweilig.

Der South Thompson River entströmt dem mit vielen Armen fast wie ein Tintenfisch gestalteten Shuswap Lake. Die Landschaft wurde grüner, waldreicher, doch auch einförmiger; dann begann eine fesselnde Abendfahrt am Salmon-Arm des großen Sees entlang. In flockigen Wolkenbildungen stand der halbe zunehmende Mond und warf stimmungsvoll seinen Reflex auf das von schwarzen Waldmassen umgebene Gewässer. In dem hübschen kleinen Bahnhotel von Sicamous unterbrach ich die Fahrt. Ich fand freundliche Aufnahme und erhielt Tee, obgleich es sonst schwer hält, außer den Mahlzeitstunden in diesen Hotels irgend etwas zu bekommen. Das einsame Haus liegt zwischen See und Wildnis an das schmale Bergufer gepreßt. Abgesehen von der Bahn und ihrem hier einmündenden Seitenstrange zum Okanagon Lake, wohin es übrigens eine sehr lohnende Fahrt nach Vernon, in Landstriche, gleicherweise durch hohe Schönheit wie durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet, sein soll, ist man lediglich auf den Wasserverkehr angewiesen. Der angestellte Wirt sagte mir, ein längeres Verweilen habe jetzt keinen Zweck. Ein Dampfboot fahre nicht; die Steamlunch sei kürzlich explodiert; das für Gäste verfügbare Haus-

boot wäre in vier Jahren erst zweimal benutzt worden. Die Fischerei sei zudem gerade geschlossen und die Jagd noch nicht eröffnet. Vor einiger Zeit habe ein deutscher Offizier hier ein paar Wochen der Entenjagd obgelegen. Die Schongesetze sind in Britisch-Kolumbien trotz der Wildnis strenge, und die Jagderlaubnis ist für Fremde nicht billig zu erlangen. Wenn man die Beute nicht an die Stationen bringt, ist eine Kontrolle allerdings kaum durchführbar. Der Shuswap-See gilt für ein prachtvolles Fischerei- und Jagdgebiet. Rehwild und Geflügel gibt es in Mengen, und ganz in der Nähe kommt das Caribou oder Renntier häufig vor.

In der nächsten Morgenfrühe fuhr ich weiter im Tale des dem Shuswap vom Osten zuströmenden Eagle River, den wir wiederholt kreuzen und der die zweite Kette, die Gold Range, schneidet und durch Waldungen voll riesiger Spruce-, Douglas- und Hemlocktannen, Balsamfichten und Zedern ausgezeichnet ist; an vier Seen geht es dicht hintereinander entlang. An dem Eagle-Paß senkt sich der Schienenweg wieder gegen das Tal des Kolumbia-Flusses, und der schneebedeckte Mount Begbie zieht den Blick auf sich. Viel abgestorbener Wald stört häufig die Schönheit des Landschaftsbildes.

Hinter der Stadt Revelstoke steigerte sich die Großartigkeit der Szenerie noch. Zuvor setzen wir über den Kolumbia-Fluß. Wir durchschneiden nun den dritten Gebirgszug, die Selkirks, um später im Osten wieder den Kolumbia-Fluß zu kreuzen. Dieser fließt nämlich ganz merkwürdig, etwa in Form einer Haarnadel, vom Süden nach Norden um die Selkirks herum und wieder südwärts, und zwar kreuzen wir zuerst den westlichen Unterlauf, der dem auch dem Verkehr geöffneten, schönen

Arrow Lake zuströmt. Die Bahn schneidet die Selkirks im Illicilliwaet-Tal, soviel ich gesehen, dem Glanzpunkt von allem. Jetzt fehlen mir wirklich die Worte, dieses großartige Stück Schöpfung zu beschreiben; mein Entzücken nimmt immer zu, während wir bis Glacier steigend den Illicilliwaet dreizehnmal überrollen, zuweilen 100 Meter über seine engen, weißen Strudel, zwischen natürlichen Riesenmauern, wie im Albert Cañon, dann wieder durch wildeste Waldszenerie, durch die das Caribou streift, und aus dem eine Fülle von edlen, konischen Wipfeln riesig emporstrebt. Aus dem üppigen Untergrund leuchten rote Blumen, sickert das Schmelzwasser. Zahlreiche Schutzbauten durchrasseln wir, und während wir, rückwärts schauend, oft mehrere der luftigen, übersahrenen Holzbrücken zugleich überblicken und prachtvolle Schneeberge, steigt vor uns die grandiose Schönheit des Selkirk-Gebirges auf, unter dessen Aufeinanderfolge von Zacken wir nach Umfahren des Roß Peak-Fußes vor allem das Matterhorn des Westens, die imposante Pyramide des Sir Donald, sich drohend ins Blau recken sehen. Nach doppelter, S-förmiger Schleife erreichen wir die Station Glacier-House.

Hier in diesem von Tannenwänden, Schneeschroffen und Gletschern umgebenen, grünen Kessel unterbrach ich die Fahrt, bedauernd, daß sie nur so kurz sein könne. Das mächtig gestreckte, mit Veranden umgebene, etwas plumpe, aber doch in angemessenem Stil gehaltene, braune Holzhotel gewährt gute Nahrung und Unterkunft. Von seinem Aussichtsturm sieht man den erhabensten Kranz sich zirkeln: die Kette vom Eagle Peak bis zum Sir Donald, Mount Avalanche, Uto Peack, Mount Mac Donald, dann Rogers Paß, die Hermit-Berge mit dem

Grizzly, wo der Grizzlybär häufig vorkommt, Cheops, Cougar Mountains — dem Aufenthalt des Kuguars, des amerikanischen Berglöwen. — Roß Peak, Mount Abbot — und wie sie alle heißen! Sir Donald, der seinen Namen von dem erst unlängst bei dem Jubiläum der Universität Aberdeen im hohen Greisenalter so gefeierten Urheber der kanadischen Bahn, Sir Donald Smith, dem späteren Lord Strathcona, empfing, türmt sich noch etwa 2000 Meter über dem ungefähr 1200 Meter hochgelegenen Bergtal auf. Und dazwischen fließt der Eisstrom des Illieilliwaet-Gletscher abwärts, nicht des größten, aber eines der größten, schönsten und zugänglichsten der Selkirks. In einem Stündchen erreicht man ihn vom Hotel. Es war einer meiner ersten Gänge dorthin. Niemals werde ich den Eindruck dieses Spazierganges vergessen. Vegetation und Felstrümmer sind von den Gletschermassen zu unentwirrbaren Barrikaden durcheinander gewirbelt. Junge Bäume sprießen aus dem Chaos, unter dem der Wildling tobend fortschäumt. Vielfach überschreitet man das sich teilende Gewässer. Dann umgibt uns wieder herrlich poetischer Nadelwald: Lärchen und Zedern und die lanzenartigen Hemlocktannen. Eine großsternige Waldlilie leuchtet aus Moos und Unterholz. Und nun gelangen wir an den Gletscher, an die Stirnmoräne und den ersten körnigen, schmutzigen Schnee. Es rauscht und trieft überall, oben glänzt die unbefleckte, zerklüftete Weiße. Wie dieses dunkele Tannenheer die Wand seitwärts hinanstrebt! Ich finde es ein ergreifendes Bild! Gleich entschlossenen Kriegern dringen sie zur Höhe, und zu Tausenden werden sie von den an der mitleidslosen Sonne schmelzenden Gewässern niedergerissen und zersplittert, ohne sich von ihrem

dumpfen Willen abbringen zu lassen. — Der Gletscher weicht jährlich 11—12 Meter zurück. — Bergziegen und Bären gibt es überall auf den Felsen.

Abends unterhielt ich mich mit den vier Schweizer-Führern — aus dem Berner Oberland und der Glärnisch-Gegend —, die hier seit mehreren Jahren angestellt werden. Im Winter gehen sie heim, doch der Sohn des einen blieb auch dann. Sie fühlen sich ganz wohl, verdienen aber zu Hause nicht viel weniger, da noch nicht genügend Bergsteiger herkommen. Es waren nette Leute; ihre eigene Heimat finden sie landschaftlich schöner. Ich freute mich, wieder deutsch reden zu können. Noch einmal bestieg ich im Finstern den Aussichtsturm und schaute still hinauf zu dem feierlichen Rund der schimmernden Riesen, auf deren dunkelstarrende Konturen die ewigen Sterne hinabglitzerten.

Früh klomm ich dann durch den Wald, den wunderbaren Wald, 6—700 Meter höher zum kleinen Lake Marion, der am Fuße des schneebedeckten Mount Abbot liegt. Einen Führer braucht man nicht dazu. Dahinter schaute man in viele Täler. Siebenfingerige Stachelblätter fielen mir auf und eine sechsteilige weiße Sternblume, die ich häufig in Alaska gesehen.

Im Aussichtswagen, einem empfehlenswerten Institut mit einer Art von Mansardenstockwerk, lernte ich einen Landsmann aus Hawaii kennen, Herrn Isenberg, Geistlichen der deutschen Gemeinde auf Kauai und Teilhaber der Firma Hatzfeld & Komp., der mit seiner vortrefflichen Gattin und deren Freundin, einer deutschen Lehrerin, Fräulein Gran aus Honolulu, eine Erholungs-

reise machte. Dieser liebenswürdigen Reisegesellschaft dankte ich noch manche angenehme Stunde.

Selkirk Summit wird nach geringer Steigung erreicht, und dann geht es durch Rogers Paß den östlichen Hang der Selkirks wieder abwärts. Vielleicht kam jetzt erst der allergroßartigste Teil der Strecke; ich vermag es nicht bestimmt zu sagen, weil die unaufhörlich der Lawinengefahr wegen sich folgenden Schutzbauten — halbdunkle Tunnels aus festestem Zedernholz — fortwährend die Aussicht unterbrechen. Diese genießt man bei halb ausgerenktem Genick, zumal dort, wo im Bear Creek die Selkirks durch ein ungeheueres geologisches Geschehnis sich spalteten, gerade breit genug, um die Bahn durchzulassen. Links und rechts türmen sie sich zum Mount Tupper und Mount Mac Donald empor, in zwei senkrechten Wänden bis etwa 1500 Meter Höhe. Das Gebirgsland zwischen Sir Donald und Mac Donald hat die Regierung dem Nationalpark reserviert. Der Bear Creek wird auf einigen der luftigsten Brücken, die es gibt, in einer Höhe von 100 Meter überflogen. Wir kommen nun in das Tal des oberen Kolumbia, den wir bei Donald kreuzen und so aus dem Selkirk-Gebirge in die eigentlichen Rockies gelangen. Zwischen sanft ansteigenden Wäldern — wenn nur nicht immer die toten, starrenden Stangen des Vordergrundes ärgerten! — und dahinter lugenden Schneespitzen erreichen wir das Tal des Kicking Horse. Der Name scheint schon das tosende, sich gleichsam bäumende und hinten und vorn ausschlagende Gewässer anzuzeigen, stammt aber nur davon her, daß ein Eisenbahnpräsident hier von einem Pferde geschlagen wurde. Die ideal-großartige Schönheit des Hintergrundes zur Linken bezauberte mich geradezu.

Rechts ist der Winkel zwischen den Beaverfoot- und den hohen Ottertailbergen. Bei Leanchoil beginnt der große kanadische Nationalpark.

Hinter Field, am Fuße des majestätischen, fast 3400 Meter über dem Meer hohen Mount Stephen, dampften wir durch das hier und an sich etwas nüchterne Flußtal weiter und wurden durch zwei Lokomotiven zur Wasserscheide zwischen dem Stillen und Atlantischen Ozean (Hudsonsbai) bei Hector am Wapta-See, in der Höhe von annähernd 1700 Meter hinaufgeschoben.

In Laggan unterbrach ich mit der Familie Isenberg die Route. Wir fuhren zu Wagen mehrere hundert Fuß höher ins Gebirge zum Lake Louise, dem niedersten der Three Lakes in the Cloudes, wie sie etwas übertrieben genannt werden. Über den Nadelwald zur Linken schimmerte, rosig von der Abendsonne angestrahlt, hoch oben ein Gletscher. Dann öffneten sich die Spruce-Tannen an einem dahertosenden Wildbache, und der Blick fiel auf den Louisen-See, aus dessen bergumschlossener Runde im Hintergrund der zum See streichende Victoria-Gletscher hervorleuchtete. Hier zwischen Wald und See hat die Bahngesellschaft wieder ein Chalet, ein höchst behagliches Hotel errichtet. Gern gedenke ich der Stunden, die ich mit meinen Hawaii-Freunden dort verlebte. Eduard Whymper, der berühmte erste Matterhornbezwinger, war gerade abgereist, so daß ich ihn leider nicht mehr kennen lernte. Der greise Herr kommt noch alljährlich dorthin, um die großartige Bergwelt weiter erschließen zu helfen. Er liebt die Rockies über alles. Seinem Urteile nach ergibt die Schweiz, sieben Male zu einem einzigen Lande vereinigt, noch lange nicht die Großartigkeit der Alpen Britisch-Kolumbiens. Ich finde

das Vergleichen wieder gefährlich. Die Schweiz hat ihre unübertrefflichen Kontraſtwirkungen, erzeugt durch Großartigkeit, Lieblichkeit und Kultur zuſammen; Britiſch-Kolumbien imponiert durch das Unermeßliche, durch die grandioſe Wildheit einer kaum berührten Natur, nicht zum wenigſten der vegetativen. Dolomitenhaft ragen die gletſcherumgebenen furchtbaren Zacken aus der ſchweigenden Einſamkeit, in welcher noch die Fülle des wilden Getiers das Herz des Jägers höher ſchlagen läßt.

Whymper vergleicht den Lake Louiſe — zu deſſen Gunſten — etwa mit dem Öſchinen-See. Ich wurde auch an den Königſee erinnert. Ich kam immer wieder zu der Anſicht, daß die edle Pracht der Douglas-, Sprnce- und Hemlocktannen und mancher Zedern und Lärchen das Abweichende und Reizvolle des weſtkanadiſchen Gebirgsbildes ausmacht. Außer dem Mount Victoria und deſſen Gletſcher drängt ſich Fairview Mountain mit ſeinem mächtig abwärts ſtreichenden Hange dem Auge auf.

Auf prächtigem Waldpfade gelangt man zu dem einige hundert Meter höher an ſteile Felswand ſich ſchmiegenden Mirror Lake und abermals höher zum Lake Agnes in etwa 2000 Meter Meereshöhe. Man überſieht, auf mooſigem Fels lagernd, dieſe drei abgeſtuft untereinander auf vorſpringenden Waldterraſſen blinkenden, klargrünen Seen auf einmal, und die Seele weitet ſich bei dem Blicke auf die dahinter im dunklen Tannenkleide zwiſchen den Bergen ſchweigende Talebene. — Lake Agnes fließt in Kaskaden zum Mirror Lake und dieſer zum Lake Louiſe ab, der ſeinen Abfluß dann dem Bow River zuſendet.

Im Hotel Louiſie weilen auch alljährlich britiſche Maler, mit denen wir gelegentlich zuſammenſaßen.

Gerühmt werden noch andere Punkte der Umgebung, so Paradise Valley und Valley of the Ten Peaks. Vom ersten aus genießt man besonders die hehre Schönheit des Mount Temple.

Bären wurden ein paar während meiner Anwesenheit direkt am Stationsgebäude erlegt, darunter ein Grizzly, der leicht geneigt ist, den Menschen anzugreifen. Für fast noch gefährlicher hält man den weißköpfigen Bären. Einzelgehen der Damen gilt für nicht ganz ratsam, allein diese marschieren trotzdem in die Wälder.

Zwischen prächtigen, bis zu 3000 Meter hohen Bergen geht dann die Fahrt nach Banff weiter; nördlich der Ebene begleiten die gestreckten, bastionartigen Gebirgswälle und südlich die kapartig von Einkeilungen unterbrochenen, schneebedeckten Einzelkegel und Jochrücken. In den grasumwachsenen Flächen der Vermillion-Seen, an denen wir abends entlang fuhren, spiegelten sich die Tannen, die weißgekrönten, sonst dunklen Berge und der Mond darunter.

In Banff, meinem Endziel, fanden wir uns, etwas entfernt vom Orte selbst, in einem eleganten Riesen-Holzhotel untergebracht. Eine Halle öffnete sich durch alle drei Stockwerke, stolzer, doch nicht so traulich, wie der Hallen-Kaminplatz im Louisen-Hotel. Es gab dort große Gesellschaft. Man heißt Banff auch das „kanadische Karlsbad". Das Hotel liegt über einem weiten Tal am Bow-River. Mir erschien die Gegend lange nicht so schön mehr, obwohl großartige Einzelberge und nackte, wilde Klippen ringsum ragen. Die Vegetation war hier viel dürrer; mächtiger Staub wirbelte in sandigen, breiten Waldwegen. Heiße Schwefelquellen gibt es verschiedene; auch das Hotel hat ein natürlich warmes

„Plungebad". Ein anderes natürliches Bassin, daneben eine Grotte mit ehemaligem Geyser, liegt nicht weit ab. Auch im Winter baden hier Männlein und Fräulein gemeinsam unter offenem Himmel. Schade, sagte ich schon, daß wir in Deutschland noch so wenige Plunge-(Schwimmbassin)-bäder haben; darin sind uns die übertünchten Kanadier weit über. Von Banff aus stattete ich den halbwegs in Freiheit lebenden Büffeln, die als aussterbender Rest hier gehalten werden, einen Besuch ab. Die gewaltigen Tiere, darunter ein zurzeit 35jähriger, lassen einen Wagen dicht an sich heranfahren; der Fußgänger darf ihnen aber nicht trauen. Kreuzungen mit Rindern — so der Shorthorn-Rasse — sind vorgenommen; mit gutem Erfolg, wie ich an stattlichen Exemplaren selber sah. Nach Tageshitze hatten wir abends gewöhnlich kalte Winde, auch plagten die Moskitos nicht wenig.

Nicht weit hinter dem Orte ragen die „Drei Schwestern", eine höchst malerische Berggruppe, empor. Gleich drei hintereinander rauschenden und schroff überkippenden, erstarrten Brandungswellen zieht ihr gezackter Rücken hin. Banff gilt als höchst lohnendes Standquartier für eine Menge von Partien. Auch hinter ihm bietet das Felsengebirge noch große Schönheiten. In der Devon- und Steinkohlenformation sind dicht bei Banff große Gruben reinsten Anthrazits in voller Tätigkeit. Die Kohlenflöze sollen von ungeheuerer Mächtigkeit sein. Bei Calgary, dessen Lage am Abfall der Rockies als allerliebst geschildert wird, zieht sich die Überlandbahn dann wieder aus den weidenreichen Vorbergen in die unabsehbaren, kornreichen Prärien von Alberta hinein, um nun auf die westliche Großstadt Winnipeg zuzustreben.

Ich fuhr allein, dieses Mal ganz besonders die burgartigen Schroffen des 3000 Meter hohen Kathedral Peaks bewundernd, nach Field zurück, von wo ich nördlich ins Gebirge den kurzen Abstecher zum Emerald Lake unternahm. Dieser „Smaragd-See" ist in der Tat ein kleines Juwel! Eine liebenswürdige Dame, Mrs. Marquist, die ein niedliches Töchterchen, die kleine Sybill, bei sich hatte, verwaltete für die Bahngesellschaft das familienhaft angenehme Chalet. Mr. Whymper war hier unlängst zehn Tage gewesen, und ich fand, daß ich hier zufällig auf einen der Raststätze eines Kanada innig liebenden New Yorker Fremdes gestoßen war.

Ich verweilte mehr Tage, als ich es beabsichtigt, und wäre gern lange Wochen geblieben. Das kleine Hotel liegt auf einer hügeligen Halbinsel, zu der eine lange Holzbrücke führt, ganz vom urwüchsigsten Tannenwald umschlossen. Die wunderbar getürmten Rundzacken des Mount Burgeß steigen unmittelbar aus den Wipfelhängen am See empor; Mount Field und Mount Wapta ragen, ferner die Summit Mountains. Mount Ogden lugt dahinter. Dann schließt sich die Emerald Range mit dem Mount Mc. Mullen an. Überall Tannen, die über den Wasserspiegel sich drängende Urwaldvegetation, und oben darüber die Schroffen, Schnee und dazwischen Wasserfälle. Nur an einer Stelle zieht sich ein gerodeter Hang bergan, an dem ich mir ein Haus bauen möchte; und davor ragen ein paar Blockhäuser und weiden Kühe und Pferde.

Manchesmal habe ich im Kanu, leise paddelnd, den grünen Kristall gekreuzt. Nach heißem, weißverschleiertem Tag stand die Sonne, wunderbare Reflexe auf das grüne Wasser werfend, im goldgelben Dunst. Die seidige Fläche

opalisierte. Das Rauschen der fernen Wasserfälle und des Seeabflusses mischte sich in das Glockenanheben und Verklingen der weidenden Kühe. Abends ward es klarer. Rötliches Licht färbte das zersplitterte Holz und die Stämme unbeschreiblich schöner Tannengruppen; zartes Rosa umfloß die hohen, grauen Zacken. Und noch später wiegten sich die schwarzen Wipfel zu Häupten so sanft; man fühlte sich leise gestreichelt, wie von liebender Hand aus weiter Heimatferne.

Von hier aus führt der Bergpfad in das erst vor einigen Jahren entdeckte und eröffnete Yoho Valley mit den Takakkaw Falls und Twin Falls. Eine nordamerikanische Familie, die seinerzeit mit mir dem Davidsongletscher in Alaska den nächtlichen Besuch abgestattet hatte, langte an, um im Yoho Valley zu kämpen. Wie gern hätte ich mich angeschlossen! Ich beschränkte mich darauf, mit zwei eine „kleine Ferienreise" machenden Damen aus York in England bis ans Yoho Valley über die Berge zu steigen. Das erforderte schon einen angestrengten Tagesmarsch, bei dem es vom Gletscherwasser weithin überschwemmtes Vorland pfadlos zu durchwaten und tüchtig zu klettern gab. Den Naturgenuß werde ich nie vergessen, allein die körperlich unermüdlichen, aber für das längere Sichversenken in ein überwältigendes Stück Schöpfung gänzlich unbeanlagten englischen Mädchen waren mir keine idealen Weggenossen. Schließlich ließ ich sie rennen.

Auf der Paßhöhe, die zum Yohotal führt, liegt inmitten eines Waldes voll der herrlichsten Zedern, Spruce- und Douglastannen, märchenhaft schön der See Summit Lake. Den Waldboden bildete hier ein dichter Teppich von Moosen, Heidelbeeren, Erdbeeren, rotem und weißem

Heidekraut, gelben Sternblumen, Anemonen und wilden Aſtern; vor allem aber glühte jetzt überall in prachtvollem Feuer aus ihm der purpurrote Indianbruſh. Niemals habe ich etwas ſchöneres an Waldboden geſehen! Und inmitten liegt der See; nicht groß, aber jeden Stein und Baumſtamm auf dem Grunde zeigend, noch tief ſmaragdgrüner als der Emeraldſee. Leinewandgedeckt ſteht eine Blockhütte, ein Touriſten-Unterkunftshaus, nicht weit von ſeinem Rande. Ein Rieſendom voller Schneeflächen und Runſen wölbt ſich unmittelbar über uns, imponierend wie ein Sinai, auf deſſen geheimnisvoller Höhe ſich der Fuß des Schöpfers niedergelaſſen hat, — der Wapta-Peak; und daran ſchließen die gewaltigen Schroffen des Mc. Mullen und der übrigen Emeraldberge, unterhalb der Waldwipfel im See ihr Spiegelbild in den feinſten Linien zeigend. Ich weiß nur wenige Plätze auf der Erde, die mir ein ſo zauberiſch ſchönes, ergreifendes Bild hinterlaſſen haben!

Wir ſtiegen um die Emerald-Range bis dahin, wo die Berghänge zum breiten Keſſel des Yohotals abfallen. Felſen und Gletſcher tauchten auf; wir hörten den Takakkawfall toſen, den höchſten Amerikas, der, achtmal ſo hoch als der Niagara, 400 Meter hinab im mächtigen Sturze der Tiefe ſich in die Arme ſtürzt. Ihm gegenüber lagerten wir auf dem „Obſervationpoint". Nach unſerer Anſchauung zeigte der Fall erſt einen kleinen Abſatz, dann ſauſten die Waſſerraketen hinab. Von einem Standpunkt darunter muß dies großartig ausſehen; von oben aus empfing man freilich doch nicht den Eindruck der Yoſémitefälle. Die Bergſpitzen vor uns wurden alle durch den Mount Balfour überragt, zwiſchen dem und Mount Gordon wir die Gletſchermaſſen des Wapta Glaciers beim Rückweg ſich

In den Rocky Mountains des Nordweſtens.

immer gewaltiger erheben und ausdehnen ſahen. Der Fluß, der das zum Teil vom Walde bedeckte Tal durcheilt, iſt der Nordarm des Kicking Horſe. Takakkaw heißt: „Es iſt ſchön!“ Ein Indianer in der Geſellſchaft der entdeckenden Jäger ſoll dies Wort ausgeſtoßen haben. Der Fall wird vom Waptagletſcher geſpeiſt, der den Illecillewaetgletſcher weit an Größe übertrifft. Yohow Valley gilt als Paradies für Jäger, Alpiniſten und Botaniker. Wilde Tiere, darunter der Grizzly, kommen zahlreich vor.

Mit Iſenbergs, die mich hier aufſuchten, fuhr ich nach Field zurück in das wieder höchſt gemütliche Hotel Mount Stephen Houſe. Unter anderen Raritäten werden aus einem am Mount Stephen befindlichen Foſſilienlager vorzügliche Trilobiten verkauft. Auch hier hat die Bahngeſellſchaft Schweizer Führer angeſtellt. Das Yohotal, die große Landſcheide bei Hector, die Seen in den Wolken, das Bowtal bei Banff uſw. ſind zu dem erwähnten 5000 engliſche Quadratmeilen umfaſſenden „Kanadiſchen Nationalpark“, dem großartigſten National-Erholungsplatz der Welt, von der Regierung reſerviert worden.

Ich fuhr nach Vancouver zurück, wobei ich die Schönheiten der Fahrt wieder in hohem Maße genoß. Meiſt ſaß ich oben in der Obſervationcar oder auf dem Trittbrett der letzten Plattform. Namentlich nachts war das Bild oft ein grandioſes. Die Lokomotive beleuchtet die gefährlichen Strecken voraus mit einem Scheinwerfer. Sein rotes Licht ſtreicht über die Keſſelwände der Cañons, über ſchäumende Waſſer, Abgründe und Bäume. Gleich feurigen Wolken fliegt der Rauch rückwärts. Man ſieht die Steigungen, die man erklimmen wird, und der ſich windende Wagenzug ähnelt oft einer erleuchteten Stadt.

* * *

In Vancouver war mir der deutſche Konſul Wulffſohn ſehr behilflich. Dieſer kaufmänniſche Konſul ließ über ſeinen Geſchäftsräumen beſtändig die deutſche Flagge wehen. Vielleicht fällt dies auf, da andere Vertreter es nicht tun; es ſollte aber als ſehr praktiſch allgemeine Einführung finden. Herr Wulffſohn verſchaffte mir Aufnahme in den „Vancouver-Klub", wo ich dann unter angenehmſten Verhältniſſen und billiger, als es im Hotel möglich geweſen wäre, faſt den ganzen Auguſt über gewohnt habe. Mein Zimmer ſchaute auf das Burrard Inlet hinaus, das wie der ſchönſte Schweizerſee vor mir lag. Obendrein bewegte ſich ein höchſt intereſſanter Schiffsverkehr auf ihm. Nahe dem Klubgrundſtück legten auch die weißen Oſtaſiendampfer der Empreßlinie an.

Prachtvolle Jagtrophäen ſchmückten die Wände der Klubzimmer: Walroßzähne, Büffel- und Bergſchafhäupter mit enormem Gehörn, rieſige Bärenfelle uſw. Herr Bell-Irving, ein engliſcher Cannerybeſitzer, mit dem ich öfter und gern ſpeiſte, hatte als großer Nimrod wohl das Weſentlichſte zu dieſer prächtigen Ausſchmückung beigetragen. Ganz beſonders befreundete ich mich mit Eduard Stolterfoht, einem ehemaligen Mecklenburger Rittergutsbeſitzer, der erſt die Welt durchſtreift, worüber er höchſt amüſant zu erzählen wußte, und dann in den Vereinigten Staaten und Kanada ſein Vermögen zu verwerten geſucht hatte.

Flüchtig muß ich leider über dieſe ſchönen Erholungs-, d. h. für mich doch Arbeitswochen in Vancouver hinſtreifen; nur einiges kann hier geſagt werden.

Die heute bald 50000 Einwohner zählende Stadt Vancouver ward, ſeitdem der engliſche Marineoffizier Captain Vancouver 1792 das Burrard Inlet entdeckt

hatte, nur ein Platz für ein paar Sägemühlen; erst 1886, als kontinentaler Endpunkt der Pacifiebahn, entstand eine Stadt, die unmittelbar darauf total niederbrannte. Allein noch auf der schwarzen, rauchenden Brandstätte begann die Energie der Bürger am selbigen Tage den Wiederbau. Heute haben wir auf der Halbinsel zwischen dem Inlet und der English Bai eine weit ausgedehnte Stadt vor uns, allerdings überwiegend eine Holzstadt, deren äußere Teile sich noch zwischen dem Gestrüpp und den verkohlten Stümpfen der Urwaldrodungen verlieren, die aber sonst an Großartigkeit mancher Bauten und jedenfalls an Ausdehnung sowie an Geschäftigkeit eine europäische Stadt gleichen Ranges weit übertrifft. Nicht völlig so ameisenartig wie ein junges Emporium in den Vereinigten Staaten, hat sie im Handel und Wandel doch bereits Victoria den Rang abgelaufen. Der rührige „Hunderttausend-Klub" hat einzig den Zweck, die Einwohnerzahl bis 1910 auf 100000 zu bringen. Ein eigentümliches Ziel, das aber wahrscheinlich erreicht werden wird. Seiner insularen Lage halber wird Victoria auch niemals die mit allen Vorzügen einer trefflichen kontinentalen Hafenstadt ausgerüstete Schwesterstadt wieder einholen. Nächst Seattle dürfte Vancouver der Land und Meer beherrschende Platz im amerikanischen Nordwesten werden und hätte, wie schon gesagt, bei klügerer Politik selbst den allerersten Platz an sich reißen können. Ob aber das an Hilfsquellen so ungeheuer reiche britische Gebiet dem Einfluß des Hinterlandes von Seattle und Portland jetzt noch je gleichkommen würde, ist um so fraglicher, als die Aufschließung und Bevölkerungszunahme denn doch in weit langsamerem Tempo geschieht.

Vancouvers Handelsstatistik weist wachsende und auch

abſolut ſchon recht beträchtliche Zahlen auf. Holz- und Fiſchereiprodukte nehmen den erſten Rang ein. Mit Alaska, Oſtaſien, Auſtralien und einigen weſtamerikaniſchen Küſtenplätzen beſteht ein bedeutender Austauſch, u. a. befindet ſich eine große Zuckerraffinerie am Platze, die Rohrzucker aus Java und von den Fidji-Inſeln verarbeitet. Kein Zweifel, daß der Panamákanal einſt die Handelsbeziehungen zu Europa beeinfluſſen wird, zumal Holz immer mehr ſich zu gewinnbringender Ladung geſtaltet. Schiffbau- und Werftweſen ſchreiten voran; im prachtvollen Burrard Inlet kann die ganze Flotte Altenglands bequem und ſicher ankern.

Vancouver beſitzt eine für ſolche Mittelſtadt ganz großartige Waſſerleitung, die mittels eines enormen Fels-Tunnelbaues das Waſſer aus dem drei deutſche Meilen entfernten Gebirge bringt, desgleichen eine vorzügliche Abfuhreinrichtung, welche die zuvor desinfizierten Stoffe in die See führt. Ein tiefer Seekanal zur Verbindung von Burrard Inlet mit Engliſh Bai wird geplant. Stattliche Schulen, einige anſehnliche Ladenſtraßen und ganz entzückende Villenteile gibt es. Jene Villen, die Einfachheit und vornehmes Lebensverſtändnis bekunden, wo auch Damen der höheren Stände ſich ungeniert auf ihre Treppenſtufen ſetzen und fröhliche Kinder ſommers barfuß laufen, wo die Nachbarn ſich nicht ängſtlich abgrenzen und es keiner Einfriedigungen bedarf, um die Roheit fern zu halten.

Zahlreich verkehren die elektriſchen Bahnen, die um die Stadt den Urwald genau ſo aufbrechen und dem Menſchenfuß dann der Bewohnung zugänglich machen, wie die Eiſenbahn es auf weitere Strecken tut. Der einzelne Menſch kann dies mittels Axt und Feuer allein gar nicht

fertig bringen. Daher sieht man an vielen Endstrecken der Lokallinien, meilenweit manchmal, eigentlich nichts als Wildnis. Wie kümmerlich nimmt sich dagegen die Verwendung dieses modernen Verkehrsmittels in weit volkreicheren deutschen Städten aus, z. B. in Kiel oder Lübeck. Welche ärmlichen Wasserverkehrseinrichtungen besitzen diese Städte trotz einiger neueren Anläufe noch immer, ja hat selbst Hamburg noch! Gegenüber von Vancouver auf der andern Seite des Burrard Inlet z. B. liegt Nord-Vancouver, wo außer ärmlichen Hütten von Indianern zwischen Farnen, wildem Flox und verkohlten Stümpfen ein paar Häuser an neugebahnten Straßen ein vereinzeltes Dasein führen und im Sommer Familien in Zelten kämpen. Aber in die Verbindung ward unbesorgt 1904 schon eine großartige, mächtige Dampffähre eingestellt, die mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet denen von New York und San Francisco glich, und auf der man behaglich bei jeder Witterung fuhr.

Natürlich die Verhältnisse liegen nicht gleichartig; sie sind auch bei uns in steter Wandlung zum Bessern, und mancherorts hat sich ebenfalls ein gewaltiger Aufschwung gezeigt. Allein das Wesentliche bleibt bestehen: Das Sichschiebenlassen, der geringere Wagemut bei uns und der durch kleinliche Interessenpolitik und kleinliche Vergangenheit stets in engem Bann gehaltene Blick für das künftig Notwendige. Die Stadtväter sind lange nicht immer die Schuldigen, denn sie haben mit der Kleinlichkeit ihrer Auftraggeber, des unwillig Lasten tragenden Publikums und den öffentlichen Sprachrohren, die diesem schmeicheln, zu rechnen. Schattenseiten sind selbstverständlich auch in Vancouver zu bemerken; so brachte u. a. der Anfang des Jahres 1903 schlimme Zeiten, die sich aber wieder aus-

glichen. Das Banditenwesen ist auch noch nicht völlig ausgerottet, zumal manches Alaskagesindel hängen bleibt. Während meiner Anwesenheit geschah eine ganze Reihe von nächtlichen Raubanfällen mit Revolverbedrohung und dem üblichen „hands up" sogar mitten in der Stadt, beim Vancouver-Hotel. Man darf sich indessen daran erinnern, daß eine gern erzählte Anekdote aus derselben Verkehrsgegend noch nicht viele Jahre alt ist. Ein Fremder will eben nach einem Krähennest in einem hohen Baum schießen, da legt ein hinzutretender Indianer die Hand auf seinen Arm und erklärt ernst, das vermeintliche Nest sei sein toter Großvater, der dort nach Stammessitte ein Baumbegräbnis gefunden habe.

In der English Bay besitzt die Stadt einen vorzüglichen Badestrand, vor allem aber in dem die Spitze der Halbinsel ausfüllenden und von der Regierung zur Verfügung gestellten Stanleypark (nach einem Generalgouverneur so benannt), wohl den großartigsten Park, den eine Stadt auf der Erde überhaupt ihr eigen nennen kann. Ich wenigstens kenne keinen schöneren. Es ist ein vollkommen erhaltenes Stück Urwald, das durch viele Kilometer lange, vorzüglich gehaltene, mittels harten Muschelkalks befestigte Fahrwege und durch einige wenige Waldpfade gekreuzt wird. Gleich links und rechts daneben bilden Bäume, gestürzte Stämme, Wurzelwerk und Unterholz bisher niemals durchdrungene Mauern. Moose und Farne wuchern aufs üppigste und in riesenhafter Größe. Eine korallrote Beere leuchtete jetzt auf holunderartigen Büschen. Der Baumwuchs ist ziemlich so gigantisch wie der um Woiwona in Kalifornien. Aber alles erscheint frischer, und Spruce- und Douglastanne gesellen sich zu den Zedern und Riesen mit Zypressenlaub. Die Durch-

schnittshöhe mag etwa 50 bis 55 Meter betragen. An dem Stamm einer noch kräftigen Zeder sah ich in ziemlicher Höhe eine aus ihm herausgewachsene Douglasfichte, ein für sich schon stattliches Baumexemplar. Der unterste Ast dieser kandelaberartigen riesigen Zeder mochte sich 13 Meter über dem Erdboden befinden. Vom Park aus hat man die wundervollsten Durchblicke auf das blaue Meer, Inseln und alpines Gebirge und im zugänglichsten Teil die idealsten Spielplätze, lauschige Teiche mit Wassergeflügel und eine entzückende Blumenpracht, z. B. Hortensien von überwältigender Größe. Auch die Hagebutten, nach verblühter Rosenpracht, gleichen an Umfang kleineren Pflaumen.

Fast jeden Tag habe ich mit immer neuem Entzücken den Stanleypark durchwandert, an dessen Riffen übrigens die „Beaver", ihr Ende fand, das erste Dampfschiff, das je den Weltteil rundete und in den Pacific eindrang, zu einer Zeit, als das Dörfchen St. Francis (San Francisco) noch in tiefster Wildnis lag.

Auch manche Ausflüge in Seitenarme des Burrard Inlet, nach Harrison Hotsprings, nach den Canneries in Steveston an der Fraserмündung, nach Holzmühlen, nach der Stadt Westminster machte ich; jedoch überschreitet es den Raum, wollte ich sie alle schildern. Nur einzelnes kann ich streifen. Innerhalb eines einzigen Jahres (jedes vierte ist das beste) haben die nordamerikanischen und kanadischen Konservenfabriken nur in der Fraserмündung schon 20 Millionen Lachse verarbeitet! Und 5 Millionen wurden dort außerdem gefangen. Da die Nordamerikaner damit begannen, benutzen die Kanadier jetzt auch „Fischfallen"; andererseits führten sie erfolg-

reiche künstliche Brutanstalten ein. Gefangen wird meist der Sockeye, der feinste, prachtvollst gefärbte aller Lachse. Für die Fischereien sind in großer Zahl Japaner tätig, die sehr rührig arbeiten, auch selber ihre Boote bauen. Manche heiraten Indianerweiber. Bei der fabrikmäßigen Verarbeitung werden viele Indianerweiber und Chinesen beschäftigt. Die bessere Arbeit, wie Bedienung der sinnreichen Maschinen bei der Konservenverarbeitung und zur Herstellung von Büchsen (Cans) liegt in den Händen der weißen Arbeiter. Chinesen sollen bekanntlich nicht mehr eingeführt werden. Allein Vancouver hat schon sein Chinesenviertel; man kann John Chinaman nicht mehr entbehren, wenn man ihn auch jetzt 500 Dollars Eingangssteuer zahlen läßt. Neuerdings versucht man Hindus heranzuziehen. Weiße Dienstboten sind kaum aufzutreiben. In vielen Haushaltungen erscheint morgens der Chinese, macht alle Arbeit, das Kochen eingeschlossen, und verschwindet abends wieder. Wenn er zur Fischsaison die Arbeit in den Canneries vorzieht, sitzt die Familie da und kann sehen, wie sie ohne Bedienung allein fertig wird. Schlimm genug geht es in diesem Punkte ja auch schon, dank der Agitation der Sozialdemokratie beschleunigt, in Deutschland zu. Was uns vielleicht noch bevorsteht, sieht man schaudernd in den Vereinigten Staaten, wie ich es im Kapitel San Francisco schilderte, und in Kanada. Dagegen gibt es nur eins: Ablegung von Standesvorurteilen seitens der Frauen und als begehrenswertestes Ziel für deren Durchschnitt nicht akademische Grade, sondern wirtschaftliche Tüchtigkeit. Der Kampf ums Dasein wird von selber dazu führen; je eher aber dies Ziel erkannt und freiwillig verfolgt wird, desto besser für das allgemeine Wohl! Weg mit Fossilem, weg aber

auch mit Utopiſten und Schmeichlern einer eitlen, unproduktiven Frauenbewegung!

Höchſt intereſſant iſt der Beſuch eines Holzſchlägerlagers (Logging Camp), wo die Bäume (Timber) geholt, und einer Fabrik (Lumbermill), wo ſie bearbeitet werden. Starke Haken ergreifen die Rieſenſtämme, ein Paternoſterwerk bringt ſie auf einer ſchiefen Ebene aus dem Waſſer, wo ſie als Flöße (Boom) lagen, an die Fabrik. Gewaltige Eiſenklauen, wie aus der Unterwelt hervortauchend, packen ſie hier und werfen ſie ſpielend auf Schlitten, auf denen ſie an die Sägen heranfahren. Die Sägen ſind millimetergenau eingeſtellt, und binnen wenigen Minuten zerfällt der eben noch ungeheure, knorrige Urwaldgigant in zahlloſe glatte Bohlen und Bretter, Latten, Leiſten oder Schindeln. Verarbeitet werden beſonders die Douglasfichte, rote und gelbe Zedertanne, Kiefer, Ahorn, Birke, Zypreſſe, Eiche und Weißdorn, und zwar mit den modernſten Maſchinen. Die Fabrik der Pacific Coaſt Lumber Company in Vancouver kann z. B. täglich 150000 Fuß ſägen und 300000 Schindeln herſtellen. $^2/_3$ der Produktion gehen nach Oſtaſien, Auſtralien und Südafrika. $^1/_3$ wird im Inland verbraucht. Millionäre aus dem Oſten verfügen über Waldbeſitz, der kleinen Königreichen an Umfang gleichkommt. Der Abfall liefert die Heizung für den ganzen Betrieb, iſt aber ſo reichlich, daß er noch beſonders in großen Öfen verbrannt werden muß, um ihn los zu werden. Nur bearbeitetes Holz hat Exporterlaubnis.

Weſtminſter, „The Royal City“, die frühere Hauptſtadt, eine Stadt von etwa 10000 Einwohnern, liegt zwiſchen Waldbergen auf Terraſſen am prachtvollen Fraſerſtrom, etwa 16 Seemeilen von der Georgiaſtraße.

Eine großartige neue Brücke kreuzt imponierend das breite Gewässer. Auch Westminster ist vom Feuer vor mehreren Jahren vernichtet und gleichfalls mit größter Energie aufgebaut worden. Der Geschäftsteil ist nicht schön, doch die Außenstraßen zeigen wieder reizende Gärten und Villen. Die Lachsindustrie ist höchst bedeutend, kaum minder die Holzindustrie.

* * *

Alljährlich wüten die großen Waldbrände in den Westländern. In diesem Jahre aber gab es, etwa vom August ab, an der ganzen Westküste von Mittel-Kalifornien bis weit hinauf in Britisch-Kolumbien mehr Waldbrände, als seit Menschengedenken. Und nicht nur die Küste mit ihren Inseln, auch das Binnenland auf Hunderte von Meilen einwärts ward in Mitleidenschaft gezogen. Ein Gebiet, wenngleich nicht zusammenhängend, so doch umfangreich wie vielleicht ganz Europa, hat monatelang in einem undurchdringlichen Rauchnebel gelegen, der die Berge gewissermaßen aus der Landschaft fortradierte, in dem die Sonne täglich, wenn sie überhaupt durchdrang, wie eine rote, abgezirkelte Scheibe glühte, und der die Gefährlichkeit der Schiffahrt an den klippenreichen Küsten aufs höchste steigerte.

Erst anhaltende herbstliche Regengüsse konnten diesem Nebel ein Ende bereiten. Die Menschenmacht mußte sich darauf beschränken, in zugänglicheren Gegenden die Holzschlägereien, die Städte, Eisenbahnen und schließlich den Wald selbst vor gänzlicher Vernichtung zu behüten. Und auch dies geschah nur mangelhaft, oft unter größter Lebensgefahr, unter dem kühnsten Heroismus der meist freiwilligen Hilfsmannschaften.

Ich habe das gewaltige, aber betrübende Schauspiel der Brände in den Urwald-Fjorden Britisch-Kolumbiens manche Nacht genossen. Vermag denn niemand dort zu helfen? fragt man immer wieder, obgleich man es längst begriffen hat, daß die paar Menschen gegen Feuer, die einen Quadratmeilen weiten Flammenherd bilden, nicht mehr als ein Kind ausrichten könnten, und daß selbst viele Hände zur Ohnmacht verurteilt wären, weil sie wegen des dichten Busches nicht heran können, geschweige denn genügend Wasser heranzubringen vermöchten. Vom Ziehen trennender Gräben kann ebensowenig die Rede sein. Ja, selbst die Annäherung, wenn sie sonst möglich wäre, würde durch die ungeheure Hitze schon auf weithin verhindert sein.

Ist denn keine Regierung da, die der Entstehung solcher Brände besser vorbeugen kann? wird der Europäer meinen. Freilich, die Vorschriften sind vorhanden. An Warnungen fehlt es nicht. Strenge Strafen sind für Fahrlässigkeiten und Böswilligkeiten in Aussicht gestellt; aber wo bleibt in so enormen und so unzugänglichen, von wenigen Pfaden nur teilweise durchschnittenen Landmassen eine wirkliche Aufsicht?

Die periodische Trockenheit läßt sich durch kein Gesetz bannen, der Blitz läßt sich ebenfalls nicht einfangen. Und die Menschen? Wenn das Land zwischen Berlin und Hamburg mit dichtem Walde bestanden wäre, in welchem ein paar Dutzend Menschen zerstreut hausten, und eine Brandstiftung käme dort vor — wer kennt den Täter, wer ist Zeuge gewesen, wer kann jenen fassen?

Ja, wer kann ihn fassen, zumal wenn man — und das kommt vor — ihn gar nicht ernstlich fassen will.

Die Regierung hat auch ein Interesse an der Urbar-

machung des wilden Landes. Ohne vorhergehendes Niederbrennen vermag der einzelne Ansiedler aber dem Urwalde nicht beizukommen, sogar die Stadtgemeinden finden kein anderes Mittel. Das Niederbrennen an sich läßt sich also nicht verbieten, es soll nur nicht in der trockenen Jahreszeit geschehen. Allein, gerade diese erfüllt den Zweck wieder am sichersten; der Ansiedler ist in ihr am meisten zur Brandlegung geneigt, und die Regierung liebt es wiederum, selbst wenn sie ihn fassen könnte — er wird ja bei Anklagen die Täterschaft leugnen —, das Gesetzesauge zuzudrücken. Das Gleiche geschieht erst recht gegenüber den mächtigen Bahngesellschaften, deren Lokomotiven ebenfalls nicht selten Unheil anrichten. Nun kommen die Bahnarbeiter, die das notwendige Brennen, wohl oft aus Bequemlichkeit, um ein hübsches, wärmendes Feuer zu haben, manchmal aus reinem Vergnügen betreiben. Aber sie sind unentbehrlich und werden selten belästigt werden. Schließlich findet man die sonstigen böswilligen und achtlosen Brandstifter verhältnismäßig recht häufig, unter denen, von den Holzdieben abgesehen, die Kämper die erste Rolle spielen.

Das höchste Entzücken des Kämpers bildet sein Lagerfeuer. So manches am Waldrande entfachte, schlecht oder gar nicht beim Verlassen gelöschte Kämpfeuer hat herrliche Waldstrecken weithin verwüstet. Ganz sicherlich spielt da eine hervorstechende Eigenschaft des ungebildeten Amerikaners, nämlich die absolute Gleichgültigkeit gegen die Interessen seiner Mitmenschen, wesentlich mit. Und gerade der rücksichtslose Kämper ist häufig Vagant, dessen Stätte man nicht kennt, da er sie fortwährend wechselt.

Daß die durch Waldbrände angerichteten jährlichen, besonders auch in diesem Jahre verursachten Schäden sich

allein auf unkultivierten Gebieten auf viele Millionen Dollars belaufen, braucht nach dem Gesagten kaum noch erwähnt zu werden. Aber was bedeutet in diesen Ländern der Holzwert? Löhne, Transport und Bearbeitung erst machen das Holz zu etwas Wertvollem. Selbst das an allen Küstenstrecken in Massen angespülte Holz läßt man verkommen, da der Transport sich nicht lohnen würde.

Wie ich schon an anderen Stellen erwähnte, liegt die häufige Zerstörung der malerischsten Naturbilder von Westamerika und namentlich von Westkanada an dem traurigen Überwiegen der Baumruinen und Baumleichen in der Landschaft. Da diese speziell die Bahnlinien zu begleiten pflegen, so gelangt der flüchtige Reisende oft zu der Meinung, dies sei überall so. Ja, überall in neuen, der Kultur erschlossenen Waldländern wird sich allerdings ein Gleiches zeigen: die Spur des vom Menschen gegen die Natur für die Kultur aber oft mit kulturwidrigen Mitteln geführten Kampfes. Allein, sobald man in die Seitentäler vordringt, findet man noch genug nie entweihte Schönheit; man sieht oder ahnt vielmehr, wie trotz der riesigen Brände noch weit, weit riesenhaftere Wälder eine ungebrochene Souveränität ausüben.

Sicher wird es — von Kalifornien nicht zu reden — schon manche Strecken geben, an denen zu starke Entholzung sich in klimatischen und infolgedessen landwirtschaftlichen Nachteilen äußert. Ist der Humus einmal fort, ist die Formation steil, so bringen alle sonstigen Bedingungen für höchste Fruchtbarkeit den einstmaligen Segen nicht wieder zurück. Gerade an den Westküsten, an denen die ungeheure Feuchtigkeitsmenge aus dem Pacific sich in langen Perioden entladet, während andererseits die gänzliche Zurückhaltung der Feuchtigkeitsmengen

ebenſolche erbarmungsloſe Perioden der Dürre bedingt, wäre es das größte Verbrechen, den wunderbarſten Regulator, den die Natur hier bietet, im Augenblicksnutzen oder aus ſonſtigen verwerflichen Motiven zerſtören zu laſſen.

Aber ich glaube nicht, daß die Gefahr im amerikaniſchen Nordweſten eine ſo unmittelbar bevorſtehende iſt, als welche man ſie oft ſchildert, noch, daß ſie überhaupt mit Notwendigkeit eintreten muß. Wie geſagt, ſind erſtens die Waldbeſtände zu ungeheure, zweitens regeneriert ſich der Wald, ſolange der Humus erhalten bleibt, an vielen Stellen, die ich ſah, viel raſcher, als man es glauben möchte. Binnen einem Jahre hat ſich der Raum zwiſchen den verkohlten oder abgeſtorbenen Stämmen völlig mit dichtem Unterholz bedeckt, Farne und andere Kräuter ſind ſchon faſt undurchdringlich; noch ein paar Jahre weiter, und die dazwiſchen wachſenden Koniferen haben bereits eine Höhe, die ſie bei uns ſchon als ſtattliche Bäume gelten laſſen würde. Vor allem in Weſt-Kanada und Südoſt-Alaska wuchert die Vegetation in einer Üppigkeit, die der Triebkraft im Regengürtel der Tropen wenig nachgibt.

Neuerdings beſchäftigen ſich die Regierungen dazu mehr mit den Beiſpielen europäiſcher Forſtkultur, wobei die deutſchen Muſter ihnen beſonders maßgebend erſcheinen. Nehmen die Aufforſtungsverſuche bisher auch nur einen beſcheidenen Teil der poſitiven Fürſorge ein, ſo iſt doch der Anfang damit mancherorts gemacht, und dieſe Schutzwaffe wird mit der Zeit allgemeinere und ſyſtematiſche Anwendung finden.

Erſtaunt bin ich, wie ich ſchon früher ſchrieb, über die vielen Baumleichen gerade in den unermeßlichen,

schweigenden Koniferen-Urwaldungen Alaskas gewesen. Stellenweise sieht man die weißen Striche, die als traurige Schraffierung in das grüne Wipfelmeer von den toten Bäumen gezeichnet werden, fast ebenso zahlreich wie an der kanadischen Pacificbahn. Woher kommt das? Hier, wo der frevelnde Mensch, der Indianer eingeschlossen, noch keine Verwüstungen anrichten konnte? Der Blitzschlag wird hier wohl gelegentlich zünden, doch die starken Niederschläge würden die große Ausdehnung der Brände verhüten. Das Bild ist auch ein anderes. Es müssen Krankheiten vorkommen, und wenn der Baum seine Kräfte erschöpft hat und abgestorben ist, so kann er trotz der heftigen Stürme nicht fallen, da es in dem Baumgedränge hierfür keinen Raum gibt.

Es würde hier zu weit führen, alle die Distrikte in Kalifornien, Oregon, Washington, Britisch-Kolumbien mit der Insel Vancouver usw. zu erwähnen, die in jenem Sommer schwer durch Waldbrände litten. In Kalifornien, wo es eine ganze Reihe von Flammenherden gab — u. a. verbrannte der Southern Pacific-Bahn ein erheblicher Teil der kostbaren Schneeschutzdachungen in der Sierra Nevada — ward auch die Nachbarschaft San Franciscos in Mitleidenschaft gezogen. Das Mill Valley, die Mount Tamalpaïs-Bahn sowie die Wasserreservoirs und sonstigen Anlagen am Tamalpaïs schwebten in großer Gefahr, die noch abgewendet werden konnte. Besonders aus Kalifornien wird nach föderalem Waldschutz gerufen, da der gouvernementale versage. Es würden nicht genug Waldhüter angestellt, die Forstbeamten trieben nur Nebenbeschäftigungen und seien nicht vorgebildet wie in Deutschland und Frankreich; akademisch gebildete Leute lasse man mit der Schaufel arbeiten und ungebildete Arbeiter mache

man zu verantwortlichen Aufsehern. Man solle Roosevelts Hilfe anrufen, der der ausgezeichnetste Forstmann geworden wäre, wenn er nicht der ausgezeichnetste Präsident geworden sei.

Vom Forst-Departement in Washington ist als erste Maßregel theoretisch die Vernichtung des Unterholzes empfohlen worden. Praktisch hat die Diamond Match Company in Butte die Ausführung dieses Rates begonnen und will die erfreulichsten Resultate damit erzielt haben. Von Portland aus wird das gleiche Mittel empfohlen, doch unter Hinweis, daß gerade seine falsche Anwendung bereits großen Schaden gestiftet habe. Nämlich das eingangs erwähnte, vielfach im trockenen Sommer geübte Abbrennen des Unterholzes sei mit Hauptursache der Waldbrände, dagegen empfehle sich das Abbrennen des grünen Unterholzes im Frühjahr durchaus. Aber wie weit würde man in den ungeheuren Wäldern des Nordens wohl mit dieser Methode kommen?

Für die notwendige Neubegrasung der abgebrannten Strecken spielt das Unterholz speziell in den trockeneren Provinzen eine große Rolle. In den staatlichen Versuchsstationen hat man Experimente mit allen möglichen Grasarten vorgenommen. In der Sierra Nevada und im Kaskaden-Gebirge soll man in Verwendung verschiedener europäischer, australischer und einheimischer Gräser je nach den verschiedenen Lagen die Neubegrasung verbrannter Terrains erreicht haben, und ruft nach Ansiedlern aus dem Mittelwesten, die sich auf diese Weise Weidefarmen begründen sollen.

Bezüglich des vielen unbenutzt verfaulenden Holzes dürfte vielleicht eine Wendung eintreten. In Belling-

ham am Puget Sound ward die erste große Fabrik begründet, die aus dem unbenutzten Holz Holzalkohol und eine ganze Reihe von Nebenprodukten gewinnt. Wenn ich nicht irre, ist es deutsche Erfindung. Damit dürfte sich vielleicht auch den großen Holzmühlen, die ihre Abfälle nicht einmal durch Verbrennen los werden können, eine Nebenindustrie eröffnen.

* * *

Mein neuer Freund, Herr Stolterfoht, übrigens ein naher Verwandter angesehener Lübecker Familien, hatte sich Landbesitz in den Mittelstaaten der Union und in Kalifornien sowie Grundstücke in Vancouver, nebst einigen Inseln an der Küste Britisch-Kolumbiens erworben. Er war zufrieden; obwohl ich glaube, daß er nicht überall Seide gesponnen hat, schien er doch mancherorts den richtigen Haken eingeschlagen zu haben. Was er einmal besaß, verkaufte er in der Regel nicht wieder. Beliebt bei allen, machte er für den deutschen Charakter trefflich Reklame im Westen; das allein ließ ihn schätzenswerter als sein Geld erscheinen, denn die deutschen Landsleute, die dies draußen unter Aufrechterhaltung ihrer Nationalität verstehen, sind keineswegs zu dicht gesät. Namentlich seine großartige mecklenburgische Gemütsruhe kam ihm in Ländern, in denen es das größte Übel ist, den Geduldsfaden reißen zu lassen, herrlich zu statten.

Was sein Inselreich betraf — er hatte die Liebenswürdigkeit, mir und meiner Familie gratis eine Insel zum Bewohnen anzubieten —, so war es Zukunftsmusik, sehr zukünftige Zukunftsmusik! Er war aber musikalisch genug, den Kontrapunkt zu begreifen und sich keine grauen Haare darüber wachsen zu lassen. Nur eins wurmte ihn;

nämlich, daß sich dann und wann jemand auf einer der Inseln ansiedelte, ohne ihn zu fragen, oder daß ohne seine Erlaubnis Holz geschlagen und in Brand gesteckt wurde. Wenn er den betreffenden Jemand aufsuchte, war natürlich niemand im Hause. Aber mein Freund griff auch dann nicht zu Gewaltmaßregeln; er beschränkte sich auf das Anheften freundlicher Warnungen und seiner Adresse. Zu solchem Zwecke nun begleitete ich ihn einmal in sein Inselreich. Wir hatten auch dieses Mal eine Menge gedruckter Zettel mit, und die Aufgabe der „Expedition" bestand darin, diese das Privateigentum anzeigenden Plakate an hervorragend sichtbaren Baumstämmen des Reiches anzuschlagen.

Herrn Stoltersohts beste Inseln liegen im malerischen Howe Sound, der von dem Burrard Inlet nordwärts in das Küstengebirge von der Georgiastraße aus einschneidet, und zu dem die „Löwenköpfe" stolz herabschauen, während im Hintergrunde die Gletscher des gewaltigen Mount Garibaldi ragen. Wir suchten eine weitere Gruppe, nordöstlich von der Malaspinastraße, auf, die ein Agent, der mit einem amtlichen Vermesser wohl unter einer Decke spielte, ihm halb angeschwindelt hatte, während er der Meinung gewesen, eine ganz andere Insel anzukaufen. Nebenbei bemerkt, ist das Vermessenlassen in diesen wilden Gegenden kostspieliger als das Inselkaufen. Vermesser gibt es wenige, wohl aber Tausende von Inseln. Zu diesen gehörten ebenfalls die „Ragged Islands", unser Reiseziel. Malaspina — böser Dorn — und Ragged Islands — rauhe, zerrissene, aber auch lumpige Inseln — ominöse Namen!

Doch in Wirklichkeit ist diese Straße von Malaspina wunderhübsch und die Inseln, obwohl nur „bessere"

Granitklippen, sind wild und malerisch, was der Deutsche „romantisch" zu nennen pflegt. Das einzige Unromantische waren wir selber, nämlich zwei durchaus friedliche alte Herren in Hemdsärmeln, und nicht einmal im Besitze eines Schießgewehres. Dafür handhabten wir die Kamera mit weniger als mehr Glück um so eifriger und erzielten mehrere rätselhafte Ansichten aus dem Inselreich, von unserem Begleiter, dem schwedischen Bärenjäger Erickson, und uns selber. Eine, eine schmeichelhafte Wiedergabe meiner Persönlichkeit mit der Bierflasche zwischen den Beinen, an einer Stelle liegend, an der wir uns Gras hingewünscht hätten, bezeichnete den Gipfelpunkt unserer Freuden und Bestrebungen. Stolterfoht verehrte sie mir nicht ohne Künstlerstolz und ich habe sie mir als gutes Beispiel einer nach jeder Richtung hin verunglückten Amateurphotographie getreulich aufbewahrt.

Um den lokalgeographischen Vorstellungen meiner Leser nachzuhelfen, will ich zunächst einmal schildern, wie wir zu den Ragged Islands gelangten.

An einem wunderschönen Augustmorgen waren wir mit einem altersschwachen kleinen Lokaldampfer von Vancouver abgefahren. Die prachtvolle Gegend war bereits fast spurlos im Rauchnebel der Waldbrände verschwunden. Häufiger Seenebel mischte sich an der Küste mit dem Rauchschleier; ein solches hilfloses Dampfertuten hörte man so andauernd selbst bei uns auf der Unterelbe kaum. Die nähere Umgebung entschleierte sich wohl bei günstiger Windrichtung, allein die Berge blieben hoffnungslos dem Landschaftsbilde fern. Mit Mißtrauen betrachtete ich das wie eine Stromschnelle kabbelnde Wasser an der Felsnase, auf die ich mit der „Victoria"

damals aufgerannt war. Jetzt läutete tröstlich das Nebelglöckchen von drüben.

Unsere Reisegesellschaft erwies sich ganz unterhaltend: Vancouver-Familien, die kämpen wollten, darunter der bisherige Bürgermeister von Vancouver. Die kleineren Küstendampfer taugen, wie gesagt, nicht viel, besonders im Punkte der Seetüchtigkeit hege ich wenig Vertrauen zu ihnen; doch auf den kleinsten selbst sind manche Bequemlichkeiten anzutreffen, die unsere Lokaldampfer nicht besitzen. So gibt es fast immer geschützte obere Sitzräume und einen größeren Speiseraum; dagegen fehlt oft eine offene Restauration.

Unter den Küsten- und Inselorten, die wir anliefen, befanden sich Indianerreservationen, Fischereianlagen, Holzschlägerniederlassungen, Minenorte und solche, in denen zeitweilig Sommergäste wohnten, von denen wir mehrere abholten und mitbrachten, oder ihnen Briefe und Nahrungsmittel zuführten. Einige wohnten in kleinen, nur im Sommer betriebenen Gasthöfen, die meisten als Kämper, deren zigeunerartige Leinwandbuden man überall an den waldigen Buchten sah. Das Lagerleben ist eine wahre Leidenschaft des Nordamerikaners wie des Kanadiers; vermutlich steckt es im Blute von den Vätern her, die als „Settler" in der Wildnis zu diesem Leben unter Gottes freiem Himmel gezwungen waren. Der Angelsachse brachte auch wohl von vornherein eine gewisse Sportfreude dazu mit.

Die deutsche Waldliebe bekundet sich in unserer Musik und Volkspoesie; wir trinken auch gern ein Faß Bier unter Buchenzweigen und spielen nicht ungern einen Skat im Grünen, allein für das Schlafen im Waldesdüster unter Entbehrung aller häuslichen Bequemlichkeiten sind

wir im allgemeinen nicht sehr. Höchstens „kümmert es den wandernden Turner nicht". Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß unsere launischen Witterungstendenzen eine so tiefgehende Waldschwärmerei wenig begünstigen. Indessen, ich möchte doch dem deutschen Volk einige Befreundung mit diesem Sport sehr empfehlen. Für die gesunde Jugend steckt ein unschätzbarer Kern des Wagemuts, der Abhärtung, der Einfachheit und der Liebe zum Heimatsboden und zur Natur darin.

Also, wir sahen die Kämper überall: Männlein, Weiblein, Kinder — alle Stände, alle Altersstufen sind vertreten. Im Leinwandzelt stehen der Herd, die Feldbetten und das notwendigste Gerät. Einige kneipen nur Natur, andere jagen, die meisten fischen. Wer über keine Jacht verfügt, kann doch leicht Herr eines Kanus sein. Sie wohnen dorfartig in buntbewimpelten Buden, die an die Sylter Sandkuhlen erinnern, oder vereinzelt. Manche scheinen noch jenes klassische Trapperblut in sich zu haben, das wegen „Übervölkerung" zum Auswandern drängt, wenn es innerhalb hundert Meilen die zudringliche Anwesenheit eines „Nachbarn" spürt.

Es waren merkwürdige Typen unter den Leuten, die sich an den hölzernen Dampfschiffsbrücken versammelten: Hübsche, junge Mädchen und sonnverbrannte Sportsdamen in Knickerbockers, verschnapste Prospektoren und Minenleute, Kinder in Badehöschen, Gentlemen, die wie Arbeiter aussahen, Indianerfamilien, Chinesenköche usw. Aber alle immer höchst fidel, immer Begrüßungen austauschend und laute, lustige Gespräche mit tausend „fine!" 's und „awfully nice!" 's und abertausend „all right!" 's führend.

Abends sah man die Petroleumlampen blitzen und

die Kämpfeuer lodern und hörte immer noch Lachen und Geſang und Kinderlärm, es waren ja Schulferien, die in Kanada drei Monate und darüber zu dauern ſcheinen. Und was die erwachſenen jungen Leute an „Flirt“ am Kämpfeuer fertig bringen, mag ich gar nicht ausdenken, denn ſonſt werde ich — neidiſch. Man ſtelle ſich eine der berühmten Berliner Anglerkolonien an der Spree vor, aber noch vereinfacht, verhinterwäldlert, mehr in Übereinſtimmung mit einer großen Natur — und man hat eine leidliche Anſchauung, wie es bei Kämpern aus dem Volke in Kanada zugeht.

Hier finden wir auch noch lederſtrumpfähnliche Romantik. Zwar die „Klutſchmänner“ ſind durchaus nicht romantiſch, woran der Alkohol weſentlich mit ſchuld trägt. Die Klutſchmänner ſind aber nicht etwa Männer, ſondern Weiber. Man hat nämlich hier für das Indianerweib den prachtvollen Ausdruck „Kloochman“. Wenn man dieſe dicken, ſchmierigen, verſchwommenen Weſen ſieht, begreift man ſofort, daß kein beſſerer zu erfinden geweſen wäre. Klutſchmänner unterſcheiden ſich in ihrer Grobknöchigkeit nur unweſentlich von ihren bartloſen Männern, weshalb man dieſe auch ebenſogut als „Klutſchweiber“ bezeichnen könnte. Kaum bedarf es der Erwähnung, daß dieſe von dem poetiſchen Hauch des letzten Mohikaners ebenfalls nicht umwittert ſind.

Der gefürchtete Grizzly iſt nicht ſelten. Dazu kommen Kuguare, Jaguare, Luchſe uſw. Schon die Wälder an ſich ſind verkörperte Romantik durch ihre Unermeßlichkeit, ihre Undurchdringlichkeit, ihre felſige Wildnis. Die Farne wuchern bis über Manneshöhe. Die Kämper bleiben daher meiſt an den Säumen; wenn das Kämperkind ſich beim Beerenſuchen verirrt, ſchwebt es in höchſter

Lebensgefahr. Derartige Unfälle kamen auch in diesem Sommer wieder vor.

Das Bedeutendste, was wir sahen, blieben die großen Waldbrände. Tags verhüllte der Rauchnebel alles; nachts sah es aus, als ob ringsum brennende Städte und Wachfeuer lägen. Furchtbar rötete sich der Himmel, und waren wir nahe genug der Küste, konnten wir den Schein der Flammen sich im Wasser spiegeln sehen.

Unser Hauptquartier war die Station Lund. Schon dieser Name deutete auf die schwedische Nationalität ihres Besitzers hin. Hier ist so recht das Land für Skandinavier, namentlich für Nordschweden, die alles wiederfinden, was sie in der heimischen Natur verließen, und dazu noch ein viel günstigeres Klima. Es gibt hier auf dem Kontinent sogar ein skandinavisches Dorf, das praktischen Sozialismus, d. h. Kommunismus treibt; wie man mir sagte, ein völlig verunglücktes Experiment, gleich allen derartigen bisher unternommenen Versuchen.

Das Hotel Malaspina in Lund war recht gut. Ich bezahlte für drei Tage, alle Mahlzeiten eingeschlossen, etwa 20 Mark — für hiesige Verhältnisse nicht viel. Das Haus war voll allerliebster, feiner junger Mädchen, dazu im schon erwähnten Kontrast die rauhen Männer, die aber für sich allein speisten und immer in dem Bargebäude unten an der Landungsbrücke hausten. Sie waren mehr oder weniger Rheumatismuskrüppel, die ihr Leiden besonders durch schlechten, aber vielen Whisky bekämpften, also eine Sorte von „Badegästen" besonderer Art. Übrigens benahmen sie sich harmlos und belästigten die Damen niemals. Eine dichte schöne Zeder dämpfte ihre barbarischen Gesangs- und Ziehharmonika-Freuden etwas. Es war der Mühe wert, abends hinunterzugehen

und in das nur rembrandtisch von einer Petroleumhängelampe erleuchtete niedere Zimmer zu sehen, in dem die verwilderten Kerle, mit dem Hut auf dem Kopfe, die kurze Pfeife im Munde, um einen runden Tisch saßen: doch ohne Getränk, weil dies nur an der Bar verabreicht wird. Mit tiefster Andacht lauschten sie auf den Balladenvortrag eines alten, bärtigen Goldsuchers, der irgend welche Leiden einer „Egyptian mother" mit fürchterlicher und eintöniger Stimme und nachdrücklichen Gesten vortrug. Offenbar bedeutete es eine Kunstleistung ersten Ranges. Ferner traf ich unter dieser Gesellschaft einen Landsmann, der fast sein Deutsch verlernt hatte. Es freute ihn ein wenig, als ich mit ihm plattdeutsch von der alten meerumschlungenen Heimat sprach; wie wir uns aber als Kriegskameraden von Anno 1870, das er als schleswig-holsteinischer Dragoner mitgemacht, entdeckten, schüttelte er mir begeistert die Hand.

Außer dem hölzernen Gasthof gab es noch ein paar Holzhäuser, darunter eine Schule für die Kinder aus den Indianerhütten, die den Rest von Lnud bildeten. Ringsherum, dicht angrenzend, wie immer der Urwald mit seinen verkohlten Stümpfen und Stämmen, Farnen und Brombeerranken an der Randlichtung. Doch führten hier zwei Wege zwischen den prächtig berganſteigenden Spruce- und Douglastannen, der eine zur andern Seite des Inlets. Auf dem zweiten gelangte man zu einem freien Wiesengrund mitten im Walde, auf dem eine unternehmende — Putzmacherin sich angesiedelt hat. Auch in Nord-Vancouver traf ich eine kühne Schneiderin als Pionierin in der Wildnis. Diese Damen machen nun allerdings weder Damenhüte noch Kleidertaillen im Urwald, aber sie haben als gesuchte Persönlichkeiten in der

Stadt Vancouver ganz hübsches Geld verdient, das sie jetzt in landesüblicher Weise anlegen.

Als mein Freund und ich abends durch den bereits dunklen Wald spazierten, überfiel uns ein Trupp kleiner übermütiger Indianerjungen, um uns einen Schreck einzujagen. Scheinbar nahm ich den Kampf ernst und warf ein paar von den Krabautern in den Busch. Als sie sich ihrerseits von ihrem Schreck erholt hatten, riefen sie herausfordernd hinter mir her: „Come on, old man, come on!“

Schon tags war die Beleuchtung höchst eigenartig gewesen. Die Sonnenscheibe leuchtete rotgelb durch die Rauchnebel und warf feurige Reflexe in breiten Rändern oder glitzernden Funken auf das vollkommen dunkelolivgrüne Wasser. Verschiedene Rauchsäulen schienen wie Regentromben vom Himmel zu hängen. Später wurden Sonne und Reflexe karmesinrot. Abends war es klarer. Hinter den schwarzen Tannen stand der rote Himmel, der Fjord davor zeigte violettes Wasser, in dem blaue und violette Streifen miteinander wechselten. Zuweilen bildeten sie auch Windungen, je nachdem die Strömung sie einzeichnete.

Wir saßen bis spät draußen auf den nächtlichen, leise umbrandeten Klippen und rauchten unser Pfeifchen. Um ein nahes Feuer sprangen und sangen Indianerkinder; drüben auf der Insel lohte ein gewaltiger Waldbrand zum stillen Firmament hinauf. Als wir durch das finstere Fels- und Buschlabyrinth mühsam uns nach dem Hotel zurücktasteten, schliefen die Kinder schon, und die gutmütigen Indianerhunde vor den in die Wildnis verstreuten Hütten bellten nicht einmal, wenn wir vorbeistolperten.

Doch nun wieder zurück zu unſerer Inſelfahrt mit Erickſon! Wir machten ſie in einem alten Boot, einer Art von Danaidenfaß, das wir beſtändig ausſchöpfen mußten. Es waren drei größere und einige ganz kleine Inſeln zu beſuchen. Der Tag ging bald zu Ende, als wir unſere letzten Plakate angebracht hatten. Erickſon hatte ſeine roſtige Wincheſterbüchſe mit ſich genommen. Bald nachdem wir Lund verließen, ſahen wir auf einer Klippe einen Gegenſtand, der uns viel zu groß für einen Vogel erſchien, weshalb wir ihn für eine ſonderbar geformte Felszacke hielten. Mit einem Male flog er als ein Adler von ungemeiner Größe auf. Dieſer ſetzte ſich dann wieder, gerade weit genug, daß ich eine Kugel auf ihn abfeuern konnte; leider aber ſchwankte das Boot zu ſehr und der Schuß traf nicht. Den ganzen Tag war ich jetzt lediglich von dem Wunſch beſeelt, einen Adler als Jagdtrophäe mitbringen zu können. Aber keiner ließ uns wieder ſo nahe heran; ein weißköpfiger allein kam noch einmal in Schußnähe, um dann auch rechtzeitig zu fliehen. Hat man hier etwas mehr Zeit übrig, kann man ſicher darauf rechnen, Adler zu erlegen. Meine ganze kanadiſche Jagdbeute beſtand in einem hübſchen Hirſchgeweih, das ich — — Erickſon abkaufte.

Die Inſeln erinnerten lebhaft an die Klippenumgebung Stockholms, alſo wird man ihren landſchaftlichen Reiz nicht bezweifeln. Zwiſchen den Felſen ſenkten ſich Hänge zu klaren Buchten hinunter — ſchöne Kämp- und Badeplätze — das iſt der Hauptton der Zukunftsmuſik! Leider ſind Sandbuchten ſelten, und die bleiben immer das Ideal von Bädern; über Felſen und Steine zu klettern, macht kein Vergnügen. An den Felſen pflegt das Waſſer gleich ſehr tief abzufallen, da heißt es: Vor-

sicht vor Haien. Noch ein anderer unangenehmer Geselle haust an den Unterwassersteilwänden: der Octopus! Bis sechs Fuß lange Arme kann der Polyp haben, und wehe dem, der von einem umklammert wird! Im flachen Wasser ist man sicher. Wir sahen nur an den flutentblößten Granitwänden die blauen Seesterne sitzen, deren kurze Saugarme man schon schwierig entfernen kann. Legt man sie an ganz seichten Stellen auf den Rücken, so kommen gleich die kleinen braunen Laufkrebse von allen Seiten herbei und rupfen dem hilflosen großen Tiere die züngelnden, wie Perlen an der weißen Unterseite sitzenden, fleischigen Sauggefäße von den sich vergeblich krümmenden Armen. Gelingt es dem Seestern, sich wieder auf den Bauch zu wälzen, so rücken die mörderischen Krebse schleunigst aus. Die engen Kanäle waren von gelben Fucusgewächsen bedeckt, die teils bis zu großer Tiefe auf dem Grunde verankert sind, teils frei schwimmen und dann etwa wie Schlangen oder wie große Reitpeitschen aussehen, die von dem luftgefüllten Knopf getragen werden.

Der Baumbestand auf den Inseln ist nicht stark, doch unter den verschiedenen Koniferen befinden sich recht stattliche Exemplare. Auch Laubholz ist vorhanden, darunter der glänzend-groß- und dunkelblätterige Madrone- oder Arbutosbaum, den unsere Wälder nicht kennen. Seine glatte, rötliche Rinde, etwas an einen braunrot getönten Platanenstamm erinnernd, macht sich prächtig über grünem Rasen. Dieser war augenblicklich nicht vorhanden, doch der Herr der Inseln beschrieb mir begeistert sein Reich im Frühlingsschmuck. Dann grünt auch der Moosteppich, viele Blumen blühen und zahlreiche Beerensträucher. Wegen des dichten Unterholzes konnten wir die Inseln fast nirgends durchqueren.

Schon hinan zu klettern war schwierig, ebensosehr über den glatten, gelben Tang, der die unteren Felsen bedeckte, wie oben über das gleicherweise glatte, vergilbte Gras der abschüssigen Hänge.

Zahlreiche Austern- und Muschelschalen fielen uns auf den Felshöhen auf, zu denen die See nicht hinandringen konnte. „Aha," sagt der spekulierende Geologe, „die Zeugen einer submarinen Vergangenheit!" — O nein! Nur einige Reste der Mahlzeiten von schlauen Adlern, Raben usw., welche die Schaltiere, die sie nicht öffnen können, von ansehnlicher Höhe auf die Felsen fallen lassen, worauf die Schale sich öffnet oder zertrümmert wird.

Der Herr der Inseln, obwohl kein Jüngling mehr, war unermüdlich; es bereitete ihm Genugtuung, seine Plakate mit eigener Hand anzuschlagen. Derweilen faulenzte ich, die Füße im kühlen Wasser über Bord baumeln lassend. Später löste ich dafür Erickson, dem die Handgelenke zu schmerzen anfingen, im Rudern ab. Erickson erzählte uns während des Tages allerhand interessante Geschichten, unter anderem, wie er zu seinen tiefen Narben gekommen war, die wir bei ihm am Hals und im Genick sahen. Er hatte mit einem Indianerfreunde einen Bären auf einem Baum gestellt, aber statt ihn tödlich zu treffen, schoß er ihm nur einen seiner großen Vorderzähne aus. Im nächsten Augenblick hatte der durch Zahnschmerz rabiat gewordene Bär ihn mit einem Sprunge unter sich und bearbeitete ihn durch rücksichtslose Verwendung der gefunden Zähne und Klauen. Schon gab Erickson sich verloren, als der beherzte Indianer hinzusprang und den wütenden Petz mit dem Speer durchbohrte.

Wir begegneten auch einem einsamen Indianer in seinem Kanu, einem „guten Menschen", wie Erickson sagte. Wir kauften Fische von ihm und photographierten ihn.

Das waren die Haupttheldentaten unserer Inselfahrt, die uns dennoch höchlich befriedigte. Daß die sämtlichen Felsen des Herrn der Inseln goldhaltig sind, steht außer Frage. Alle Berge enthalten hier Gold. Leider muß man, um es zu bekommen, mehr hinzutun, als herausgeholt wird.

Immerhin wäre der Fund einer reicheren Ader nicht ausgeschlossen. Wir fanden sie dieses Mal zwar nicht, was uns aber nicht hinderte, abends unsere Fische mit bestem Appetit zu verspeisen und ein fröhliches Wiedersehen in der ehrwürdigen Stadt Lübeck auf das Programm des nächsten Jahres zu setzen. Dies hat sich zu meiner Freude später verwirklicht.

* * *

Wirklich ungern trennte ich mich von der Stadt Vancouver und meinem lieben Gefährten Stolterfoht und fuhr — dieses Mal günstiger — mit der „Prinzeß Victoria" nach Victoria, um den Konsul Löwenberg noch einmal zu besuchen. Bei der Abfahrt von Vancouver fehlte mein Gepäck, das die junge Dame einer Transfer Company zur Besorgung übernommen hatte. Aber junge Damen sind nicht überall zuverlässig. Das Telephon versagte desgleichen. Im Schweiße meines Angesichts — es war furchtbare Mittagsglut — rannte ich, buchstäblich zu verstehen — in das Stadtzentrum, zum Hause der Kompagnie. Kein Mensch da, allein glücklicherweise stand alles offen, die schweigenden Gepäckräume einge-

ſchloſſen. Dort ſchauten meine Koffer mich friedlich harmlos an. Schnell entſchloſſen ſchleifte ich einen nach dem anderen auf die Straße. Eine günſtige Fügung verhinderte das Auftauchen eines Poliziſten, der die Sache falſch verſtanden haben würde. Ein Arbeiter kam daher. „Würden Sie meine Sachen fortſchaffen wollen?“ „No Sir.“ Und kühl ſchritt er weiter. Der Himmel ſchickte einen zweiten Workman, der ſagte: „Yes Sir.“ Sprach's, nahm meine Koffer und transportierte ſie an die Ecke der Hauptſtraße. Da kam ein Junge mit einem leeren Gemüſe-Einſpänner. Wir hielten ihn an. Der Junge fand ſich bereit, die Sachen für einen beſcheidenen Preis zum Schiffe zu fahren. Der hilfreiche Mann packte die Koffer auf den Wagen, und ich wollte ihm in meiner Herzensfreude ſeinen Dienſt gut bezahlen. „No thank Sir!“ erwiderte der Gentleman, griff grüßend an den Hut und ging ſeiner Wege. Ich ſprang auf den Gemüſewagen, und im ſcharfen Trabe erreichten wir in letzter Minute das Schiff.

In Victoria fand ich dieſes Mal Gelegenheit, den durch Natur und Kunſt ſehr ſtarken britiſchen Kriegshafen Esquimalt, der die anſchließende Bucht einnimmt, oberflächlich zu betrachten. Esquimalt, wo viele See-Offiziere wohnen oder bisher wohnten, hat wunderhübſche Spielplätze, auf denen unter anderen Ballſpielen das in Kanada beſonders beliebte Lacroſſe gepflegt wird. Ein kleineres Dock iſt auch dort. — Nach dem Norden der Inſel, der noch ziemlich undurchforſcht iſt und eine Fülle von Wild und wilden Tieren in ſeinen Wäldern beherbergt — der Wapiti-Hirſch (Elch) kommt nur hier vor —, ging gerade eine Vermeſſungsexpedition ab. Auch die ſehr gerühmten näheren landſchaftlichen Reize

an der Bahn nach den großartigen Kohlenminen von Nanaimo konnte ich nicht mehr in Augenschein nehmen, da der nächste Kosmos-Dampfer, mit dem ich die lange Reise längs der pazifischen Küste anzutreten gedachte, bereits Anfang September Seattle verlassen sollte. Ich hätte sonst etwa einen Monat länger warten müssen. Verbindungen — so mit der Pacific Mail — sind genügend vorhanden, allein die Kosmos-Linie hatte mir (ebenso wie die Hamburg-Amerika-Linie) generös Gastfreundschaft gewährt.

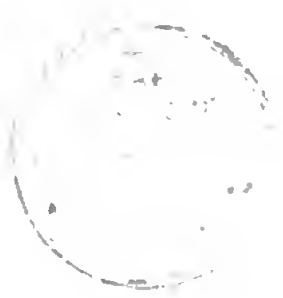
Mit Konsul Löwenberg besuchte ich in Victoria den deutschen Pastor Heinicke, der auch als Lehrer der kleinen deutschen Gemeinde wirkt. Ich fand ein kinderreiches, gastliches, echt deutsches Pfarrhaus. Der Union-Klub, in dem ich in Victoria verkehrte, besaß ganz großartige Jagdtrophäen, darunter ein Bärenfell ca. 3 Meter lang und 2 Meter breit. — Das Lokal der imperialistischen Flottenliga sah, bildlich ausgedrückt, etwas verstaubt aus. Die Liga hatte vorgeschlagen, der britische Union Jack solle täglich in allen Schulen geheißt und begrüßt werden. Dagegen wendete sich der Vancouver „The Daily Ledger", meinte aber, eine „Naval-Reserve" als Anfang größerer Dinge (einer eigenen kanadischen Flotte) werde nötig werden. Alle Kanadier seien sich bewußt, daß sie „of the blood" wären und die „old flagg" liebten.

Bei der Abfahrt nach Seattle hatte man das nordamerikanische Zoll- und Einwanderungsamt in Victoria zu passieren. Abermals wurde ich genau verhört und mußte zum zweitenmal in diesem Sommer, da ich ja die Staaten kurz verlassen hatte, und obwohl ich dort gar nicht länger zu verweilen gedachte, mein Eintrittsgeld von

zwei Dollars entrichten. Nicht einmal eine Quittung gab es dieſes Mal. — Neuerdings iſt die Eintrittsgebühr in die Union noch weſentlich erhöht worden. Über die kanadiſche und mexikaniſche Grenze wünſcht Rooſevelt überhaupt keine Einwanderung, dagegen wohl über Galveſton, um, wie er in einer Botſchaft an den Kongreß ſagte, den Südſtaaten, die ſich im Gegenſatz zu dem Nordoſten nach Arbeitskräften und zwar weißer Leute ſehnen, zu Hilfe zu kommen.

Albert Cañon im kanadiſchen Felſengebirge.

Digitized by Google



Am Puget Sound und zurück nach San Francisco.

Das Puget Sound-Gebiet. — Lage von Seattle. — Erste Begrüßung der „Hathor". — Unterstützung der Japaner. — Liebenswürdigkeit der nordamerikanischen Agenten. — Eindrücke in Seattle. — Orientierungsfahrten mit der Elektrischen. — Die Parks. — Kämper. — Unsicherheit. — Banken. — Noch kein Berufskonsulat. — Ausflüge. — Der Kriegshafen Bremerton. — Eine Fahrt nach Bellingham. — Summarische Bordbehandlung. — Alki Point. — An Bord der „Hathor". — Die Werft von Moran Brothers. — Die Kommunalverwaltung und das Schlachtschiff „Nebraska". — Ein tüchtiger Bruder. — Labourday der Unions. — Sozialdemokratie und Unions. — Die Industrieausstellung und die Freunde aus dem Dominion. — Queen Anne. — Holznehmen in Port Blakely. — Meine Kabine verbarrikadiert. — Ein Japanerdorf. — Durchgänger. — Reise nach San Francisco. — Ein Riesenboom. — Beim Feuerschiff vor Golden Gate. — Wieder in Frisco. — Frisco bei Nacht. — Ansicht des Mayors von Milwaukee. — Französische Segelschiffspolitik. — Unerwarteter Besuch des russischen Kreuzers „Lena". — Unrechtmäßige Verhaftung an Bord. — Apfelsinen und Freiheit. — Volle Ladung. — Abschied vom nimmersatten Uncle Sam.

Unter Puget Sound versteht man die inselreiche, fjordartige, in Hunderte Seemeilen langen Armen viel-

verzweigte Meereseinbuchtung im Nordwesten des Staates Washington. Mit den Gewässern Britisch Kolumbiens und Südost-Alaskas hängt der Sund, gegen den Pacific geschützt, durch die Georgia-Straße zusammen; sein Zu- und Ausgang für den Pacificverkehr bildet, wie schon früher erwähnt, die San Juan de Fuca-Straße. Rings von bewaldeten Bergen umschlossen, bildet er fast ein einziges Hafengebiet, das zwar durch die Dünung und Brandung vor seinen Zugängen sowie der starken Strömungen und zeitweiligen dichten Nebel halber nicht immer ohne Gefahren anzusteuern ist. Dazu kommt, daß die an steilen Felsen gleich abschießende große Tiefe nicht häufig Ankerplätze bietet. Nichtsdestoweniger gibt es eine ganze Reihe in jeder Beziehung ausgezeichneter Häfen. Für die erforschenden englischen Seeoffiziere in den achtziger und neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts haben sich aber wohl manche Schwierigkeiten ergeben, die, wie es noch heute namentlich für Segelschiffe gilt, erfahrene Seeleute erforderten.

Dieser prachtvolle Wasserkomplex nun besitzt ein Grenzland, reich an Fruchtbarkeit und an allerlei Industrien bedingenden Produkten, das dem riesigen einheitlichen Zollgebiet der Vereinigten Staaten angehört und gleichzeitig das Endgebiet der süd-nördlichen (so der Great Northern) sowie von ost-westlichen bedeutenden Kontinental-Eisenbahnlinien ist. Somit stellt es einen der bedeutsamsten Brennpunkte sowohl des Küstenverkehrs, wie des Verkehrs nach Asien-Australien und wachsend nach dem Norden und Süden des Pacific dar. Es verspricht, eines der allerwichtigsten Wirtschaftsgebiete des ganzen Erdballs zu werden.

Ich erwähnte schon, daß Seattle, das 1880 noch keine

4000 Einwohner zählte und heute gegen 200000 besitzt, sich zur Königin dieses Gebietes aufgeschwungen hat, dem sich Tacoma, Port Everett, Bellingham und andere Städte anschließen.

Merkwürdig, wie wenig man im deutschen Publikum von Seattle weiß, dieser Nebenbuhlerin San Franciscos, diesem, einstweilen freilich ziemlich übertrieben sogenannten New York des Stillen Ozeans. Kürzlich sollte ein deutscher Anarchist von dort herübergekommen sein, das war eine der seltenen Gelegenheiten, daß man den Namen Seattle in unseren Zeitungen las. Es läßt sich zwar nicht gut mit deutschen Städten vergleichen, aber wenn man nichts von Seattle weiß, ist es ungefähr so, als ob einem in Deutschland Städte wie Stettin, Lübeck oder gar Bremen völlig unbekannt wären.

Seattle, an der Elliot- oder Dwamish-Bucht, hat dazu eine Lage, deren Schönheit nur von wenigen großen Städten der Erde übertroffen werden dürfte. Man stelle sich das Golden Gate bei San Francisco geschlossen vor und so die dort von Halbinsel zu Halbinsel reichende Bai zum Binnengewässer abgedämmt, beim Cliffhouse aber südlich eine Bucht als geräumigen, geschützten Hafen ins Land eingeschnitten, — dann hat man eine ungefähre Vorstellung von dem zwischen jener Ausbuchtung des Admirality Inlets (Arm des Puget Sounds) und dem mächtigen Lake Washington sich hinziehenden, also vom Salzwasser zum Süßwasser reichenden Seattle. Beide aber sind durch einen quer die Stadt durchschneidenden, teils seeartig erweiterten, teils zum Kanal verengten Wasserarm miteinander verbunden. Nördlich und südlich kann die Stadt sich unbegrenzt ausdehnen. Über die Elliot-Bai hinüber entwickelt sich dazu kräftig West-Seattle, während

auf einer Insel im Washington-See Ost-Seattle im Entstehen begriffen ist.

Der Felsrücken, über dessen Schwellungen sich die Stadt schon heute in ganz gewaltiger Ausdehnung vom Salz- zum Süßwasser sattelt, fällt beiderseits mehr oder weniger zu den Ufern steil ab und gibt so reiche Gelegenheit zu prachtvollen Stadt-, Park- und Waldbildern. Flach ist nur die innere, vielfach überbrückte und zu Hafenzwecken benutzte Südost-Ecke der Bucht, wo der Duwamish River mündet. Während seewärts der Blick über bewaldete Inseln bis zu der meist im Schnee glitzernden Olympischen Kette streift, darf er östlich über den vom Nadelholz umkränzten Washington-See die nähere und daher noch großartigere Schönheit des Kaskaden-Gebirges und im Süden des vom ewigen Schnee ummantelten Kegels des Mount Rainier genießen. Im Norden wird Mount Baker vermutlich auch sichtbar sein.

Je mehr ich von der Stadt sah, die mir anfangs, da ich noch San Francisco im treuen Gedächtnis hatte, keinen so starken Eindruck machte, desto mehr imponierte sie mir, trotz allen ihr noch anhaftenden Unvollkommenheiten.

Da der Kosmosdampfer „Hathor" in Tacoma lag, fuhr ich zunächst dorthin, um mir einen Platz zu sichern. Unbekümmert saust die elektrische Bahn nach Tacoma über die knappen Kurven der endlosen, leichtsinnigen Holzviadukte. Die „Hathor", eins der älteren und kleineren Schiffe der Kosmos-Linie, befand sich gerade sehr im Arbeitsgewande; die Aussicht, sie auf langer Reise bewohnen zu sollen, lockte zunächst wenig. Dazu kam eine z. T. wohl aus Schwierigkeiten herrührende, ziemlich kühle Begrüßung durch den Kapitän. Dessen Wiege hatte

fern der Wasserkante in der Schweiz gestanden. Im übrigen war er jedenfalls ein braver Mann und ein erfahrener, vorsichtiger Seefahrer. Die mir angewiesene Kammer, nahe dem Maschinenraum, ließ mich auch nicht viel Erfreuliches von der tropischen Zukunft erwarten. Die „Hathor" nahm in Tacoma Holz und Mehl an Bord. Die großartigen Mehlspeicher in Tacoma setzten mich in Erstaunen. Unter anderen Schiffen ward ein riesenhafter Dampfer mit Mehl beladen. Er führte die englische Flagge; Abzeichen am Buge wiesen aber auf Japan als seine Heimat hin. Er hatte also den Zweck, die fechtenden Truppen unter neutraler Flagge zu verproviantieren. Japan ist von Westamerika aus überhaupt reichlich unterstützt worden.

Trotz Liebenswürdigkeit des Seattle-Agenten, der, wie alle nordamerikanischen Agenten der Kosmos-Linie, mir sein Bureau als „headquarter" anbot, zog ich es vor, statt auf der „Hathor" im Washington-Hotel in Seattle zu wohnen, bis das Schiff den Puget Sound definitiv verlassen würde. Es kam nämlich nach Seattle zurück, um an einer Lumbermill seine Ladung zu vervollständigen. Die interessanten Tage, in denen ich die weite Stadt nach allen Richtungen durchstreifte, vergingen rasch. Zunächst machte ich die übliche Besichtigungsfahrt mit der elektrischen Straßenbahn. Diese nordamerikanische Einrichtung, die für Fremde so angenehm ist, fehlt leider unseren großen Städten völlig, denn die Rundfahrten, wie sie in Hamburg oder Berlin gemacht werden, entsprechen diesem Modus nicht. In Seattle und anderen Städten laufen z. B. solche Orientierungswagen täglich zu bestimmter Stunde und von einem bestimmten Platze aus über alle Linien (einerlei

ob verschiedener Gesellschaften), so daß der Fremde sich nicht erst lange die passenden Strecken mühsam auszusuchen und jede Einzelfahrt zu bezahlen braucht, sondern ein billiges Roundticket nimmt und aufs einfachste orientiert wird. Bei uns sieht man auch zu wenig die drüben allgemein eingeführten „Transfers", die Billetts, die man (in der Regel ohne Nachzahlung) für Übergangsstrecken erhält. Die teilweise wie in San Francisco ansteigenden und auf übereinander gesattelten Terrassen sich erstreckenden Straßen sind durch ein schon sehr beträchtliches Bahnnetz verbunden. Den Schaffnern, die zum Teil sowohl die Bremsen zu bedienen, als auch die Billettverteilung auszuüben haben, wird zuweilen, da sich so viele Menschen auf die Quersitze und dazwischen stopfen können, als es ihnen irgend beliebt, eine fast unmögliche Aufgabe zugemutet.

Jetzt erst entdeckte ich die famosen Villenstraßen, die interessanten Teile, die mitten in der Stadt um den Lake Union (einer der Verbindungsteile zwischen Puget Sound und Lake Washington, etwa der Außenalster vergleichbar) und dem für sich abgeschlossenen Green Lake liegen; ferner die hübschen Quartiere bei der Washington-Universität und die verschiedenen, großartigen Parks, die scheinbar so raumverschwenderisch und doch so weise von diesen westlichen Städten im Weichbilde belassen werden. Es waren bis jetzt 14 Parks von 2—16 Hektar Flächenraum. Grund und Boden sind auch hier schon enorm im Werte gestiegen, aber für Schulen und öffentliche Erholungsstätten halten die Gemeinden immer den Geldbeutel weit offen. Nicht die größte, doch eine der reizendsten Anlagen ist der Kinnear Park, von dessen Höhe man über die schiffsbelebte Elliot-Bai schaut. Hier

unten sah ich ein paar Tage darauf die „Hathor" an ihrer Lumbermill liegen. Hübsche Parks steigen auch zum Lake Washington hinunter, wie z. B. Madison-, Madrona- und Leshi-Park. Dazwischen umziehen den See geschlossene Stadtteile, dann wieder verstreute, die etwa wie Blankenese an der Elbe wirken, dann oft waldige, noch unbebaute Höhen. Unter den Uferbüschen und Bäumen bemerkt man sowohl zahlreiche Kämp-Dörfer — Hütten und Zelte — als auch Einzelkämps. In unmittelbaren Anschluß an die Großstadt berührt dieser Anblick um so seltsamer, als die Leute hier, in einer notorisch erheblich unsicheren Stadt, jede Sicherheitsmaßregel zu verschmähen und wirklich unbehelligt zu bleiben scheinen. Hold up's, Einbrüche, Überfälle von Wagen der Straßenbahn bilden sonst eine stehende Rubrik in den großen Zeitungen. Eine völlig unzureichende Zahl von Polizisten war angestellt, und gerade während meiner Anwesenheit tobte ein heftiger Meinungskampf wegen Änderung dieser Zustände, in dem, genau wie oft bei uns, der heimliche Interessent sich mit Brustton als Volkstribun aufspielte.

Jetzt schon hatte Seattle 117 Banken oder Bankvertretungen, darunter einige sehr beträchtliche Institute. Daß das Deutsche Reich hier noch keinen Berufskonsul hatte — nur in Tacoma befand sich ein Vize-Konsul — erschien ganz unbegreiflich. Inzwischen wird wohl ein Berufskonsulat geschaffen worden sein. Die Ladenstraßen erschienen noch nicht so glanzvoll wie die von San Francisco, allein stattliche Steinhäuser, ein paar Wolkenkratzer dazwischen, bildeten schon viele „Blocks". Auf einem Hauptplatze erhebt sich ein gewaltiger Totempole, der kurzerhand von seinem Standorte hierher verpflanzt

worden war, doch nachträglich von der Stadt bezahlt werden mußte.

Mit den zahlreichen Dampfschiffen und Motorbooten kann man reizende Ausflüge über den Washington-See machen. Außer diesen genoß ich auch die auf der Salzwasserseite. Hier bot sich von dem hohen neuentstandenen West-Seattle aus ein herrlicher Blick auf die gegenüberliegende Stadt. Gern würde ich mir einen der feilstehenden Bauplätze gekauft haben, ein fesselnderes Panorama konnte man sich bei städtischem Wohnsitz kaum wünschen. — Einen weiteren Ausflug machte ich nach dem schwer zugänglichen Kriegshafen Bremerton, der auf der Kitsap-Halbinsel, 15—16 Seemeilen gegenüber von Seattle, im Sinclair-Inlet liegt. Es besteht die Absicht, ihn zu einem der stärksten maritimen Stützpunkte der Vereinigten Staaten zu machen, während, wie gesagt, gleichzeitig das nahe britische Esquimalt einer rückläufigen Bewegung unterworfen ward. Seattle ist übrigens auch durch Forts geschützt, so daß hier im Verein mit den Befestigungen am Eingang von der San Juan de Fuca-Straße zum Puget Sound tatsächlich eine strategische Basis ersten Ranges geschaffen werden dürfte. Trotz schwierigen Zuganges ist das Hafenbecken bei Bremerton prachtvoll, tief, geräumig, auch landschaftlich schön. Es gibt hier ein nahezu 200 Meter langes Trockendock, nur aus Holz gebaut; jedoch scheint es sich nicht bewährt zu haben, weshalb man ein noch größeres aus Stein erbauen will. Verschiedene Kriegsschiffe, ganz und halb fertige, lagen an den Kais. Man darf die zwar von Posten bewachte Werft ohne weiteres betreten. Nach Anfrage bei irgend einem Unterbeamten photographierte ich keck darauf los, in dem Bewußtsein, lediglich Bilder d. h. Szenerien und

keine technischen Dinge meiner Sammlung einverleiben zu wollen. Später wird man hier wohl genau so mißtrauisch werden, wie dies in San Francisco der Fall ist. Mit anderem Publikum besichtigte ich auch eine Kasernenhulk, an deren Ordnung nichts auszusetzen war. Für die Offiziersfamilien sind wieder recht hübsche Villen gebaut. Die kleine Stadt außerhalb des Naval-Yards ist noch unbedeutend.

Noch weiter nordwärts von Seattle, fast wieder bis zur britisch-kolumbischen Grenze, fuhr ich mit der Bahn nach dem aufstrebenden Bellingham. Man dampft längs der Küste durch das blühende Gelände um Seattle, das ebenso reich an Wiesen, Getreide und Vieh ist, wie die Bergstrecke an Kohle. Überall Ansiedlungen und häufige von Schleppern und Flößen belebte Flußläufe. Charakteristisch sind wieder die langen Holzbrücken dieser Orte. Recht entwickelt zeigt sich die Hafenstadt Everett an der Mündung des breiten Skykomisk-Flusses. Namentlich Sägewerke und Holzschiffe fallen auf. Auch diese doch nur relativ kleine Stadt verfügt bei großer Ausdehnung schon über ein weites Netz elektrischer Bahnen. Da die Küste hier von der Marsch zum Bergland übergeht, fährt man unter der Stadt durch einen langen Tunnel hindurch. Als zum Teil neu gerodeter Ort wird Mount Vermont passiert; hinter dem Gebirge eilt der Zug dann wieder der See zu. Wir erreichen Fairhaven, einen Vorort von Whatcoma, jetzt als Bellingham eine schon bedeutende Stadt von etwa 30 000 Einwohnern. Anfangs gefiel sie mir nicht recht; die langen Straßen sahen ziemlich uninteressant aus. Allmählich aber entdeckte ich ihre gewaltige Ausdehnung, hübsche Villenteile und wie prachtvoll sie sich um die runde Bucht und über die Höhen,

beſonders nach Süden zu zieht. Dahinter erſtrecken ſich die weiten Wälder. Natürlich entſpricht der elektriſche Betrieb wieder den Entfernungen. Nachts fuhr ich mit einem Küſtendampfer die faſt 100 Seemeilen lange Strecke nach Seattle zurück. Mit fünf wildfremden jungen Leuten hatte ich mein Schlafgemach, eine enge Kabine, zu teilen! Beim Billettkontrollieren wurde man brevi manu in der Schiffshälfte, in der man ſich gerade befand, eingeſperrt und mußte erbarmungslos dort verharren, bis alles erledigt war. Eine ſolche ſummariſche Behandlung an Bord war mir bisher noch nirgend vorgekommen. Prachtvoll, gleich Hochöfen, loderten vielfach am Ufer die Flammen der Verbrennungsöfen bei den Holzſchneidewerken.

Eine andere Nacht brachte ich bei Alki Point am Ausgang der Elliot-Bai zu. Sie blieb mir beſonders im Gedächtnis, weil dort Schüler und Schülerinnen einer Hochſchule aus Seattle, nette junge Leute, einen Ball abhielten. Zweimal erloſch die Gasbeleuchtung, was die fröhliche Geſellſchaft nicht abhielt, im Dunkel ruhig weiter zu walzen.

Endlich beſtieg ich bei der Lumbermill doch meine „Hathor". Das Schiff war geſäubert, der Kapitän zugänglicher, die Hamburger Koſt mundete auch wieder. Der Obermaſchiniſt zeigte ſich als eifriger Photograph; der junge, wie ein rieſiger, dünner Baum aufgeſchoſſene Arzt, ein Ungar und ehemaliger Militärarzt in Novibazar, gefiel mir zunächſt recht gut. Kurz, ich fühlte mich zufrieden, aus der Fremde heraus an Bord zu ſein. — Abends waren ein paar Leute, Einheimiſche und Württemberger, an Bord. Es gibt wohl an fünf- bis zehntauſend Deutſche in Seattle. — Wie ſich zeigte,

war die eine Seattlerin schwer betrunken, und sie die schmale, so gut wie geländerlose und sich durchbiegende Planke, die überaus steil über das dunkle Wasser zum Kai führte, hinunter zu schaffen, war tatsächlich mit Lebensgefahr verbunden.

Unser norwegischer Lotse, ein umgänglicher, deutschsprechender Mann, besuchte mit mir die Werft von Moran Brothers & Co. Unterwegs bemerkte ich, daß eine Hafenstraße, in der ein Brand gewütet, sich noch in halbverkohltem Zustande befand. Das den Felsen vorliegende Hafengebiet ist viel zu eng geworden; infolgedessen hatte man sich entschlossen, das größte Hindernis, die Bahnhöfe, von hier zu verlegen, zu welchem Zwecke gerade ein großer Felstunnel, der unter dem Washington-Hotel durchführt, nach einem zur Bahnhofaufnahme geeigneten Stadtteil gebrochen wurde. Ein enormes Werk, an dem die Stadt tatkräftig beteiligt ist. Die Weitsichtigkeit der Kommunalverwaltung mag auch daraus hervorgehen, daß sie der Firma Moran Brothers, die bis dahin ein größeres Schiff überhaupt noch nicht gebaut hatte, eine Million Dollars bewilligte, damit diese einen großen Kriegsschiffbau übertragen erhielte und somit Seattle auch zu einem bedeutenden Platze der Schiffbau-Industrie erwachsen könne. Dieses Fahrzeug, das 15000 t große Schlachtschiff „Nebraska" befand sich bereits nahe vor dem Stapellauf. Der Konstrukteur, ein für höchst intelligent geltender, bisheriger Ingenieur der Unionsmarine, führte uns bereitwillig selbst umher, allerdings nicht ins Innere des Fahrzeuges. Am Rumpfe waren die vielen kurzen Ansätze, zum Stützen im Trockendock oder als Schlingerkiele berechnet, auffällig. Vier mächtige, elektrisch betriebene Kräne

sind nur für dies eine Schiff aufgestellt worden. Der Chef der Firma und Familie Moran ist der älteste von sieben aus einfachen Verhältnissen hervorgegangenen Brüdern; aus allen diesen hat er etwas gemacht.

Wir hatten inzwischen wieder an die Stadt verholt, um noch Mehl und Sarsaparilla überzunehmen. Das mußten unsere Leute schaffen, denn die Unions feierten gerade ihren „Labourday". Den großen und ohne Lärmen vorüberziehenden Festzug der Unions sah ich mir an. Ich empfing nicht den Eindruck, als ob diese — ein paar Tausend waren es wohl — von Arbeit und vom Leben zum Teil recht mitgenommenen Männer irgendwelche auffällige Überlegenheit gegen eine Versammlung deutscher Arbeiter zeigten. Am forschesten gebärdeten sich die Plumber (Bleiarbeiter). Zimmerleute und Schiffsbauer machten durch ihre Zahl Eindruck. Neger erschienen nur unter den Bauarbeitern. Die Näherinnen — keine Schönheiten — zogen mit Sonnenschirmen bewaffnet daher. Spuren des Alkohols bemerkte ich lediglich an einem harmlos und wirklich amüsant vergnügten Zuschauer. — Bekanntlich unterscheiden sich die Unions von den Sozialdemokraten, die bisher in den Staaten nicht recht aufkommen, dadurch, daß sie wohl die eiserne Herrschaft durch die Führer der Arbeitnehmer anstreben, aber die Notwendigkeit des Kapitalisten nicht leugnen und nicht eine unmögliche Gleichmacherei als das erlösende Ziel hinstellen. Bei der landesüblichen Rücksichtslosigkeit ist zwar die Rückwirkung der mehr wirtschaftlichen als rein politischen Agitation auf alle bürgerlichen Verhältnisse womöglich noch brutaler. Beim Kapitel San Francisco deutete ich dies ja schon an.

Unter den Festwagen der Unions befand sich auch der von „Queen Anne". Zurzeit erfreute sich Seattle nämlich einer mit strahlender Beleuchtung und vielem Klimbim verherrlichten Industrieausstellung, verbunden mit einem „Karneval". Aus den schönsten Mädchen der Städte Vancouver und Seattle (man beachte diese politisch nicht uninteressante Freundnachbarlichkeit) war die Schönste zur „Königin Anna" erkoren worden. Der Name hat wohl seine Beziehungen, da es auch einen Stadtteil Queen Anne in Seattle gibt. Die Wahl war selbstlos auf eine junge Dame aus Vancouver gefallen. Ich besah auch ihre „Reception rooms" in einem improvisierten Palaste auf dem Ausstellungsgrunde, wo sie Cercle wie eine Fürstin abgehalten hatte. Wahrscheinlich bestand für sie ein populärer Erfolg darin, mit im Zuge zu erscheinen; sie sah auch recht niedlich aus. Der Bürgermeister und Ratsmänner von Vancouver waren zum Ausstellungsfeste hinübergekommen und hatten in ihren Reden die politische Freundschaft warm gefeiert.

Schließlich dampften wir noch nach dem am Sunde gegenüberliegenden Holzhafen Port Blakely auf Bainbridge Island. Hauptsächlich handelte es sich darum, Balken, die für den Hafenbau in Salina Cruz bestimmt waren, überzunehmen. O weh, es gab schwere Deckladung, die über das Oberlicht meiner Kammer wegreichte, so daß mir Licht und Gemütlichkeit, vor allem aber wegen Entfernung des Deckventilators die Luft sehr beschränkt ward. Die Tropennaussichten wurden immer angenehmer. Auf Rat des zuvorkommenden Oberstewards hatte ich meine Sachen in eine der leeren luftigen Kammern neben dem Salon schaffen lassen, der Kapitän ließ sie aber wieder herausbringen, weil die

Kammern von San Francisco ab vergeben seien. Er hatte vielleicht recht. Nur war ich bisher (was auch in Zukunft stets geschah) von den Kapitänen immer als Ehrengast behandelt worden, während ich jetzt mehr meine Eigenschaft als „nicht zahlendes Mitglied" empfand. Längere Zeit erhielt ich auch keinen der „Windsäuger", die durch das Bullsey Luft in die Kammer führen. Ich fühlte mich lebhaft an Chamisso erinnert, der auf seiner Weltreise auf der russischen Brigg „Rurik" kein Verhältnis zu seinem nervösen Kapitän v. Kotzebue, den er eigentlich sehr schätzte, finden konnte. Auch Kotzebue war der anders geartete „Badegast" wohl unbequem gewesen.

Das waldumgebene, bergige Port Blakely hätte bei mehr Zeit zu hübschen Partien Anlaß geben können. Eine ganze Reihe stattlicher Segler, darunter eine peruanische Viermastbark, lagen nahe einander. Hinter den Fabrikgebäuden der Lumber Company zog sich ein japanisches Bretterdorf in den Wald. In Japan selbst habe ich kaum ein Dorf gesehen, das so schmutzig gewesen wäre wie dieses. Auf Nippon war mir immer im Gegenteil die Reinlichkeit aufgefallen; weniger allerdings auf Jesso. In Blakely gingen uns ein paar Heizer durch; es schien aber kein arg betrauerter Verlust zu sein. Als wir in See dampften, kamen sie am Waldrande zum Vorschein und schwenkten unter spöttischen Abschiedsrufen ihre Mützen.

In der Nacht des 10. September langten wir vor dem Golden Gate an. Unterwegs hatten wir ein Wrack und einen Boom (Bum), an Form einer gigantischen Zigarre ähnelnd, gesehen. Dies geschleppte Holzfloß ging tief wie ein Schiff; es mochte ein paar hundert Meter lang sein.

* * *

Von fortwährendem, ängstlichen Gebrüll der Dampfpfeife und häufigen Stoppen des Schiffes erwachte ich und begab mich an Deck. Wir hatten uns wegen Stromversetzung 18 Meilen aus unserer Position befunden und uns nun glücklich durch den undurchdringlichen Nebel zum Feuerschiff vor Golden Gate durchgetastet. Auch das Feuerschiff gab beständig Signale. Bei solchem Wetter ist es hier höchst gefährlich, zumal bei dem starken Verkehr. Hinterher hörte ich, daß in derselben Nacht mehrere Fahrzeuge verloren gegangen wären. Bei den abschüssigen Felsen und der enormen Tiefe verschwinden Schiffe, die aufstoßen, oft ganz spurlos. So versank in dieser Zeit ein großer, aus Australien kommender Passagierdampfer, dessen San Francisco-Lotse sich bereits an Bord befand, während die Passagiere ihr Gepäck schon fröhlich landfertig gemacht hatten, infolge Eigensinns des Kapitäns, der nicht warten wollte, mit vielen hundert unglücklichen Menschen.

Ein hornartiges Tuten erklang näher und ferner. Es war ein Lotse, den wir durch Fackelfeuer heranriefen. Der Kapitän meinte erst, er fahre vorbei, weil er keine Lust habe, einen Bootsverlust im Nebel zu erleiden. Das in den dichten Schichten der Wasserbläschen rot qualmende Fackelfeuer, das Phosphoreszieren der unheimlichen Tiefe, aus dem zeitweilig ein Brillantstern aufblitzte, das erst rätselhafte Schwanken des Lichtes auf dem hohen Top des Segelfahrzeuges, die dem Brockengespenst ähnlichen Lichtwirkungen der Lampen — dies alles gab ein eigenartiges Bild, dessen Nervenspannung durch das Pfeifen und Tuten ringsum, das dann ganz nahe ertönte, dann wieder verschwand, noch erhöht ward; wußte man doch nie, ob einem nicht plötzlich irgend

einer der mitirrenden Koloſſe in den Rippen ſitzen würde.

Mit mehreren Stunden Verſpätung langten wir glücklich an unſerem Kaiplatze im inneren Hafen an.

Das arme Frisco! Damals ahnte noch niemand ſein Schickſal. Erdbeben hatte es genug durchgemacht, aber daß eines ſo ſchlimm ablaufen könnte, das brachte der menſchliche Leichtſinn nicht in Anſchlag. Und er tut es heute noch nicht. Ein Glück, daß wir Menſchen ſo beanlagt ſind, denn ſonſt würden wir in der Unfähigkeit des Peſſimismus verſinken. Mir iſt es keinen Moment zweifelhaft geweſen, San Franciſco würde San Franciſco bleiben, wäre es auch noch gründlicher zerſtört worden.

Ob mein Hausdrache aus der Kalifornia Street noch lebt? Ob meine Oſtpreußin oder die Löwenmalerin oder ſonſtige angenehme oder minder angenehme Perſonen, mit denen mein in dieſem Buche zuvor geſchilderter Aufenthalt oder mein zweiter mich zuſammenführten, der Kataſtrophe glücklich entronnen ſind? Ich weiß es nicht. Ich hatte beim zweiten Aufenthalt auch weniger Gelegenheit, Leute kennen zu lernen. Dagegen machte ich jetzt erſt in Begleitung von Bordgenoſſen mit „San Franciſco bei Nacht“ außerhalb und innerhalb des Chineſenviertels Bekanntſchaft. Sonderlich imponiert hat es mir nicht: der übliche rohe Lebensgenuß, der übliche Stumpfſinn, wie man es überall findet. Neu war mir nur, daß Chineſenfamilien in den tiefen Kellern ihr häusliches Leben — auch die Nacht hindurch, zufrieden mit einem kleinen Geſchenk — von Fremden betrachten ließen. Es geſchah eigentlich nichts Anſtößiges; die Wohnungen waren weit reinlicher gehalten, als es ähn-

Im Stanley-Park der Stadt Vancouver.

Digitized by Google

liche arme Menschen bei uns mit den ihrigen zu halten pflegen. Aber die bedauernswerten Würmer, die Kinder, die, um das Besichtigungsinteresse zu heben, schlaflos herumkrabbelten!

Der Kreuzer „Milwaukee" lief gerade auf den „Union-Ironworks" vom Stapel. Der Mayor von Milwaukee hielt die Taufrede, in der er behauptete, nur stehende Landheere bedeuteten unter Umständen eine innere Gefahr für Demokratien, niemals die Marine, die das Land lediglich gegen Fremde und deren Invasion schütze. — Ich lernte den ungarischen Kapitän einer Bremer Viermastbark kennen, die mit zahllosen anderen Segelschiffen seit langem „auflag". Einzig die Franzosen hatten Ladung (Getreide) dank ihrer Staatssubvention. Aber trotzdem haben sie so schlechte Geschäfte gemacht, daß sie sich endlich zu einem Frachtvertrage mit den übrigen Nationen haben herbeilassen müssen. Urteilsfähige hatten ihnen schon längst das Verfehlte einer Verkehrspolitik vorausgesagt, die den Ausbau der Seglerflotte ungebührlich begünstigte, die Dampferflotte zurückgehen ließ.

Im Golden Gate-Park fiel mir das Denkmal des Dichters des „starspangled banner", Francis Scott Key auf. Ungemeine — man kann namentlich in bezug auf die Zeitungen ohne Umschweife sagen „blödsinnige" — Aufregung erweckte das Einlaufen des geflüchteten russischen Kreuzers „Lena". Auch die „Japs" in San Francisco gebärdeten sich heillos wild. Man forderte die tollsten Sicherheitsmaßregeln gegen den armen, attrappenhaft drohend schwarz gestrichenen Holzkasten, der froh war, die knappe Existenz gerettet zu haben. Es sah beinahe grotesk aus, als er später

vom Kreuzer „Marblehead“ und ein paar kleineren Kriegsfahrzeugen zur Internierung nach Mare-Island, dem Kriegshafen in der Bai von San Francisco, eskortiert wurde, etwa so, wie ein abgerissener Vagabund, dem der Gendarm mit schnurrigbärtiger Miene und dem schußbereiten Revolver auf dem Fuße folgt.

Beim Cliffhouse ging wieder ein Segelschiff in unsichtigem Wetter verloren.

Eine kleine Aufregung hatten wir noch an Bord, als wider den Protest des ersten Offiziers nachts Polizisten eindrangen und einen an einer Schlägerei beteiligt gewesenen Heizer in dem Logis verhafteten. Sie erklärten, es sei ihnen einerlei, ob es ein deutsches oder was immer für ein Schiff sei, es handle sich um ein „crime“, eine Verletzung mit tödlichem Werkzeuge. Der damalige alte Konsul behandelte die Angelegenheit wenig zur Zufriedenheit des Schiffes, allein auf den geführten Nachweis, daß das betreffende Instrument ein Gläschen und der Vorgang übertrieben dargestellt sei, verfügte der Richter die Enthaftung des Mannes.

Um mein Verlangen nach Früchten zu befriedigen, kaufte ich mir für die nächste Reise einige Dutzend Apfelsinen. Sie waren herrlich, und die Saison war vorbei; allein ich hatte auch gut 4 Mk. für das Dutzend zu bezahlen. Das genügt doch wohl in der Heimat der Orangenzucht! Dafür genoß ich den Vorzug, das umfangreiche Paket unbekümmert auf der eigenen Schulter durch die Straßen tragen zu dürfen, was im deutschen Vaterlande bei etwa vorübergehenden Bekannten nur einen mäßigen Achtungserfolg erzielt haben dürfte. Ein so ganz leerer Wahn ist also die Freiheit drüben doch nicht. Nach Dampfen auf den Strom nahmen wir

ſchließlich noch Pulver und Dynamit über. Kohlen im Raum und Gaſolinballons an Deck hatten wir ſchon. Das Schiff ſchien bis in den letzten Winkel hinein vollgeſtopft zu ſein, was mich für die Herren Aktionäre der Linie und aus deutſch-wirtſchaftspolitiſchem Herzen heraus ſelbſtlos und innig erfreute.

Zum letzten Male ſah ich die Spritzer zum Cliffhouſe emporlecken. Der wuchtigſten Eindrücke voll, verließ ich den gewaltigen Staatenbund, deſſen eigener Boden ſchon heute faſt alles in Fülle hervorbringt, weſſen der Verkehr zur Verſorgung der halben Welt bedarf. Jetzt wieder wollte ich den ſonnigen Ländern zuſtreben, die dazu erkoren wurden, zunächſt auch jenes „faſt" verſchwinden zu laſſen, nach den Grundſätzen: „Denn ich bin groß und du biſt klein" und „Mir kann keiner . . ." Spricht der Neid aus mir? Nein, nur der Kummer, daß ein einmütiges politiſches Handeln dem in Lebensfragen bedrohten deutſchen Volke gar ſo ſehr gegen die innerſte Natur zu gehen ſcheint.

Nochmals „in der Mitte des Kontinents“.

In See. — Unsere Passagiere. — Hitze bei Nieder-Kalifornien. — Reiseröstungen. — Fettes Essen. — Besuch von Mazatlan. — Ein Tropenabend im deutschen Biergarten. — Die drei Marien. — San Blas. — Dynamitausladen im Gewitter. — Steigende Hitze, Witterungswechsel und neue Gewitter. — Zweiter Aufenthalt in Salina Cruz. — Ausflug nach Tehuantepec. — Ein Gegner an Bord. — Der Backfisch beim Vogelfang. — Abermals in Champerico. — Ich werde meine Holzladung los. — San José de Guatemala. — Die neue Kabine. — Einer, dem die Kleider gestohlen waren. — Ein neuer merkwürdiger Mitreisender. — Nach Champerico zurück. — Nach San José de Guatemala zurück. — Auf dem Schlubachschen Beneficio bei Esquintla. — Ein interessantes Äffchen. — Badegelegenheit. — Acajutla. — Der alte Herr geht von Bord. — In der Fonseca-Bai. — La Union und Amapala. — Wiedersehen von Corinto. — Spätere Erdbeben in Nicaragua. — Ein Toter an Bord. — Pietät der Chilenen. — Das Seebegräbnis. — Unwirsche Stimmung gegen die Marine. — Vor Panama. — Noch alles beim alten. – Bootsfahrt im Dunkeln. — Nach Südamerika.

Am 16. September waren wir in See gegangen. Eine liebenswürdige Dame aus Zentralamerika befand sich an Bord und deren sehr niedliche Großnichte, halb verschlagenste Dame, halb Kind von höchster Naivetät — ganz spanischer Backfisch. Die zweite gute Kabine erhielt ein Kommissionär aus Guatemala. Ein anderer merkwürdiger Passagier war ein zwerghafter junger

Herr aus Chile, dem die Natur in jeder Beziehung arg mitgespielt hatte. Er war verwandt mit einer nordamerikanischen Dame, deren viel gelesenes Buch „Rulers of Kings“ — es handelt von Kaiser Wilhelm II., einer österreichischen Erzherzogin und einem allmächtigen Milliardär — typisch für den drüben grassierenden Größenwahn ist. Dieser kleine Chilene schloß mit dem baumlangen Ungarn, der in der Tat besonders nett gegen ihn war, innige Freundschaft.

Seit San Francisco begleitete eine Eule, ein kleines, braunes Tier mit grünen Glotzaugen, das Schiff. Sie wurde von unseren chilenischen Arbeitern, die wir nach Valparaiso mit zurücknahmen, beständig gejagt, vielleicht eines Aberglaubens halber.

Bei der Fahrt längs der Küste von Nieder-Kalifornien wuchs die Bombenhitze täglich. Darin hat sich die neue deutsche Seemannsordnung auch arg vergriffen, daß sie z. B. beschränkte Arbeitsstunden innerhalb der Tropen generell anordnete. An den amerikanischen Westküsten tritt daher sehr häufig der Fall ein, daß die Mannschaft in Tropengegenden, wo stets kühle Temperatur dank den herrschenden Luft- und Wasserströmungen herrscht, in beschränkterem Maße zur Arbeit herangezogen werden darf, als in subtropischen, in denen man aufs äußerste durch die beständige Sonnenglut erschlafft.

Jetzt erst empfand ich, was es hieß, daß mir mein Ventilator fortgenommen war. Ich schlief überall herum: im Salon, der Zug von vorn hatte, im Rauchzimmer und meist in der Hängematte an Deck. Beim Schreiben blieb ich leidlich fleißig und tröstete mich im übrigen

durch Darwins „Naturalist's Voyage round the world“ und wunderbar schöne Mondscheinabende. Ich lasse hier einige meiner Tagebuchnotizen folgen:

20. September.

Furchtbare Leistungen des Phonographen. Einen hat der Oberstewards, einen der kleine Chilene. Sie bekämpfen sich gegenseitig. Wenn des Kleinen blechschmelzend „La Paloma“ singt, hör ich's gern. Es liegt etwas ungemein Packendes in diesem mexikanischen Lieblingsliede. Eine zweite Eule kommt zum Vorschein. Ich lese im Darwin über den Diordon, einen Fisch, der sich durch den Haifischmagen von drinnen wieder in die Freiheit frißt. Dann ist der Haifisch der Lackierte und krepiert, was ihm recht ist.

21. September.

Erbarmungslose Temperatur; 91 ° F in der Kammer. Die Offiziere an Steuerbord haben wenigstens Zug, Schatten und obendrein Windfänger. Mit den elektrischen Fächern im Salon wird auch gespart. Magen nicht besonders. Das sehr reichliche Essen, so gut sonst in Anbetracht der Verhältnisse von der Proviantleitung gesorgt wird, ist für die Tropen doch etwas schwer und fett. Die Offiziere aber sind daran gewöhnt, verlangen es auch wohl und haben es auf dem größten Teil der Reise nötig. Heute mittag Kap San Lucas, die Südspitze der niederkalifornischen Halbinsel, passiert. Die nackten Einzelfelsen in der See erinnern wieder an die Reedles. Ein mächtiger Wal beim Schiff.

22. September.

Nachts die Grundlage zum Rheumatismus gelegt. Im Angesicht malerisch bergiger Küste zur Deviationsbestimmung im Kreise gedampft. Schwimmende Schild-

kröten. Wir steuern zwischen Felseilanden auf den mexikanischen Hafen von Mazatlan zu, das auf flacher Halbinsel zwischen den Bergen liegt. Die Reede ist nach Süden auf und bei plötzlichen Winden gerade jetzt recht gefährlich. Unlängst sank hier an der Chreston-Insel bei einer Regenböe ein dänisches Schiff angesichts der Stadtbewohner, die nicht helfen konnten, mit Mann und Maus; ebenso ein englisches Fahrzeug, dessen Besatzung sich aber retten konnte. Im Jahre 1839 gingen 12 Schiffe auf einmal unter. Der Arzt, der uns visitierte, hatte vor nicht langer Zeit gegen den Widerspruch vieler die Einschleppung der Pest festgestellt und die Verbreitung durch Verbrennung der infizierten Häuser gehindert.

* * *

Herr Kayser, ein junger Vertreter Krupps, nahm sich unserer sehr an und zeigte uns Mazatlan oder „La Villa de los Castillos“, wie der offizielle Name lautet. Die Stadt hat meist sandige Straßen mit unansehnlichen Häusern, doch auch einige stattliche Bauten und eine recht hübsch bewachsene, schattige Plaça. Hier liegt auch der ansehnliche deutsche Klub. Offenbar spielt der deutsche Kaufmann die erste Rolle. Wir benutzten Wagen, sonst ist ein elender Maultiertram vorhanden. Die Organisation im Postgebäude erweckte einen guten Eindruck. Wir besuchten eine der bedeutenden Zigarettenfabriken, wo außer zahlreichen Frauen und Mädchen auch viele Kinder beschäftigt waren, die recht fleißig und fidel ihre Akkordarbeit zu beschaffen schienen. Von dem hochgelegenen Quartell (Kaserne) aus, in der wir Freundschaft mit dem Major schlossen, genoß man einen wirklich

hübschen Blick über Stadt- und Hafenausschnitte mit den Felsen davor, sowie ins Binnenland; überall belebten Kokospalmen, Laubbäume und Blumen anmutig das Landschaftsbild. Schließlich endeten wir unsere Rundfahrt bei der deutschen Brauerei am inneren Hafenarm, die einen regelrechten deutsch-bürgerlichen Biergarten besitzt. Wir saßen, wohl ein Dutzend Landsleute, an einem gemütlichen Ecktische beisammen. Wundersame Abendbeleuchtung herrschte. Die Wasserflächen erschienen prachtvoll violett, die palmenbestandenen Höhen unter rosa Wolken tief samtgrün. Auf dem Violett ankerten schneeweiße Fahrzeuge und ein Dampfer mit brennend rotem Rumpf. Weiterhin ging die Wasserfarbe in sattes Blau über; blau erschienen die fernen Gebirgszüge sowie die vorliegenden Felsen. Ein eigenartiger sanfter Duft lag über dem Ganzen, in der Tat etwas wie Märchenstimmung aus den Gefilden der Seligen. Und keine störenden Moskitos! — Dennoch empfand man das heimliche Gefühl, daß diese einschmeichelnde Schönheit ihre Tücken berge, genau wie die von Panama. Die guten Landsleute aber tranken unbekümmert immer noch eins. Sie sollen sich, falls sie nicht zu sehr ausschweifen, in Mazatlan auch ganz wohl befinden.

Schließlich schwebte der Mond feierlich empor und spiegelte sich in dem Nachtblau des Wassers. Eine allgemeine blaue Tönung, in lichteren und dunkleren Schattierungen, träumte jetzt über allem. Unten bei den Booten lachten und plätscherten Leute und ließen Hunde schwimmen. — Übrigens ist ein erster deutscher Ruderklub in Mazatlan ins Leben gerufen worden, und mit Anschaffung einer kleinen Schwertjacht stand man im

Begriffe, auch zur Segelei überzugehen. Später bei der hübschen Musik auf der Plaça gewahrte ich häufiger deutsche Typen unter den großen Hüten und hörte öfter deutsche Worte um mich her.

* * *

23. September.

Gestern Abend brachten Schlepper immer noch Leichter heran. Rasseln der Ladewinden, Ziehharmonika, Gesang; der Schalltrichter kräht wie ein abgestochener Hahn dazu den Chopinschen Trauermarsch. Viel Bier wird weiter getrunken. Fürchterliche Schwüle und Wetterleuchten. Wir werden einen Teil des Dynamits los. Hier sind unter anderen Minen auch Goldbergwerke in der Nähe. Der Ladespektakel dauert bis 3 Uhr nachts; vor 5 Uhr fängt der Lärm des Ankeraufgehens an. Ein unendlich sanfter Morgen stieg rosig über die duftig blauen Berge Mazatlans empor. Nachmittags dampften wir an der Gruppe der drei felsigen Marien-Inseln vorüber: Maria Madre, Maria Magdalena und Maria Cleofas. Unser Ziel ist der Hafen San Blas. Die Küste erscheint flachgrün, das Gebirge zurückliegender, aber gerade hier tritt es wieder ans Meer. Das blaue Wasser ward grün und dann grau vom Schlamme der Lerma, die nahe bei Mexiko-Hauptstadt entspringt. Lange, vor dem Winde antreibende Kelp- und Schaumstreifen erweckten den Eindruck, als ob man sich in unmittelbarer Nähe von Riffen befände. Ein von Guano überkalkter Einzelfelsen, dessen gefiederte Bewohner sich nicht einmal durch das Brüllen der Dampfpfeife in nächster Nähe aufscheuchen ließen, wurde passiert, der gegen 50 Meter hohe Felsklotz Piedra Blanca. Nun folgt die niedrigere Piedra Blanca de Tierra.

Reste des alten San Blas nebst einer Klosterruine lugen etwa 150 Meter perpendikulär hinab; die heutige Stadt liegt flach an offener Reede, die nur bei günstigem Wetter genügende Sicherheit bietet. Zwischen malerischen „Bluffs" (Einzelfelsen) verstreuen sich ärmliche Hütten und die wenigen Steinhäuser des kleinen Ortes, der eigentlich nur Hafenplatz des inneren, größeren zigarrenindustriellen Tepic ist. Wikingerschiffen gleichend, nahten sich von Segeln und mächtigen Rudern bewegte Leichter. Der Platz ist wichtig für kostbare Hölzer, wie: Zedern-, Mahagoni-, Rosen- und Brasilholz, außerdem ein guter Ort für Postverbindung. Die Gesundheitsverhältnisse gelten als mangelhaft.

Mit Händlern von Zigarren, Früchten, Sägefischzähnen usw. kam ein niedlicher, etwa zwölfjähriger Bursche an Bord, der sehr leidend aussah. Der Doktor erklärte, er habe eine ganz geschwollene Malariamilz und sei sicherer Todeskandidat. Offenbar ahnte der arme Junge dies nicht im mindesten.

Wir alle fühlten uns mehr oder weniger unwohl; die Badekammer war der vollkommene Backofen. Endlich erhielt ich auf stetes Drängen meinen Windfänger. Bei Gewitter, während rechts und links die Blitze neben uns einschlugen, ward Dynamit ausgeladen. Das geht auch nicht gut anders, da man die Leichter nicht sobald wiederbekommt, wenn sie fortgeschickt werden. Auf dem Vorschiffe lagert neben dem Gasolin Stroh, weshalb die Mannschaft jetzt dort nicht rauchen darf.

25. September.

Die bergige blaue Küste blieb nach Verlassen von San Blas immer in Sicht. Gestern früh Kap Corrientes gesehen und abends den rauchenden Gipfel des 4000

Meter hohen Colima; angeblich auch die Spitze des noch höheren Safa Volcano. Wir dampfen den Wind aus; die Temperatur des herrlichen Azurmeeres beträgt 31° C. Alles ächzt und flieht die Innenräume. Heute früh beim Erwachen beobachtete ich aus meiner Hängematte einen Sonnenaufgang, der die entzückendsten, zartesten Pastellfarben verbreitete. Man kann wirklich nicht mehr arbeiten. Duc, der arme Duc, der gelbe Bernhardinerhund des Kapitäns, vielleicht das einzige Wesen an Bord, das sich der Zuneigung aller erfreut, bietet trotz seines geschorenen Pelzes ein Bild tiefsten Stumpfsinns, gemischt mit Leiden. Selbst der kleine Backfisch jappt. Gestern suchte sie zum Gaudium der Mannschaft ein an Bord geflohenes Vöglein vergeblich zu fangen und schleuderte ihm schließlich zornig ihr Tüchlein nach.

26. September.

Ein vollständiger Szenenwechsel! Südliche Dünung nebst Wolkenbildung kündeten schon Wind und hohe See.

Unaufhörlich leuchten Blitze im Dreiviertelkreise um uns, über Land und See; man glaubt, Batterien beim Nachtschießen zu beobachten. Unter beständigen elektrischen Entladungen sausen Regenböen über uns, die sich bis zur Windstärke 9 steigern. Der Donner rollt betäubend, und neben uns knattert es mehr als einmal ins schäumende Wasser. Ein einschlagender Blitz, und wir wären sehr schnell erledigt gewesen; zu schnell wahrscheinlich, um es unangenehm zu finden. Im Schiffsinnern war alles dicht gemacht und heiß. Die Passagiere drängten sich unter erheuchelter Heiterkeit zusammen, fürchteten sich aber sehr, wozu sie vielleicht mehr Grund hatten, als sie es ahnten. Freilich haben

Schiffe ihre Blitzableiter und wenn auch hie und da eins, das verschollen ist, vom Blitze getroffen gewesen sein mag, so hört man doch selten von festgestellten Fällen. Um das Aufregende zu vermehren, brüllte der Unsichtigkeit in den Regenböen halber die Dampfpfeife in kurzen Intervallen ihre Warnungssignale ins Dunkel hinaus. Unser kleiner, dicker Chilene hatte sich wie ein Wickelschwanzaffe ängstlich in seiner Koje zusammengerollt. Der Furchtsamste aber schien Duc zu sein, der zum ersten Male seit langem wieder lebhaftes Temperament zeigte und, von den Menschen nicht weichend, beständig hin und her rannte. In der Höhe von Acapulco, dem schönsten Hafen dieser Küste, den wir leider nicht ansteuerten, wechselten wir Kurs und hielten von der Küste ab, nahmen ihn aber tags danach wieder auf. Bei der groben See von vorn würden wir viel Wasser übergenommen haben, wenn das bisher auf der Nase liegende Vorschiff nicht schon erheblich geleichtert gewesen wäre. Durch den plötzlichen Windzug der Böen war auch der Ruß, der sich in der Stille tagelang festgesetzt hatte, ausgebraunt. Prächtig sah es aus, wie ganze glühende Stücke in den Funkengarben aus dem Schornstein fegten. Einer der Heizer hatte beglückt zum Obermaschinisten bemerkt: Der Zug sei ihm lieber gewesen als eine Flasche Kümmel. Kümmel wäre dem Manne sonst das Höchste, fügte der Obermaschinist schmunzelnd hinzu.

Es wird wieder heiß. Unser Backfisch, der mehrere Vögelchen mit sich führt, wäscht diese mit Eiswasser und hält die armen Tierchen in edelster Absicht an den Flügeln zum Trocknen ins Bullseye. Sie ist zuweilen ein kleines Schaf, aber ein sehr niedliches kleines Schaf.

Digitized by Google

27. September.

Mittags laufen wir bei hoher SO-Dünung zwischen die Breakwater von Salina Cruz in den äußeren Hafen und ankern mit beiden Ankern. Noch immer bäumt sich bei dem auflandigen Winde der Gischt an der unfertigen Hafenmauer in gewaltigen Schleiern und Strahlen gleich explodierenden Wasserminen empor. Beim Hafen wird eifrig gesprengt und gearbeitet; die Fortschritte seit meiner ersten Anwesenheit sind unverkennbar. Wir hören, daß in Acapulco gestern ein Wirbelsturm wütete. Keine Leichter, der Kapitän verdrießlich. Am Lande soll Gelbes Fieber sein. Allgemeine Tatenlosigkeit und Stumpfsinn an Bord. Abends ankern wir vorsichtshalber außerhalb des Hafens.

* * *

Nachdem wir am nächsten Morgen wieder nach Salina Cruz hineingedampft waren, begab ich mich mit ein paar anderen Herren an Land. Wir lernten einige nette deutsche Angestellte der Piersongesellschaft kennen. In fürchterlicher Glut durchwanderten wir mehr oder weniger unfreiwillig die Wüstenei des Hafenbauplatzes, wofür uns ein „Fresco“ aus einem mit abscheulichem Wasser gespülten Glase bei der Markthalle der Stadt belohnte. Die Marktweiber sahen in ihren roten oder gelben Baumwollröcken und der braun- oder gelbgesäumten Tunika nicht übel aus. Sie haben auch eine gute Haltung. Mit etwas Schwierigkeit ward uns die Erlaubnis erteilt, auf einem der gesprengte Felsstücke aus dem Innern holenden Lastzüge nach der Stadt Tehuantepec zu fahren. Eine dschungelartige Gegend ist es, von Akaziengebüschen und Kandelaber-Kakteen durchsetzt, doch die Aussicht auf das Gebirge erquickt. Die schon früher kurz geschilderte

Stadt gewinnt wenig bei näherer Betrachtung. Lehmhäuser mit allerlei Staffage à la Kolumbien, einige häßliche Steinhäuser, Sandstraßen oder rauhe, enge Pflasterwege zwischen Häuser und kanalisiertes Gewässer gepreßt — so streut es sich über und zwischen ein paar Höhen hin. Auf einer hohen Eisenbahnbrücke überschritten wir zuvor den Rio Tehuantepec, der jetzt wenig Wasser führt, doch über ein breites Stromtal gebietet. Weiber gingen vor uns, gehüllt in jene weiße Tüllspitzenmäntel, die mit Schleifen gezierten, verkehrt umgehängten Ärmelmänteln gleichen, auch sich wohl haubenartig um die feinen Gesichter legen. Unter den blühenden Tamarinden der Plaça sah man viele solcher malerisch-eigenartigen Erscheinungen. Ein etwas unsolider Badegarten enthielt schöne Mandelbäume, Pampelmusen, Kokospalmen und sonstige gut fortkommende Vegetation. Da wir abends den letzten Personenzug nach Salina Cruz versäumten, hatten wir etwa vier Stunden teils in dem primitiven Hotel eines Nordamerikaners, teils zusammen mit einer Menge Volks auf dem dunkeln Perron des Bahnhofes anszuharren. Unser Doktor vergaß bei seinem stets lodernden magyarischen Geblüt die eigene Schuld und rief alle Flüche des Himmels auf die ganz verkommene lateinische Rasse, die keine besseren Eisenbahnverbindungen kannte, herunter. Nach allerlei ermüdenden, weiteren Schwierigkeiten langten wir spät nachts bei unserer wieder weit draußen auf der Reede ankernden „Hathor" an. Liebenswürdig, wie immer, stand unser Oberst eward auf und bereitete uns noch Speise und Trank. Wir hofften, ohne Krankheit davon zu kommen. Ich hatte mich beim langen Wandern in der Sonnenglut überanstrengt und nahm vorsichts-

halber Chinin. Eine recht schmutzige kinderreiche Gesellschaft kam an Bord, die äußerlich und nach ihren Manieren sicher nicht in die erste Kajüte hineingehörte. Das Familienhaupt sollte aber ein oberer Hafenbeamter in Vera Cruz gewesen sein. Dann erschien ein Herr, der bald mein grimmiger Gegner wurde. Es war der Reisende einer Fürther Firma, der sich als Korrespondent Pariser Blätter bezeichnete oder als solcher bezeichnet wurde. Er gab sich als Allwisser, besaß auch wirklich Reiseerfahrungen und anerkennenswerte Sprachkenntnisse bei sonst oberflächlicher Bildung. Dem Kapitän machte er sich angenehm, indem er mitteilte, auch in der Schweiz geboren zu sein. Offenbar besaß er viel Gefälligkeit, bot bei Tische eifrig von seinen schönen Konserven herum und gewann sich aller Freundschaft. Ich hatte mein Mißtrauen gegen seine mir unklare Persönlichkeit vielleicht etwas zu schroff gezeigt, und da er mir durchaus widerstreitende französische Sympathien bekundete, so war der Grund zu seiner Feindseligkeit gegen mich, in die er später fast sämtliche Bordgefährten hineinzuziehen wußte, plötzlich gelegt. In meine Arbeiten vertieft, kümmerte ich mich wenig darum, nur die von mir sehr geschätzte Gemütlichkeit der Bordmahlzeiten mußte ich vermissen.

* * *

Wir luden 1000 Dynamitkisten in Salina Cruz aus. Ein Hamburger Vollschiff langte auch gerade mit Zement und Dynamit an. Diese Sprengstoffladung ist übrigens an sich nicht so gefährlich; das Dynamit kann schon einen Puff vertragen, ohne zu explodieren. Freilich, wird die Kiste nur in einem Segeltuchbeutel aufgeheißt und, wenn

dieſer ſchlippt oder ein Ende (Tau) dabei bricht, kann ja einmal etwas paſſieren. Ich habe indeſſen noch nicht gehört, daß es vorgekommen iſt. Das Vollſchiff ankerte mit überſchüſſiger Fahrt, riß ſich das Ankerſpill heraus, brach dann einige Troſſen (dicke Hanf- oder Stahltaue) und wäre uns beinahe vor den Bug gekommen.

30. September.

Geſtern Abend ſpät in See. Der revolvierende Lichtſtrahl von dem faſt 100 Meter hoch ſtehenden Morro-Feuerturm irrte wieder an ſchwarzem Gewittergewölk entlang, das wie Bahrtücher über unſer Schiff herabhing. Der ganze Horizont flammte in horizontalen Blitzzuckungen. Warme Böen durchfegen die weiche Luft. Bei der fürchterlichen Hitze lagert das Holz noch immer über meiner Kammer. Ein großer Nachtſchmetterling und mehrere gelbgraue Vögel ſuchten Zuflucht an Bord. Einer der Chilenen fing einen recht anſehnlichen eulenartigen Raubvogel. Nachmittags erſchien unſere junge Freundin — auf Anraten des erſten Offiziers — wahrhaftig mit einer Handvoll Salz an Deck, um ſich ganz ernſthaft auf dieſe „deutſche“ Methode Vögel fangen zu wollen. Trotzdem ſie weidlich geneckt wurde, blieb ſie immer reizend liebenswürdig.

1. Oktober.

Seit heute früh ankern wir wieder auf der Reede von Champerico. Da ſchon zwei Nordamerikaner von der Pacific Mail hier ſind, werden wir, wie immer, lange zu warten haben. Die Hafenbaudirektor-Familie hat ſich meines Schlafgemaches, des Rauchzimmers, mit bemächtigt. Es riecht; eines der Gören brüllt ſtets. Papa ſpeit beſtändig auf alle Teppiche, und die von

Schmutz starrende Schwiegermutter wirft sich rauchend immer in die Deckstühle anderer Leute. — Mein Herz rumort seit dem langen heißen Marsch im Sande von Salina Cruz recht unangenehm. — Der Doktor, der ein flammender Japanschwärmer (aus Haß gegen Rußland) war, hatte mir „Bushido, Die Seele Japans“ geliehen. Der japanische Verfasser behauptet darin: „Was das Christentum in Europa getan hat, inmitten kriegerischer Schrecken das Mitleid zu erwecken, das hat in Japan die Liebe zur Musik und zur Poesie getan.“ Dieser Japaner scheint den Wert seiner Religionslehren also nicht besonders hoch anzuschlagen.

Beim Tageslicht bewunderte ich wieder die vulkanische Alpenkette Guatemalas und den klar aus der Bergverschleierung hervortretenden Kegel des Santa Maria.

Wieder kam ein seltsamer Passagier an Bord, ein Spanier, der Zentralamerika lediglich zur Verteilung von Reklamen für nordamerikanische Universalpillen bereiste. — Endlich werde ich meine Holzladung los! Jetzt hoffe ich ohnehin eine andere Kabine zu bekommen, falls der gestrenge Kapitän nicht einen Strich durch die Rechnung macht.

5. Oktober.

Am 2. früh in San José de Guatemala angelangt. Leider verließen uns hier unsere Damen und damit fiel der angenehm zurückhaltende Ton bei Tische. — Mit den Damen wurde tags darauf der größte Teil unserer Passagiere im Käfig über Bord in die Lanchas (Leichter) geheißt und an Land befördert. Mr. Willards, mein nordamerikanischer Freund aus Guatemala-Hauptstadt, kam an Bord. Er begrüßte mich freundschaftlichst. Vielleicht

dankte ich es ihm, daß ich jetzt die freie Vorderkammer erhielt und mich nun göttlich untergebracht fühlte, zumal das Thermometer wieder 90° F erreicht hatte. Mein Nachbar in der zweiten guten wurde der Fürther. An Land erfreute ich mich an der Wache der Guatemala-Soldaten, die ihre roſtigen Gewehre an Bindfaden trugen. Einer der Agenten erzählte, vor kurzem ſei ein Mann auf ſein Bureau gekommen, völlig nackt, aber in Stiefeln, mit einer umgehängten Camera und einem halbgeöffneten Regenſchirm in der Hand. Er hätte ſich auch nicht engliſch ausdrücken können und immer gefragt: „Speak you german?“ Man habe ihn anfänglich für einen Verrückten gehalten, bis er ſich ſchließlich als der Doktor des derzeit auf der Reede liegenden Kosmos-Dampfers entpuppt hätte, dem beim Baden die ganze Bekleidung geſtohlen worden war.

Als neuer Paſſagier erſchien ein merkwürdiger alter Herr, der einen verſchliſſenen karierten Anzug und einen ungewöhnlich vergilbten Strohhut trug, und der die eingefallenen Wangen ſchon ſeit langem nicht mehr von den weißen Stoppeln befreit hatte. Er wolle jeden Preis zahlen, wenn er nur nach Acajutla mitgenommen würde, erklärte er. Der Kapitän geſtattete ihm nach einigem Zögern, an Bord zu gehen. Er nannte ſich Doktor und zeigte ſich immer mehr als ein höchſt ſonderbarer Heiliger. Er behauptete als geborener Elſäſſer Straßburg 1870 verlaſſen zu haben, auch ein Weingut und Haus in Straßburg zu beſitzen. Er ſei katholiſcher Prieſter in Kaſan, Profeſſor der Staatswiſſenſchaften in Dorpat, vorher Privatſekretär des Grafen Gortſchakoff und als ſolcher beim Frieden von San Stefano gegenwärtig geweſen. Er habe ſich ſeit einer Reihe von Jahren in

Guatemala und Mexiko aufgehalten und wolle nun über San Salvador und Panama nach Hause. Seine Beschäftigung wäre eine schriftstellerische u. a. für Brockhaus. Den Doktor überraschte er höchlich durch seine Beherrschung des Ungarischen. Trotz seiner äußeren Erscheinung besaß er offenbar Geld genug.

Wir haben die Pulverflagge geheißt; hauptsächlich löschen wir Holz und Kohlen. Die Faulheit der Leichterarbeiter hier ist unbeschreiblich. Nur einige arbeiten, und zwar langsam, die anderen angeln. Auch als Unbeteiligter führe man am liebsten mit der Peitsche drein. Die Lanchas gehen nur ein drittel bis halb voll ab. Aber man muß froh sein, daß man bei dem gänzlichen Vorrang der Nordamerikaner überhaupt bedient wird, hat ja die „Hermonthis“, wie erzählt wurde, 30 Tage beim Kohlenlöschen vertrödeln müssen.

6. Oktober.

Da wir in San José de Guatemala nicht weiter kamen, gingen wir heute Nacht unfertig nach Champerico mit unserem Agenten, gleich Willards einem geborenen Kanadier, an Bord zurück. Auch hier schaffen die Arbeiter wieder nichts. Heiliges Guatemala!

Die Gesellschaft bei Tische, namentlich der Fürther, äußerte sich mehr absprechend als geistvoll über katholische Priester; der alte Herr fertigte ihn recht energisch ab. — Wir löschten Pulver und Holz weiter; ich ging mit dem Obermaschinisten an Land. Trotzdem Champerico ja ein furchtbares Nest ist, gewähren einige der Grasstraßen mit den Berghintergründen für die Camera keine üblen Vorwürfe. Unter anderem photographierten wir eine Schule, unter dankbar-freudiger Anteilnahme des

braunen Schulmeisters, der braunen Lehrerin und ihrer sämtlichen braunen Mädchen und Knaben.

Alle Räume, Betten usw. an Bord wimmelten von kleinen Fliegen und winzigen rötlichen Ameisen. Ein nordamerikanischer Kollege grüßt freundlich mit Flagge und Dampfpfeife. Wir nehmen 1000 Sack Kaffee für Callao mit. — Der alte Priester behauptet, daß meine Freunde, die Lazaristen in San José di Costarica sehr reich, aber auch sehr faul seien.

8. Oktober.

Immer wieder kommen und gehen Nordamerikaner. An diesen Küsten wird man aber doch stolz auf den „Kosmos" und seine Schiffe; selbst die „Hathor" zwingt mir eine Art von Lokalpatriotismus ab. Der Doktor hält gern Privatissima über chirurgische Operationen und andere medizinische Themata. Wahrscheinlich stimmt nicht alles; allein der junge Mann liebt sein Fach. — Sehr schön klar zeichnete sich früh die ganze blaue Kordillerenkette ab. Wie auf einem ägyptischen Bilde standen die Kegel gleich Pyramiden im Morgenrot. Es sieht hübsch aus, wie die weißen Wölkchen allmählich aus den Tälern steigend sich ballen, dann teilweise ganz geschlossene Gürtel bilden, um später als Kappen in der Windrichtung über die Kegel zu ziehen, bis abends die Berge wieder völlig verschwunden sind. Gestern abend blieb es recht lange klar; sattgrün hoben sich die Alpen aus dem Gewitterblau. Dann wetterleuchtete es bei schönem Sternenhimmel.

Heute abend sind wir endlich in Champerico fertig geworden. Der Doktor amputierte dem Franzosen ein Rückengeschwulst, wobei ein andächtiger Zuschauerkreis versammelt war und alle fleißig Bier tranken. — Ein

Leichter (nicht von uns) sank mit einem Lokomotiv-Dampfkessel fort. Da man versäumt hatte, den Kessel zu stopfen, ging er verloren.

Ich befinde mich seit ein paar Tagen ganz miserabel und muß zu meinem Schmerz Pellkartoffeln und Heringe, die es zum erstenmal auf der Reise gibt, an mir vorübergehen lassen.

9. Oktober.

San José de Guatemala abermals angelaufen. Natürlich wieder einen Nordamerikaner vorgefunden. Wenigstens früh etwas gelöscht. Sonntagsstille, Dünung bei Meeresglätte, Bombenhitze. In gleich sabbatlicher Beschaulichkeit sitzen Pelikane reihenweise auf Bojen und ankernden Leichtern; mit reglosen Flügeln segeln andere Vögel majestätische Kreise im Blau. Am Lande scheinen zahlreiche weiße Reiher zu fliegen.

Auf den breiten, grauen Landstreifen brandet der Pacific gewaltig; dahinter wuchert der Mangrovengürtel und sonstiges Buschgelichter. Alte Bekannte grüßen mich — die vulkanische Drei-Majestät bei Antigua!

Vorn rasselt die Ladewinde wieder; hinten sonntägliche Angel-Idylle. Haie ziehen und Fischschwärme treiben ihr liebendes Spiel; ihre Körper glitzern auf der Oberfläche der glatten See in der Sonne, zahllose Luftblasen schwimmen dazwischen. — Unser alter Geistliche wechselt seinen karierten Anzug niemals. Mit einem schwarzen Käppchen auf dem Haupte liegt er auf der Bank, liest die „Berliner Range“, lacht und redet mit sich selber. — Zwei junge Deutsche, den einen hatte ich früher auf der Kaffeefinka „Mereedes“ kennen gelernt, kommen zur Mitfahrt an Bord.

* * *

Am 10. fuhr ich mit einem jungen Badenser, Herrn Wenk, Verwalter eines Schlubachschen Kaffee-Beneficio bei Esquintla, nach seinem derzeitigen Heim. Er war ein zuvorkommender junger Mann, der nur leider die deutsche Staatsangehörigkeit aufgegeben und die nordamerikanische erworben hatte. Die Bahn nach Esquintla führt zunächst durch Busch mit einzelnen stehengebliebenen höheren Bäumen, alles häufig lauben- und figurenartig von dichtwucherndem Windengestrüpp überwachsen; nur teilweise ist das Terrain zur Viehweide benutzbar. Einige Mais- und Zuckerrohr-Kulturen und hier und da ein Rancho erscheinen dazwischen. Mit dem Ansteigen der Bahn ins Gebirge beginnt die Landschaft ihre Reize zu entfalten. Die Stadt Esquintla, das übliche Gemisch aus Dorf im Grünen, Städtchen, nebst ein paar ansehnlicheren Gebäuden, liegt recht hübsch. Manche bereits malerisch übersponnene Ruine kündet noch die Verheerung durch das Erdbeben im April 1902. Der Markt, vor dessen Halle unter einem riesigen Baum sich ein buntes Treiben entwickelt, ist das Unterhaltendste am Platze.

Das ganz freundliche, doch nicht große und ziemlich einfach in seinen Bauten gehaltene Beneficio lag ungefähr 10 Minuten vom Bahnhofe vor der Stadt. Im Garten wuchern schöne Bäume, so der Chincuya, der im Dezember sein Laub verliert, die häufigen Papayas, der mächtige Almendrabaum (nicht zu verwechseln mit dem uns bekannten Mandelbaum), der Zapote, dessen rötlichfleischige, saftige Früchte wir oft genossen, usw.

Unter den Hausgenossen unterhielten mich am meisten zwei Terriers und ein Löwenäffchen. Mico war das zutraulichst-unverschämte Viehchen, das mir je vor-

gekommen, dabei höchst intelligent. Die zwei großen Vorderzähne bissen nur zu sehr, besonders abends, wo er als Nachttier äußerst lebhaft zu werden begann. Nach meinem Eintreffen unterzog er sogleich meine Person und alle meine Sachen, die Camera eingeschlossen, der eingehendsten Untersuchung, kroch auch mit dem Kopf voran in meinen Wasserkrug, der aufs gefährlichste schwankte, und stieg am Leuchter hinauf, um die Kerzenspitze abzuknabbern. Das beständige Belecktwerden von seinem runden, langen und spitzigen Züngelchen und das Beißen ward dazu auf die Dauer unerträglich. Mico war also nicht besonders gut erzogen. Äußerlich glich er mit seinem prächtigen braunen Pelz einem kleinen Bären, hatte aber auch etwas Katzenartiges. Die Augen erinnerten an die des Eichhörnchens. Die kleinen Ohren waren spitz, das Schnäuzchen rosig, der Wickelschwanz ungemein muskulös. Mit dem einen Terrier balgte er sich sehr gern, während er den anderen nicht ausstehen konnte. Die Abneigung beruhte übrigens auf Gegenseitigkeit.

Nach einem kleinen Frühstück verrichtete Mico morgens um 6 Uhr pünktlich das Notwendige, und zwar auf einem hochgelegenen Punkte, wobei er mit wohlgefälligem Interesse allem nachblickte, was in die Tiefe rollte. Tagsüber zog er sich in eine kühle Rinne unter dem Beneficio-Dache zum Schlummer zurück, um fast mit dem Uhrschlage 6 sich abends zur Mahlzeit einzustellen. Er erhielt nur weiche Nahrung. In der Frühe weckten mich sowohl Terrier wie Affe so hartnäckig, daß ich heraus mußte. Ich habe das Tierchen mit einer Hängematte, an die es sich anklammerte, aufs rücksichtsloseste herumgewirbelt, ohne diesen vollkommenen Gamin loswerden zu

können. Seine Quirrlichkeit gestattete es leider nicht, ihn zu photographieren.

Mit meinem Gastfreunde besuchte ich ein benachbartes Bad, ein zum Schwimmen genügend geräumiges, von Badezellen umgebenes Bassin voll herrlichen klaren Wassers; es lag in einem Park mit Alleen von wundervollen Königspalmen und vielem gelben Bambus. Leider befand sich alles im Zustande arger Vernachlässigung.

* * *

13. Oktober.

Heute bei schönem, aber warmem Wetter in San Salvador auf der Reede von Acajutla eingetroffen. Vielleicht in der Vorfreude der Landung hatte unser alter Expriester sich unterwegs einer etwas eigentümlichen Fröhlichkeit überlassen.

Schon von weitem sahen wir die charakteristische Rauchwolke des Izáleo. Alles erschien viel grüner als bei meiner ersten Anwesenheit. Aus dem niedrigen, buschbestandenen Vorland erheben sich vereinzelt Kokospalmen. In anmutigen Rückenlinien ziehen die Berge dahinter; man sieht die scharfgezeichneten Gipfel bei der Hauptstadt. Die Berghänge, deren Wälder durch offene, grüne Strecken unterbrochen sind, erscheinen fast kultiviert. Nach Norden zu buchtet der flache, braune Strand, während südwärts eine Plateauformation mit von reicher Vegetation bedeckten Steilhängen an die See grenzt. Helle sandige Einbuchtungen schimmern hier wie dort. Von einzelnen Felsbrocken des Plateaus auslaufend, schiebt sich ein langes, unterseeisches Riff vor. Ein paar Monate zuvor hatte der Dampfer „Colon“ der Pacific Mail an ihm sein Reiseende gefunden. Er

strandete, weil der Hochzeitsfeier des ersten Offiziers halber an Bord eine weit verbreitete Trunkenheit geherrscht hatte. Der Vorderteil des Wrackes lag, von der spritzenden Brandung umdonnert, dicht vor uns.

Der Ort mit Bahnhof und Kabelstation sieht ordentlich aus; die größere Manierlichkeit scheint sich sogar auf die Hütten des Volkes zu erstrecken. Ich finde also meine erstmaligen Erfahrungen in San Salvador wieder bestätigt. Ordentlich angezogene Leute und sauber uniformierte Beamte kamen auf einem Schlepper längsseit, dem Deckwaschen und Außenbordsmalen ersichtlich keine unbekannten Arbeiten waren. Überhaupt setzte ein anderer Betrieb ein. Sofort befanden sich vier Leichter längsseit, und in weniger als einer Stunde war die Ladung von Bord. Wir luden etwas Kaffee für Hamburg ein. — Der alte Herr aus Straßburg, der beim Hinabschweben im Affenkasten (der Käfig, in dem, wie ich schon im ersten Buche erzählte, die Passagiere an Flaschenzügen aus und in die Leichter spediert werden, da bei der Brandung der gewöhnliche Bootsverkehr ausgeschlossen ist) von allen Seiten photographiert ward, suchte dies durch allerlei Kapriolen und Gesichterschneiden zu vereiteln.

14. Oktober.

La Union erreichten wir nach schöner, ruhiger Küstenfahrt. Wieder erfreute mich die Einfahrt in die weite Fonseca-Bai. Die bewaldete Küste steigt hinter Inseln über 500 Meter an; zwischen den Wäldern leuchten die Grasstrecken. Der Vulkan Conchagua steckte oben im Wolkenkranze, auch der 800 Meter hohe Amapala-Vulkan mit seinem offenen, seitlich durchgebrochenen Krater. Wie jenen überzieht diesen das moosartige Grün

des kurzen Sacate-Krautes. In der sehr geschützten Bucht kann es gehörig heiß werden; im gelbgrauen Wasser machten sich starke Strömungen fühlbar. Der niedrigere, östliche Hintergrund wird höchst abwechslungsreich und seltsam von Ketten und Bergindividuen, darunter ein isolierter, puddingartig stumpfer Kegel, gebildet. Mit dem grünen Vorland, fernem höheren Gebirge und feingezeichneten Wolken darüber besitzt das von feinen, zarten Lichtern durchflutete Landschaftsbild wieder etwas Pastellartiges.

Den zweigipfligen Conchagua hinab streichen lauter Wälder, von jenen feldartigen, grünen Flächen unterbrochen, hinab zu dem braunrötlichen Rande des Küstenplateaus und den im Grün versteckten, weißen Häusern und roten Dächern von La Union. Vor Palmen streckt sich die belebte Landungsbrücke ins Wasser. Der Kommandant des Ortes erscheint in sehr anständiger schwarzer Uniform an Bord. Wir warten ziemlich lange auf die Leichter, denen wir wieder Dynamit, Eisen usw. übergeben wollen. Endlich nahen sie; die Leute rudern hier ganz anders als in Champerico und stehen bei jedem Durchziehen auf. Ich vertreibe mir die Zeit mit dem Beobachten der Tierwelt. Schwarze Fregattvögel, die Weibchen am weißen Untergefieder kenntlich, ergötzten durch prachtvolle Flugbewegungen. Während der Vogel majestätisch auf den weitgebreiteten Schwingen dahinsegelt, bewegt sich der lange, gabel- oder scherenförmige Schwanz kaum merklich als Steuer. Wie ungeschickt, mit häufigen Flügelschlägen, fliegt dagegen der Pelikan! Doch flinker schießt er tief unter die Oberfläche des Wassers den Fischen nach. Dann schwimmt er nach dem Auftauchen stolz wie ein Schwan, mit weit zurückgelegtem

Kopfe die Beute verschlingend. — Bei kühler Landbrise gibt es einen bezaubernden Abend. Silbern steht der Mond in tiefer Bläue, fast überstrahlt von dem über uns funkelnden Jupiter. Die zartesten roten Tinten malen den Himmel, dazwischen mausgraues Gewölk über der pittoresken Umrahmung des binnenseeartigen Gewässers.

15. Oktober.

Als noch die weißen Wolkenballen zwischen den Inselvulkanen lagen, verließen wir in der Frühe La Union. Das Grün der Inseln wirkt ein wenig einförmig; nur Sacate Grande oder Velasquez Island, die größte Insel im Fonseca-Golf, zeigt an der Spitze eine ganz erwünschte Kahlheit. Nach zweistündiger Fahrt haben wir den rührigen Hondurashafen Amapala auf der Nordwestspitze der kleinen, runden Tigre-Insel erreicht. Sie gipfelt aber in dem höchsten Kegel der Bai, dem ungefähr 800 Meter ansteigenden Tigre-Vulkan. Gegenüber schließen die scharf schraffierten Hänge von Sacate Grande die Reede.

Tigre scheint zum Teil recht gut angebaut zu sein. Über waldigen Ausläufern oder Inselchen erhebt sich der Festungsberg und darüber eindrucksvoll der Vulkankegel. Ein schönes Bild! Recht stattlich streckt die kleine Stadt sich vor und hinter Laubbaum- und Palmenwipfeln hin, aus denen ein Gebäude, in welchem mehrere Konsulate vereinigt sind, besonders hervorragt. Die deutsche Konsulatsflagge wehte auf einem kleineren Hause daneben. Es war eine Freude, sie überhaupt einmal wieder aufgezogen zu sehen. Eine bequeme Landungsbrücke, recht freundliche Vegetation und ziemlich reges Hafenleben reizten zum Landgang. Viel Zeit hatten

wir nicht, da wir hier keine Ladung mitbekamen; wir ſelber löſchten, wobei wir die Pulverflagge geheißt hatten, Dynamit, Gaſolin uſw.

Ich ſah barfüßiges Militär und hörte eine Militärkapelle üben. Wo Straßenpflaſter war, erſchien es grasdurchwachſen und nicht ſehr vergnüglich. Die unanſehnlichen Häuſer enthielten ganz leidliche Wohnungen; die Leute machten freundliche Geſichter. Am Markte lagen einige Magazine. Deutſche Namen deuten auf einige bedeutende deutſche Firmen hin. Es ſoll auch einen deutſchen Klub geben. Eine neue Plaça, mit Muſiktempel und einer anſpruchsvoll weißleuchtenden Statue, befand ſich gerade im Bau. Kokospalmen bildeten eine hübſche Allee zu etwas tropiſch-unordentlichen Anlagen, die ſonſt gar nicht übel waren und prächtige Ausblicke boten. Große Leguane huſchten häufig durch die Büſche. Die Auſtern ſollen hier gut ſein; wir nahmen ziemlich viele mit.

Nach der ſchönen Ausfahrt bietet der Vulkan Coſeguina über der Plateauküſte ein anziehendes Bild, dann der Corcovado-Kegel und der Viejo.

16. Oktober.

Alſo wieder einmal in Corinto! Herr Papi, der italieniſche Wirt und Lotſe, iſt auch wieder da, und die helle Stimme des Agenten Hinckel hört man noch immer überall. Ganz dicht unter Land waren wir an den dunklen baſaltiſchen Klippen, unter dem weißen Feuerturm und dem Fort, wo Soldaten in verſchoſſenen roten Hoſen herumlagen, in die grüne Mangrovenbucht hineingegangen. Über Kokospalmen ſchaute die blauweiße „Kathedrale" noch immer beſchaulich in die von Jugend, Hühnern, Geiern und Borſtenvieh belebten Grasſtraßen.

Unter den „Kriegsschiffen“, von deren Gaffeln verschossene Flaggen wehten, befand sich auch die „Jacht“ des Präsidenten. Am Hafen lagen große Stapel von Schildkröteneiern, nicht sehr appetitreizend, zum Verkaufe ausgebreitet. Von einem Pacific-Dampfer erschien eine Anzahl Nordamerikaner am Bord, die sich nachher im Triumphzuge das Fallreep hinunter, alle mit Bierflaschen unter dem Arm, befriedigt entfernten. Das ließ tief blicken bezüglich der Bierverhältnisse bei der Pacific Mail. — Wir gaben nur etwas Dynamit ab und erhielten selber nichts.

Nachmittags schon wieder in See, wieder fast unheimlich dicht unter den Felsen, da die Sandbank auf der anderen Seite sich weit vorgearbeitet hat. Die Kirchenglocke bimmelt gerade aufgeregt und klagend. „Recht wie ein Sterbeglöckchen“, kam mir der Gedanke. — Bis Panama, wohin wir ausnahmsweise gehen (das aber künftig in den Fahrplan mit aufgenommen werden soll), haben wir 600 Seemeilen vor uns. Zum Anlaufen von Panama verlangten die Nordamerikaner (wohl der Konsul in Corinto) — mit welchem Rechte, weiß ich nicht — zuvor Ausfüllung eines Fragebogens bezüglich der Passagiere und ihres Gepäckes, der vom Kapitän an Eidesstatt zu unterzeichnen war.

Managua und die von mir besuchten Stätten in Nicaragua zwischen den Vulkanen Mombacho und Momotombo (siehe Band I) wurden später von heftigen Erdbeben wieder heimgesucht. Über den Umfang der Katastrophen sind nur spärliche Nachrichten in Europa verbreitet worden.

* * *

17. Oktober.

Gestern mein Gedanke wegen des Sterbeglöckleins, und heute schon das kreischende Geräusch der Säge, die den einfachen Sarg schneidet! Der Aberglaube an Bord betreffs der Eule erhält so seine Nahrung. Einer der Chilenen, ein braver Arbeiter und Familienvater, war etwa 6 Meter hoch bei einer Umstauung abgestürzt und eine schwere Luke, die ihn traf, hinterher. Er war vorher gewarnt worden, hatte indessen im Eifer der Arbeit die Befolgung der Vorsichtsmaßregeln versäumt. Von Fliegen umschwärmt, suchte der Doktor dem auf einem Tische an Deck liegenden Verunglückten, einem starken schwarzbärtigen Manne mit wachsgelbem Gesichte, die Herztätigkeit zu beleben. Der Arme war schon fast eine Leiche und stöhnte, wenn er bewegt wurde, nur laut im bewußtlosen Zustande. Es währte denn auch nicht lange, bis er tot war.

Die Chilenen legten den verschiedenen Kameraden auf dem Vordeck unter eine wollene Decke und saßen mit ernsten Mienen still daneben; vier brennende Laternen hatten sie um ihn aufgestellt. Wahrscheinlich beteten sie. Auch die Nacht über wurde Totenwache gehalten. „Sie sind besser als unsere Leute," hörte ich einen der Offiziere sagen. — So ein Todesfall an Bord bringt leicht Schwierigkeiten für das Schiff mit sich, weil im nächsten Hafen sofort Ansteckungskrankheiten gewittert werden, zumal von nordamerikanischen Beamten. Der Kapitän gab dem Wunsche der Chilenen nach einem Landbegräbnis nicht statt. Es war auch vielleicht zu warm dazu, und wir hätten einen costaricanischen Hafen anlaufen müssen.

18. Oktober.

Heute früh haben wir den Chilenen auf 8° nördlicher Breite, ungefähr dem Golf von Dulce gegenüber, in See begraben; die Küste war in Sicht. Die Chilenen trugen den vom Zimmermann verfertigten, schwarzgestrichenen Kasten, den sie vorher mit der chilenischen Flagge bedeckt gehalten hatten, an die Bordwand. Der Kapitän, die Offiziere und wir Passagiere hatten dunkle Kleidung angelegt. Die herumstehende Mannschaft blieb im Arbeitszeug. Einer von den Chilenen sprach mit bewegter Stimme einige Abschiedsworte und wir sagten ein stilles Gebet. „Set em över Bord,“ befahl der Kapitän, indem er sich die Mütze wieder aufsetzte. Mehrere der Chilenen schluchzten. Die Ladewinde rasselte, und der mit Löchern zum schnellen Sinken versehene Sarg senkte sich zur Wasserfläche; hier stellte er sich, des beschwerten Fußes halber, senkrecht und verschwand sofort. Die halbstocks wehende Flagge ward niedergeholt, und wir dampften weiter. — Wie ich hörte, zahlt die Linie in solchen Todesfällen 500 Pesos an die Hinterbliebenen des mitgenommenen Arbeiters.

20. Oktober.

In manchen Kreisen der Wasserkante herrscht noch immer, obgleich lange nicht mehr in dem Grade wie früher, eine etwas säuerliche Stimmung gegen die Marine. Gestern Mittag kam sie einmal zum heftigen Durchbruch und brachte mich in lebhaften Gegensatz zur Tafelrunde. Namentlich, daß die Reichskommissarstellen früheren Marineoffizieren vorbehalten bleiben, wurmt zahlreiche Elemente aus der Handelsflotte. Eine gewisse Berechtigung kann man dem Wunsche, von seinesgleichen

in oft folgenschwerer Kritik beurteilt zu werden, ja nicht absprechen.

Gestern Abend gingen wir auf der Reede von Panama zu Anker, ziemlich weit draußen. Zwischen uns und der Stadt ragten die Masten eines vor längerer Zeit gesunkenen Dampfers aus dem Wasser. Die vielen seltsam geformten, teils übergrünten Steil-Inseln und Felsbrocken und die wenn auch nicht hohe, so doch malerische Bergformation der Küste verleihen dem Landschaftsbilde etwas sehr Reizvolles. Gewisse Farben der Luftstimmung, von denen z. B. die Halbinsel Azurro den Namen trägt, erhöhen den Eindruck. Heute früh gingen wir ein Stück näher, bei dem Felskegel Flamenco und der Insel Naos, auf der sich eine Reparaturwerft befindet, an die Stadt heran, lagen aber noch immer ein paar Seemeilen weit ab. Im Gegensatz zu unserer Erwartung machte Panama einen ganz toten Eindruck; kein Boot nahte sich. — Wegen der großen Hitze „döst" alles an Bord. Endlich erhielten wir nach Untersuchung durch den nordamerikanischen Arzt Erlaubnis zum Verkehr mit dem Lande. (Weiteres siehe Band I der Amerika-Wanderungen, Seite 74 und 75.)

21. Oktober.

Der nordamerikanische Agent unserer Gesellschaft nahm einige andere Herren und mich mit auf seinem Dampfer an Land. Wegen der vielen Klippen ist die Hafeneinfahrt nicht ungefährlich. Wir landeten in dem schmutzigen Winkel an der Treppe beim Marine-Hotel, wo sich eine Wache rotbemützter Panama-Soldaten rekelte. Ein neues Gebäude der Elektrizitäts-Gesellschaft, ein Krematorium, einige Beginne zur Sanierung und zur Unterbringung nordamerikanischer Beamten bemerkte ich

Junge Mexikanerin.

Der „Herr der Inseln" und der Bärenjäger Ericsson, Britisch Kolumbien.

in der engen Stadt, sonst wenig in Angriff Genommenes. (Erst im Oktober 1906 ist von Washington aus die Aufforderung zum Kanalbau erlassen worden! Und zwar soll er Unternehmern, die 5 Millionen Dollars Kapital nachweisen und 3 Millionen Kaution stellen können, überlassen werden.)

Als wir im Hotel saßen, begann der Regen niederzuströmen. Und da er nicht nachließ, verloren die Herren den Mut, an Bord zurückzukehren, glaubten auch vielleicht mehr Unterhaltung als dort zu finden. So mietete ich mir denn allein ein Boot mit zwei Leuten. Es gab eine lange Fahrt im Dunkel, bei Blitz, Donner und Regenböen. Ich steuerte und konnte die Inseln erkennen, aber zunächst nicht das Licht unseres Schiffes. Wir ruderten und segelten bei achterlichem Winde zugleich; da dieser indessen stets wechselte, ging das Segel häufig über. In dem hohen Seegang kamen wir zuweilen ganz dicht an den von wildem Brandungsgischt übergossenen Klippen vorbei, die ich oft erst im letzten Augenblick bemerkte; die Leute gaben mir aber durch Winken an, wie ich steuern müßte. Endlich konnte ich die einzelnen Lichter der „Hathor“ unterscheiden und war recht froh, als ich, naß wie eine gebadete Katze, auf das tief eintauchende und dann wieder entschwebende Fallreep springen konnte. Der gute Obersteward war krank; der zweite Steward verschaffte mir noch Abendbrotreste, die famos mundeten, und sprach „von Ihrer geehrten Nummer“, womit er höflichst die Nummer meines Serviettenringes meinte. — Ein großer Hai verschluckte heute mit Appetit eine über Bord geworfene Ochsenlunge, den Magen ließ er aber, vielleicht weil die bittere Galle daran war, unberührt. Recht viele Mos-

kitos, eine graue und eine ſchwärzliche Art, hatten ſich reichlich an Bord eingefunden. — Bis Mitternacht leichterten wir eifrig in einen längsſeit gekommenen Schoner und gingen dann am 22. früh nach Buenaventura in Kolumbien in See.

Alſo nun nach Südamerika!

Weitere Küſtenreiſe auf der „Hathor“, von Panama nach Callao.

Bahia del Choco. — In Buenaventura. — Von Kolumbien nach Ecuador. — Paſſieren des Äquators. — Chicane und Kühle. — Alte Karten. — Vor der Mündung des Caracaz-Fluſſes. — Bei den Vertretern der Cagua-Handelsgeſellſchaft in Caracaz. — Zwei Speiſezettel. — Ein ſtreikender Schulmeiſter. — Weiteres Steinnußnehmen in Manta. — Gute Segler. — Hut-Induſtrie. — Allerlei Getier. — Die Reede von Machalilla. — Noch etwas Zoologiſches. — Ein Rencontre. — Auf dem Wege nach Guayaquil. — Wir ſollen das Gelbe Fieber haben. — Die Stadt Guayaquil. — Soldaten. — Ecuadorianer und Nordamerikaner. — Politiſche Geſchäftsabſchlüſſe. — Die Cordilleren bei Bolivar. — Der peruaniſche Hafen Paita. — Gut uniformierte Leute. — Händler-Wettkampf. — Wir werden ausgeſchwefelt. — Ankunft in Callao. — Anzeichen höherer Kultur. — Liebenswürdigkeit des Kapitäns beim Verlaſſen der „Hathor“. — Nordamerikaniſcher Intereſſenkampf. — Schlußwort zum zweiten Bande.

Stiller Ozean! Die Sonne glitzerte auf den ſanften, tiefblauen Schwellungen; am blauen Himmel ſtanden die leichten, weißen Cumuli. In das Rauſchen des Bugwaſſers miſchte ſich das gleichförmige Mahlen und Stampfen der Maſchine. Kühlender, ſüdlicher Zug milderte die Wärme. Ja, es wurde wieder 80° F in der Kammer und oben in der Hängematte faſt zu kühl, als

die „Hathor" am 23. Oktober, einem regneriſchen Sonntage in der kolumbianiſchen Bahia del Choco*) anlangte. Grün und niedrig lag die Küſte vor uns, von Bergen gab es bei dem vorliegenden Wolkenkranze zunächſt nichts zu ſehen. An umbrandeten Einzelfelſen vorbei dampften wir, vorſichtig lotend wegen der ſehr wechſelnden, oft ganz geringen Tiefe, in die flußartige Bai hinein, wobei ein Indianerlotſe uns durch das bojenloſe Fahrwaſſer bis vor die Stadt Buenaventura brachte. Es ſind eine ganze Reihe von Rios, darunter die Flüſſe San Antonia, Buenaventura und Cayman, die dieſen Flußausgang bilden. Ringsum deckt dichter Urwald das Land, geſäumt von dem weißrindigen Mangle- oder Mangrovenwald. Da und dort ſchimmern neben Bananenkulturen die Blätterdächer von Hütten. Von Buenaventura kann man über die Kordillere ins Cauca-Tal und wieder über Kordillerenketten zum Hochplateau von Bogotá gelangen. Der Weg gilt jedoch für äußerſt zeitraubend und mühſelig.

Buenaventura, obwohl wegen Fiebers nicht gut beleumundet, iſt noch nicht der ſchlimmſte Ort dieſer Küſten; dennoch möchte ich dort ſelbſt nicht begraben werden. Ganz nette und beſcheidene Leute kamen an Bord, unter den Europäern zwei Engländer, die die Station der nordamerikaniſchen Kabelgeſellſchaft bedienen. Ihre Wohnung, hoch auf den Höhen über der Stadt, iſt noch die netteſte des ganzen Ortes, allein die Frau des einen Beamten konnte es ſchon nach den Flitterwochen nicht

*) Anmerkung. Die Orientierungskarte für die wenigen hier folgenden Häfen wird erſt dem dritten, dem Südamerika-Bande beigegeben werden.

mehr dort aushalten und wollte nun um jeden Preis fort. Von den Höhen genoß man über Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Mangos, Pandanus und Hibicusbüſche fort ſehr hübſche Blicke über die untere Stadt mit einigen rotgeſtrichenen Dächern, über die oberen Hüttenſtraßen und auf Pfählen im Sumpfe liegende Hütten, und ſchließlich über die Bai und die zwiſchen den Waldmaſſen ſich verzweigenden Waſſerarme und das Gebirge. Auf einem Hügel ragte eine von gelbblühenden Schlinggewächſen überwucherte, zur Zeit leerſtehende große Holzkirche. Gegenüber lachten uns aus den Fenſtern einer recht großen Schule viele vergnügte, dunkelbraune Knabengeſichter an. Außer einer Cigarillo-Fabrik bemerkt man bei vielen Hütten auch die Tabaks-Hausinduſtrie. Überall liegen trocknende Tabaksblätter, drehen Weiber, mit Pfeifen im Munde, Zigarren. Ein Vater brachte uns ſein ſplitternacktes, faſt negerſchwarzes Mädelchen, dem er auch eine Pfeife zwiſchen die Zähnchen geſteckt hatte, zum Photographieren. Am ödeſten mutete der aus einer längeren Straße am Hafen beſtehende Hauptteil an, der aus ziemlich großen und teilweiſe auf Pfählen in die See vorgebauten, wellblechgedeckten Holzhäuſern beſteht. Schmutzig und finſter ſahen ſie aus. Außer einigen Oſtaſiaten waren hier beſonders Franzoſen Eigentümer der Läden. Es befindet ſich auch ein franzöſiſches Konſulat am Platze. Das genießbarſte Trinkwaſſer fängt man von den Dächern auf; regnet es lange Zeit nicht, tritt an dieſem von Gewäſſern umgebenen Orte Waſſermangel ein. Wir landeten mühſam, mitten im ſchwarzen Sumpfe der Ebbe; bei der Abfahrt konnten wir einen unten an den Felſen des Innenhafens liegenden, von der Flut umſpülten Lokomotiv-

kessel als Einsteigeplattform benutzen. Es ist hier nämlich der Bau einer Bahn nach der Stadt Cali begonnen worden. Die kleinen Lokomotiven aus Philadelphia, die mangelhaften Wagen, Schienen und eine leidliche Reparaturwerkstätte deuteten auch auf etwas Betrieb oder gewesenen Betrieb hin. — Das Leichtern geschah ganz flott in geschlossenen Leichtern oder großen Kanus. Buenaventura ist der kolumbianische „Kriegshafen" am Pacific. Das Stationsschiff, das gerade in See dampfte, war also gebrauchsfähig und zeigte uns sauber brennende Lichter. Ein deutscher Seemann war früher der Kommandant, vielleicht ist er es noch. — Wie Ruß bedeckten Scharen kleiner schwarzer Fliegen zeitweilig unsere oberen Schiffsräume. Ihr leichter Stich hinterläßt ein kleines rotes Pünktchen. Wie es scheint, verschwindet eine Insektengattung — hier waren es die Moskitos — sobald eine andere in Massen auftritt.

Auf der Weiterfahrt nach dem bolivianischen Hafen Bahia Caracaz passierten wir in der Nacht vom 26. auf den 27. Oktober den Äquator. Mein Fürther Freund und seine Anhänger strebten eifrig danach, mich zu boykottieren und z. B. aus Schikane mir das Nächtigen auf einer Bank des Rauchzimmers zu verleiden. Da es aber merkwürdigerweise immer kühler wurde, je mehr wir uns dem Äquator näherten, empfand ich es durchaus nicht unangenehm, fortan nur unter Deck zu schlafen. Bei einer Kammertemperatur von 78° F (25⁵/₉° C) begann man bereits zu frösteln.

Auf der ganzen Küstenstrecke hier münden viele Buchten bildende Flüsse, die überwiegend mehr oder weniger unbekannt sind; auch von den hier hausenden Indianerstämmen, u. a. bei Tumaco in der Nähe der

angenommene Grenze zwischen Kolumbien und Ecuador, soll man nicht viel wissen. — Als zuverlässigste, wenn auch nicht ganz vertrauenswürdige Küstenkarte gilt noch immer die englische von 1847. Die Küstenstaaten selbst tun nichts für die Vermessung. Ohne Erlaubnis sind wohl inzwischen von einigen anderen Nationen bessere Karten angefertigt worden, doch werden sie nicht zum allgemeinen Gebrauche herausgegeben.

Am 27. früh ankerten wir in der Mündung des Caracaz-Flusses. Eine mäßig hohe Berglandschaft mit braunen, zum Teil kahlen Trockenwaldungen umgab uns. Die kurzen, lehmigen Steilabschnitte und das grüne Wasser davor, nebst den an unsere Last-Jachten erinnernden Segelleichtern, verliehen unter kühlem, grauen Himmel dem Ganzen das Gepräge eines Ostseeküstenbildes, und zwar eines ziemlich trostlos winterlichen. Weiße Salzauswitterungen oder von Bränden zurückgebliebene Asche auf Bäumen sowie in großen Flecken auf dem Boden verstärkten noch diesen Eindruck, den man in der Äquatornähe wahrlich nicht erwartet haben würde.

Weit lagen wir vom Lande ab, und so segelte ich mit einem der Leichter dorthin. Zwischen gefährlichen Riffen hindurch ging es nach dem reizlosen Lande. Hinter dem häßlichen, nur durch wenig Vegetation verschönten Ort zieht sich der Fluß weit landein und wird auch von kleinen Dampfsahrzeugen befahren. Ringsum liegt eine Reihe von Städten; die Gegend soll reich sein, was man ihr freilich von hier aus durchaus nicht ansah.

Die sandigen Straßen ziehen sich etwas hinan zwischen Häusern, die aus Bambusrippen erbaut, mit Lehm beworfen und vielfach mit Wellblech gedeckt sind. Ein großes Spritzenhaus, eine Schule und eine frühere

Kirche fallen auf. Caracaz ist nämlich ein von Revolutionären zerstörter Bischofssitz. Ich fragte mich nach der Casa aléman durch, einem umfangreichen, wenn auch nicht schönen Gebäude, das recht große Magazine enthält. Auch die Cagua-Handelsgesellschaft eines Hamburger Hauses befindet sich hier, die uns 800 t Steinnüsse (vegetabilisches Elfenbein, das vorzugsweise zur Knopffabrikation benutzt wird) liefern sollte. Zwei junge Leute, ein Süddeutscher, der ganz freundlich war, aber das unverständige Räsonnieren auf deutsche Verhältnisse, das man leider nicht selten bei den Landsleuten draußen findet, besonders an sich hatte, und ein Berliner hielten das Platzgeschäft jenes Hauses in der Hand. Der Berliner hatte als Husaren-Einjähriger gedient und bekleidete hier im Nebenamt den Posten eines Feuerwehrhauptmanns, der ihm eine prächtige Uniform eintrug. Wie ich hörte, wurde die einzige Feuerspritze zurzeit lediglich als Pumpe benutzt. Regenwasser wird auch hier als kostbares Trinkwasser aufgefangen. Die Esel mit Fäßchen auf dem Rücken und dahinter einen reitenden Knaben, die aus gegrabenem Brunnen Wasser von dem sandigen Landungsplatz brachten, bildeten einen Charakterzug des anspruchlosen Straßenlebens. Die jungen Leute sagten mir, daß sie einige Familien zum Verkehr hätten; im übrigen aber schienen sie höchst bescheiden zu leben, so daß sie fast in Verlegenheit gerieten, als ich, harmlos der flotten Einladung des Süddeutschen folgend, bei ihnen im kahlen Junggesellenheim erschien. Bedienung schien im glücklichen Ecuador eine rare Sache zu sein. Der Husar und Feuerwehrhauptmann kochte eigenhändig; Tag für Tag gab es nur Beefsteak und Bratkartoffeln. Ich traf meine Wirte in Hemdsärmeln

schon bei der Vertilgung des Restes ihrer Mahlzeit an. Liebenswürdigst aber statteten sie diesen noch mit einer Konserve für den unerwarteten Gast aus. Zum Dank dafür wollte ich sie photographisch mit ihrem Heim den Zeitgenossen überliefern, indessen, wie so oft, entsprach auch hier das Resultat nicht der erhofften Vollendung. Als Gegenstück gebe ich hier ein üppigeres „Menu" zum besten, das wir abends an Bord hatten. Also: „Suppe, Mehlbeutel mit Backobst, Salzfleisch, Bratkartoffeln und Grünkohl, Hammelbraten, Kartoffelpüree und Schnittbohnen, Pfannkuchen nebst Preißelbeeren, Käse, Sardinen, kalter Aufschnitt, Apfelsinen, Äpfel und Kaffee." Mehr kann man nicht verlangen! Daß dies alles, reichlich serviert, nicht auf einmal von uns in der Kajüte gegessen werden konnte, war klar; vielleicht fand sich aber doch zur Vertilgung auch dieser Reste anderweitig genügende Unterstützung.

In Caracaz lebte ferner ein deutscher Schulmeister, ein früherer Pfarrer, Gaucho usw., der mir als nicht gut beleumdet geschildert ward. Da ihm von seinen bolivianischen Prinzipalen kein Gehalt gezahlt wurde, streikte er zurzeit, was durchaus vernünftig von ihm erschien.

Bei 75° F in der Kammer schlug ich mich zum Mittagsschlafe in eine dicke wollene Decke ein.

Nach verschiedenen Erregungen zwischen Kapitän und Agenten dampften wir am 30. Oktober nach der Manta-Bai weiter, um hier unsere Ladung von Steinnüssen zu vervollständigen.

Es war ziemlich dieselbe „Couleur in Braun". Die gewaltige Kordillere sah man nicht, nur mäßige Berge hinter Manta, darunter den fast dreieckig erscheinenden

Monte Chriſto. Ein paar Deutſche von der genannten Handelsgeſellſchaft leben auch an dieſem, etwas größer als Caracaz erſcheinenden Orte.

Auf kleinen, offenen Leichtern, deren Segel an Bambushölzern ſie faſt wie lateiniſche Dreiecksſegel trimmen, ſegeln die Küſtenleute von Manta ganz ausgezeichnet, ſogar in ſchwerer See. Die Waſſerfarbe erinnert durch ihre Bläue an die des Genfer Sees. Die Binnenſtadt Monte Chriſto beſitzt einen bedeutenden Umſatz der von Indianern meiſterhaft geflochtenen Strohhüte, d. h. Hüte aus den Blattfaſern der Carludovica palmata, die als ſogenannte Panamahüte, von hier oder über Guayaquil exportiert, meiſt aus Ecuador ſtammen. Einen Hut von wunderbarer Feinheit, der in Mexiko-Hauptſtadt oder New York ſeine 50 Dollars Gold gekoſtet hätte, erwarb ich hier für etwa vier Dollars. Gegen Beſchwindeln muß der Unkundige aber vorſichtig ſein. Unter anderen an Bord zum Verkaufe gebrachten Kurioſitäten befanden ſich auch durch plumpe Karminfärbung roſenrot gemachte Geweihe. Aalartige Waſſerſchlangen konnte man erwerben. Ihr Schwanz war abgeplattet, die Farbe oben ſchwarz, unten, mit Zeichnungen, bei den einen gelblich, bei den anderen fleiſchfarben. Sie gelten für nicht giftig, dennoch ſcheuen die Leute ihren Biß. Ferner boten die Händler Stücke eines Holzes an, deſſen ſcharf-ſüßlicher Geruch alle Inſekten vertreiben ſoll. Offenbar erſtreckte ſich dieſe Wirkung auch auf die Menſchen. Mit den Steinnüſſen kam eine Menge von Käfern auf das Schiff; ſie glichen unſeren Junikäfern, nur mit weſentlich dünnerem, länglichen Kopf.

Die ſtattliche „Saxonia“ von der Hamburg-Amerika-Linie erſchien auf der Reede und lief im weiten Bogen

so nahe an gefährlicher Stelle unter Land, daß sie durch Signale der „Hathor" gewarnt wurde. Sie soll diese jedenfalls gut gemeint gewesene Warnung aber als unnötig empfunden und übel genommen haben.

Über und über voll von Steinnüssen, wozu auch noch etwas Kaffee kam, besuchten wir am 1. November abermals einen kleinen, ähnlich gearteten Ecuadorhafen, die Reede von Machalilla, südlich der Halbinsel, auf deren Nordseite Manta liegt. Die Küstenberge erschienen etwas höher und malerischer. Ein auffallend schönes Echo fand der Ton der Dampfpfeife an ihnen. Der kleine Ort, inmitten mit der Kuppel einer Holzkirche, breitet sich hart am Strande auf sterilem Lehmboden aus. Ein großer Hummer von höchst eigentümlicher Gestalt ward gefangen; Händler boten dreizehige, kleine, meerschweinartige Nagetiere zum Verkauf an sowie eine handgroße Muschel (Tritonform), deren fettes rotes, blaugesprenkeltes Tier ein guter Bissen sein sollte. Zeitweilig soll es hier reiche Taubenjagd geben. Ich beobachtete gern den Flug der Pelikane. Sie bilden eine Kette; der Vordermann macht einige schwerfällige Flügelschläge und streicht dann auf unbeweglichen Schwingen eine Zeitlang horizontal weiter, immer mit diesen Bewegungsarten wechselnd, und wie auf Kommando führen die Hinterleute die gleichen Manöver pünktlichst aus. — Am Lande gab es ein Erdbeben, wovon wir an Bord nichts spürten.

Wir nahmen Kaffee und setzten am 2. November unseren Weg nach Guayaquil fort.

Wie ein Helgoland in Gelb tauchte das Kap San Elena aus den blauen Wogen. Wir sahen wohl den ersten Feuerturm seit Salina Cruz. In einer Sand-

bucht und auf der Höhe gewahrte man zuvor die gleichnamige Stadt mit recht vielen Häusern.

Ich hatte einen kleinen Zusammenstoß mit dem langen Doktor, der bei Tische über die „Hunnenbriefe" usw. höhnte, indem er über Deutschland herzog. Ich verbat mir diese Verunglimpfung auf einem deutschen Schiffe. Er schwieg, strafte mich aber fürderhin mit Verachtung und grüßte mich auch bei Begegnungen am Lande nicht mehr.

Am 3. November früh liefen wir aus dem seeartigen Kanal von Jambeli in das Mündungsgebiet des Guayas ein. An Backbord zog sich die Puna-Insel hin, mit einigen Hügelzügen darauf, sonst niedrig, in der Mitte fjordartig zerrissen. Die Entfernung bis zur Stadt Guayaquil beträgt von der Mündung des Flusses ans etwa 75 Seemeilen. Das Fahrwasser ist im ganzen gut, doch erstreckt sich vor dem schmaleren, eigentlichen Fluß eine störende Barre, deren schwarzen Mudd auch unsere Schraube aufwühlte. In der Bucht von Puna schaut ein Leuchtturm hoch von gelber Klippe. Vor Anhöhen liegt ein ganz netter Ort mit roten Dächern im Grünen. Auch Badehäuser gewahrt man. Voll Selbstbewußtsein erschien ein Arzt an Bord, der uns Ausräucherung und Quarantäne verhieß, da wir von Panama kämen und einen Fall von gelbem Fieber an Bord gehabt haben sollten. Daß wir alle äußerst gesund waren und inzwischen fast 14 Tage lang Ecuadorhäfen besucht hatten, schien ihn zunächst nicht von seinen bösen Absichten abbringen zu wollen. Allein, dann erhielten wir doch einen würdigen Lotsen und konnten weiterziehen. Bei Flutbegünstigung eilten wir rasch an Wiesen mit zuweilen parkartigem Baumgrün entlang. Neben

Haciendas wuchsen Palmen; Rinder und weiße Ziegen weideten; im Hintergrund stand das Gebirge im Schleier. Endlich lag Guayaquil stattlich am Fuße einer niedrig gebuckelten Bergkette, den Cerros de la Cruz, deren letzter Buckel sich wie ein kleines Gibraltar aus rotem Sandstein aufreckte, vor uns. Unter Palmen bemerkten wir vor der Stadt zunächst das von Aasgeiern umflatterte Schlachthaus. Die Stadt ist auf der nördlichen Flußseite erbaut; südlich setzt sich das Einzelgebirge fort. Mangroven säumen das niedrige, von Wasserarmen durchzogene Vorland des seeartigen Flusses. Südlich bei der Einmündung des Rio Bodegas gewahrt man die Station für die ins Innere führende kurze Eisenbahn. In meist schiefergrauen Holzhäusern zieht sich die Stadt am letzten Berghang aufwärts; mehrere Kirchtürme ragen. Im Einschnitt des Winkels zeigen sich unten größere Gebäude, davor Dampfer am Kai, auch Flußdampfer, ankernde Segelschiffe, eine Hellig und viele Boote sowie Kanus, die die Abfuhr der Stadt nach der anderen Seite schaffen. Wir sind also wieder einmal bei einer größeren Stadt, an deren Beginn wir auf dem Strome zu Anker gehen. Eine deutsche und eine dänische Bark heißten für uns die Flagge, und wir begrüßten das staatliche Wachtschiff Ecuadors.

Oft auf dieser Reise fand ich die Konsuln und besonders ihre Familien gerade nicht draußen; so erging es mir zu meiner Enttäuschung auch wieder hier. Guayaquil steht ja gesundheitlich nicht im besten Rufe; es soll mit dem Gelben Fieber aber doch nicht so schlimm sein, wie es häufig geschildert wird. Die Stadt zählt etwa 30 000 Bewohner, darunter 600 Europäer, die, soweit es Deutsche sind, annähernd ein halbes Hundert, viel-

sach recht bedeutenden Firmen angehören und auch einen eigenen kleinen Klub besitzen.

Um die hölzernen Landungsbrücken und Landungsplattformen spielt sich ein reges und buntes Treiben ab; zahlreich sind die braunen Händler und Händlerinnen von Früchten und Gemüsen, die in üppiger Fülle in den Kanus und in der Markthalle hochaufgetürmt liegen. Breite Treppen führen gleich zu diesem mit einem Turm geschmückten Gebäude hinan. Unmittelbar dahinter liegen ziemlich lebhafte Straßen, die viele höhere, buntbemalte Holzhäuser und recht ansehnliche Verkaufsauslagen zeigen. Ein armseliger Maultiertram bildete das Verkehrsinstitut. Weiter in die Stadt hinein werden die Straßen breiter, sandig und verlieren sich bei erbärmlichen, auf hohen Pfählen stehenden Hütten, die umgeben sind von den üblichen Borstenvieh-Idyllen des spanischen Amerika. Auf einem Plan sah ich größere Abteilungen von braunen Soldaten unter Aufsicht mehr oder weniger bummelnder, goldverzierter Leutnants „Griffe kloppen" und „langsamen Schritt" üben.

Über die Ecuadorianer wurden mir allerlei unglaubliche Geschichten erzählt, die gerade nicht viel Schmeichelhaftes für das öffentliche Wesen und manche seiner Repräsentanten enthielten. Man muß solche häufig auf üble Einzelerfahrungen beruhenden Darstellungen indessen nicht immer als typisch erschöpfende auffassen. Die Regierung scheint eine heilige Angst vor den Nordamerikanern zu besitzen. Man hat sich gegen den von Nordamerika oktroyierten sanitären Überwachungsdienst gewehrt, doch mußte der betreffende Regierungserlaß zurückgenommen werden, da die Nordamerikaner einfach alle Dampfer, die in ihre Häfen einliefen, wenn

sie auf der Reise Guayaquil berührt hatten, in wochenlange Quarantäne legten. Dadurch erzwangen sie wieder die Gesundheitsatteste durch ihre eigenen Konsuln, und zwar für Schiffe aller Flaggen. Bei den neuerdings durch den nordamerikanischen Staatssekretär Root abgeschlossenen „Gegenseitigkeitsverträgen" mit den südamerikanischen Staaten ist außer Brasilien gerade Ecuador in besondere Intimität gezogen worden. Die Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsverträge der zentralamerikanischen Staaten (mit Ausnahme von Nicaragua) unter sich resp. mit Nordamerika, wozu man der Beihilfe Mexikos nicht entraten konnte, waren vorangegangen. — Von Guayaquil nahmen wir auf kürzere Zeit abermals eine bräunliche, kinderreiche Familie in der ersten Kajüte mit; diese betrug sich aber durchaus angemessen; die vier- bis fünfjährigen kleinen Puten sorgten geradezu mütterlich mit für die ein- bis zweijährigen.

Am 5. November dampften wir weiter nach dem noch im Guayaquil-Golf südlich der Insel Puna gelegenen Bolivar; an der Mündung des Flusses S. Rosa gelegen, ist es der Hafenort der Stadt Machala. — Es ward recht kühl. Ungeachtet der Bewölkung im Norden und Nordosten traten abends die Kordilleren in gewaltiger Erhabenheit heraus. Man unterschied deutlich die vordere, etwa 2000 Meter hohe Kette von der hinteren, etwa 5000 Meter hohen. Ob unter den sichtbaren Spitzen der Chimborasso war, kann ich nicht sagen; wahrscheinlich aber befanden sich El Altar, dessen Höhe 5404 Meter beträgt, sowie die Vulkane Sangay und Quinvaloma dabei. Bolivar erschien als ein richtiges Mangrovenloch. Vor einigen Häusern erstreckte sich eine

gute, von französischen Ingenieuren kürzlich erbaute Pieranlage. Eine kleine Bahn führt nach Machala. Ein Flußdampfer brachte uns ein nicht sehr reizvolles, neugieriges Sonntagspublikum an Bord. Die umliegenden Provinzen sollen reich sein, namentlich an Steinnüssen und Kakao.

Am 7. November erreichten wir Paita, den ersten peruanischen Hafen. Man spürte die Wüste von Sechura. An der von bank- und basteiartigen Felsen umgebenen Bucht wuchs absolut nichts! Nur das grüne Wasser davor war schön. Im Hintergrunde zeigt sich die mehrere tausend Einwohner zählende Stadt Paita mit farblosen, niedrigen Häusern, die durch einige ansehnlichere Gebäude unterbrochen werden. Das Boot, das Beamte, Doktor und Hafenkapitän an Bord brachte, sah kriegsschiffmäßig ordentlich aus. Die Herren waren meist alte, ausgediente Seeoffiziere in guten Uniformen. Eine bunte Menge von Händlerbooten erschien. Als unser kleiner Chilene sich ins Fallreep stellte, um das in den Booten harrende Volk zu photographieren, brach dieses spontan in eine ungeheuere Heiterkeit über seine groteske Erscheinung aus. Der gute, arme Kerl nahm diese Ovation fast geschmeichelt auf. Auf das Zeichen, ans Fallreep kommen zu dürfen, entspann sich ein wilder Wettkampf der Händler, der sich im gegenseitigen Niederrennen auf der Treppe fortsetzte; namentlich eine dicke, einen schweren Korb auf dem Rücken tragende Indianerdame kämpfte verzweifelt gegen den sie immer wieder zurückreißenden Konkurrentenstrom. Feilgeboten wurden u. a. preiswerte Strohhüte (man kaufe keine gesteiften!), Kalabassen, Korallen, Tontöpfe und furchtbare Süßigkeiten.

In Paita genossen wir das Glück, durch einen längsseit kommenden Prahm gründlich unter ärztlicher Leitung ausgeschwefelt zu werden. Alles hustete und wischte sich die Augen in den erstickenden Dämpfen der schwefligen Säure. Das in einer Kammer liegen gelassene Baby der Familie aus Guayaquil wäre auf ein Haar umgekommen. In Paita soll die Pest ziemlich arg gewesen sein, weshalb der Blödsinn des Ausschwefelns, der zu nichts gut ist, als daß die Schiffe den Beamten die Taschen füllen, wohl besonders gewissenhaft betrieben wurde. Selbst wenn dabei eine allgemeine Rattentötung möglich wäre, würde sie auf einem beladenen Schiffe kaum wünschenswert erscheinen.

Wir hatten für Paita Mehl geladen und nahmen Häute und Holzkohle — die doch kaum aus der kahlen Sierra stammen konnte — für Callao mit. Neben uns lag ein interessanter, uralter Walfischfänger aus Chile, ganz wie ein antiquiertes Kriegsschiff getakelt. Zum Tragen von weißem Zeug war es schon zu kühl geworden.

Ich hatte mich entschlossen, in Callao von Bord zu gehen. Es war das erste und letzte Mal, daß ich ein deutsches Schiff ohne Bedauern verließ.

Zwischen bienenkorbförmigen Felsen langten wir am 10. November abends auf der Reede von Callao an. Callao liegt flach; in der Ferne schimmerten auf höherem, zeitweilig von Wetterleuchten erhelltem Plateau darüber die Lichter von Lima aus dem Dunkel.

Das war ein tröstlicher Anblick!

Der nächste Tag fand uns in der Nähe eines lebhaften Hafentreibens vor dem nicht übermäßig schönen, aber gegen die in letzter Zeit sonst besuchten Orte eine bemerkenswert höhere Kultur verratenden Callao vor

Anker. Hier hatten wir ein aus San Francisco mitbekommenes Kabel für einen nordamerikanischen Kabelleger abzugeben. Unser Kapitän half mir zuletzt noch liebenswürdig durch die Zollschranken hindurch. Niemand beachtete jetzt mein Schießgewehr, das mir an den Grenzen zentralamerikanischer Staaten so häufig Schwierigkeiten gemacht hatte.

Ein anderer Kosmos-Dampfer, der „Radames", auf dem ich sehr gern gewesen bin, sollte mich später weiterführen. Doch meine eigentlichen Südamerika-Reiseerlebnisse bleiben dem dritten und letzten Bande meiner „Amerikawanderungen" vorbehalten. Viel Interessantes stand mir bevor, und der stille Kampf nordamerikanischer Interessen gegen europäische, in erster Linie gegen deutsche, der sich wie ein roter Faden durch das Erwerbsleben der ganzen Westhemisphäre außerhalb der Union zieht (der ebenfalls bestehende innerhalb gehört nicht zu meinem Thema), fand gerade hier die schärfste Beleuchtung. Wirtschaftlich bisher noch minder erfolgreich, ward er unter dem Druck um so schärferer politischer Arbeit betrieben.

Wie alles auch kommen möge, wir dürfen uns durch die Politik nicht entreißen lassen, was deutsche wirtschaftliche Tüchtigkeit gerade in ganz hervorragendem Maße in Südamerika erzielt hat.

Den Verzichtenden, die sorgenvoll fragen: „Ist es nicht alles natürlich? Was soll man gegen die gewaltige Überlegenheit an Kapital und Machtmitteln, gegen geographische Bevorzugung und teilweise billigere und bessere technische Leistungen tun?", kann man nur erwidern: „Laßt euch nicht „bluffen" und seid nur ebenso energisch wie die Herren aus Nordamerika!" Wie schrieb

zudem der treffliche Ratzel in ſeiner Politiſchen Geographie? „Die atlantiſchen, paziſiſchen und Golfſtaaten der nordamerikaniſchen Union vertreten ebenſo auseinanderſtrebende Intereſſen, wie die Himmelsrichtungen ihrer Lage auseinandergehen.“ Daß wir die Flinte ins Korn werfen, iſt gerade das, worauf unſere nimmerſatten, zähen Konkurrenten losarbeiten, weil ſie wiſſen, daß, wenn wir es nicht tun, wir ihnen zu ſtark ſind!

Berichtigungen zu Band I der „Amerika-Wanderungen“:

Seite 65, Zeile 5 von oben des ſtatt de Les.
Seite 79, Zeile 6 von unten mightily ſtatt mightly.
Seite 307, Zeile 23 von oben Keller ſtatt Koch.

Druck der Deutschen Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H.
Zossen—Berlin SW. 11.

Digitized by Google

THE
NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Protektorat:

Se. Königl. Hoheit Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar und Se. Hoheit Herzog Friedrich zu Anhalt.

Vorstand:

Dr. **Max Jordan,**
Geheimer Ober-Regierungsrat zu Berlin.

Dr. **Erich Schmidt,**
Geheimer Regierungsrat und ordentl. Professor an der Kgl. Universität zu Berlin.

Dr. **Georg Reicke,**
Regierungsrat und Bürgermeister von Berlin.

Prof. A. v. Werner,
Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat
Direktor d. Kgl. Akademie d. Künste zu Berlin.

Satzungen:

§ 1. Der „Allgemeine Verein für Deutsche Literatur" verfolgt die Aufgabe, seinen Mitgliedern neue, gute populär-wissenschaftliche Werke hervorragender deutscher Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, Literatur, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Philosophie, Musik, Kunst u. s. w. zu einem billigen Preise zugänglich zu machen und mittellose deutsche Bibliotheken des In- und Auslandes durch unentgeltliche Lieferung von Vereinswerken zu unterstützen.

§ 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines jährlichen Abteilungsbeitrages von achtzehn Mark, der beim Eintritt in den Verein oder bei Empfang des ersten Bandes der Abteilung zu entrichten ist oder auch ratenweise vierteljährlich bezahlt werden kann.

§ 3. In jeder Abteilung erscheinen in Zwischenräumen von drei Monaten vier Werke im Umfange von ca. 20 Bogen Oktav, die sich durch geschmackvollen Druck und eleganten Halbfranz-Einband auszeichnen und allen Vereinsmitgliedern postfrei zugesandt werden.

§ 4. Die Vereins-Veröffentlichungen gelangen zunächst nur an die Mitglieder zur Versendung und werden an Nichtmitglieder erst später und nur zu bedeutend erhöhtem Preise (der Band zu 6—9 Mark) abgegeben. Der sofortige **Umtausch** eines neuerschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes ist den Vereins-Mitgliedern **ohne jede Nachzahlung gestattet.**

§ 5. Der Eintritt in den Verein kann jederzeit erfolgen. Die Beitrittserklärung ist an eine beliebige Buchhandlung oder an die Geschäftsstelle des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur" Berlin W., Elßholzstraße 12, zu richten. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Abteilung der betreffenden Buchhandlung oder der Geschäftsstelle des Vereins anzuzeigen.

§ 6. Die Geschäftsführung des Vereins liegt in den Händen des Verlagsbuchhändlers Alfred Paetel. Die Veröffentlichungen erscheinen im Verlag von Hermann Paetel.

Digitized by Google

Die Veröffentlichungen des „Allgem. Vereins für Deutsche Literatur" haben in den 33 Jahren seines Bestehens in allen Gauen Deutschlands und weit über dessen Grenzen hinaus die größte Anerkennung gefunden und sich in allen Schichten der gebildeten Gesellschaft, ja selbst in den höchsten Kreisen und unter den gekrönten Häuptern Europas eine überaus stattliche Zahl treuer Freunde erworben.

In den bisher erschienenen XXXII Abteilungen gelangten nachstehende Werke zur Ausgabe:

Abteilung I

†**Bodenstedt, Fr. v.**, Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys.

***Sybel, H. v.**, Vorträge und Aufsätze.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

***Schmidt, Adolf**, Historische Epochen und Katastrophen.

***Reitlinger, Edm.**, Freie Blicke. Populärwissenschaftl. Aufsätze.

***Löher, Fr. v.**, Kampf um Paderborn 1597—1604.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

Abteilung II

***Richter, H. M.**, Geistesströmungen.

***Heyse, Paul**, Giuseppi Giusti, Gedichte.

***Bodenstedt, Fr. v.**, Shakespeares Frauencharaktere.

***Auerbach, Berthold**, Tausend Gedanken des Collaborators.

***Gutzkow, Carl**, Rückblicke auf mein Leben.

***Hoyns, Georg**, Die alte Welt.

***Frenzel, Karl**, Renaissance- und Rococo-Studien.

Abteilung III

†**Vambéry, Hermann**, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

†**Lorm, Hieronymus**, Philosophie der Jahreszeiten.

†**Büchner, Ludwig**, Aus dem Geistesleben der Tiere.

***Lindau, Paul**, Alfred de Musset.

†**Bodenstedt, Fr. v.**, Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

***Goldbaum, W.**, Entlegene Kulturen.

***Reclam, E.**, Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Abteilung IV

***Woltmann, Alfred**, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

***Dingelstedt, Franz**, Literarisches Bilderbuch.

***Strodtmann, Ad.**, Leising. Ein Lebensbild.

†**Lazarus, M.**, Ideale Fragen.

***Lenz, Oscar**, Skizzen aus Westafrika.

***Vogel, H. W.**, Lichtbilder nach der Natur.

†**Büchner, Ludwig**, Liebesleben in der Tierwelt.

Abteilung V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Teil.)

†**Cassel, Paulus,** Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

Werner, Reinhold, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

Lauser, W., Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Abteilung VI

*Lorm, Hieronymus, Der Abend zu Hause.

*Schmidt, Max, Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

*Genée, Rudolf, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

*Kreyßig, Friedrich, Literarische Studien und Charakteristiken.

Abteilung VII

†**Weber, M. M., Freiherr von,** Vom rollenden Flügelrade.

Ompteda, Ludwig, Freiherr von, Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

***Das moderne Ungarn.** Herausgegeben von Ambros Reményi.

Abteilung VIII

†**Ehrlich, H.,** Lebenskunst u. Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Teil.)

*Renleaux, F., Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

†**Klein, Hermann J.,** Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Abteilung IX

†**Brahm, Otto,** Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

*Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

*Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekröntes Werk.)

*Gottschall, Rud. v., Literarische Totenklänge u. Lebensfragen.

Abteilung X

*Preyer, W., Aus Natur- und Menschenleben.

*Jähns, Max, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

*Lotheißen, Ferdinand, Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen.

Abteilung XI

†**Gneist, Rudolf v.,** Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

†**Güßfeldt, Paul,** In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahren 1859 bis 1885.

†**Meyer, M. Wilhelm,** Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

Brugsch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Abteilung XII

*Meyer, Jürgen Bona, Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

*Herrmann, Emanuel, Kultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirtschaft.

Büchner, Ludwig, Tatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Teil.)

Abteilung XIII

Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

*Meyer, M. Wilh., Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

Bodenstedt, Friedrich v., Erinnerungen aus meinem Leben. I. Bd.

Abteilung XIV

*Falke, Jacob von, Aus dem weiten Reiche der Kunst.

*Herrmann, Emanuel, Sein und Werden in Raum und Zeit.

*Henne am Rhyn, O., Kulturgeschichtliche Skizzen.

*Preyer, W., Biologische Zeitfragen.

Abteilung XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Literarisches. (Der „Modernen Oper" V. Teil.)

*Bodenstedt, Fr. v., Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

*Hellwald, Fr. v., Die Welt der Slawen.

*Spielhagen, Fr., Aus meiner Studienmappe.

Abteilung XVI

*Büchner, Ludwig, Das goldene Zeitalter.

Brugsch, H., Steininschrift und Bibelwort.

Meyer, M. Wilh., Mußestunden eines Naturfreundes.

*Sterne, Carus, Natur und Kunst.

Abteilung XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers. (Der „Modernen Oper" VI. Teil.)

Henne am Rhyn, O., Die Frau in der Kulturgeschichte.

*Gottschall, Rud. v., Studien zur neuen deutschen Literatur.

*Falke, Jacob v., Geschichte des Geschmacks.

Abteilung XVIII

*Werner, Reinhold, Auf fernen Meeren und Daheim.

*Ullrich, Titus, Reisestudien.

*Jähns, Max, Über Krieg, Frieden und Kultur.

*Dlercks, G., Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

Abteilung XIX

Ehlers, Otto E., An indiſchen Fürſtenhöfen. I. Band.

Ehlers, Otto E., An indiſchen Fürſtenhöfen. II. Band.

Brugſch, H., Mein Leben und mein Wandern.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

Abteilung XX

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. I. Band.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. II. Band.

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. II. Band.

***Fitzner, Rud.,** Die Regentſchaft Tunis.

Abteilung XXI

***Falke, Jakob von,** Aus alter und neuer Zeit.

***Frenzel, Karl,** Rokoko, Büſten und Bilder.

***Ehrlich, H.,** Modernes Muſikleben.

Wegener, Georg, Herbſttage in Andaluſien.

Abteilung XXII

Hanslick, Ed., Fünf Jahre Muſik. (Der „Modernen Oper" VII. Tl.)

Dove, Karl, Südweſt-Afrika.

***Herrmann, E.,** Das Geheimnis der Macht.

Ehlers, Otto E., Im Oſten Aſiens.

Abteilung XXIII

***Wegener, Georg,** Zum ewigen Eiſe.

Werner, R., Salzwaſſer. Erzählungen aus dem Seeleben.

***Hirſchfeld, G.,** Aus dem Orient.

***Haacke, W.,** Aus der Schöpfungswerkſtatt.

Abteilung XXIV

***Karpeles, Guſtav,** Literariſches Wanderbuch.

***Dove, Karl,** Vom Kap zum Nil.

***Seidel, A.,** Transvaal, die Südafrikaniſche Republik.

Canera, Karl, Aus drei Weltteilen.

Abteilung XXV

Hanslick, Ed., Am Ende des Jahrhunderts. (Der „Modernen Oper" VIII. Teil.)

***Zabel, Eugen,** Ruſſiſche Literaturbilder.

***Below, Ernſt,** Mexiko. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt.

***Lindau, Paul,** An der Weſtküſte Kleinaſiens.

Abteilung XXVI

***Gottſchall, Rud. von,** Zur Kritik des modernen Dramas.

Koenigsmarck, Graf Hans von, Japan und die Japaner.

***Münz, Sigmund,** Römiſche Reminiscenzen.

Hanslick, Ed., Aus neuer und neueſter Zeit. (Der „Modernen Oper" IX. Teil.)

Abteilung XXVII

***Münz,** Moderne Staatsmänner. Biographien und Begegnungen.

***Reuleaux, F.,** Aus Kunſt und Welt. Vermiſchte kleinere Schriften.

Zimmermann, A., Weltpolitiſches. Beiträge und Studien zur modernen Kolonialbewegung.

***Wegener, Georg,** Zur Kriegszeit durch China 1900/1901.

Abteilung XXVIII

*Meyer, M. Wilh., Der Untergang der Erde.
*Rumpelt, A., Sizilien und die Sizilianer.
*Meyer, Chr., Kulturgeschichtliche Studien.
*Canera, C., Eine Weltreise.

Abteilung XXIX

*Grothe, H., Auf türkischer Erde, Reisebilder und Studien.
*Wilda, J., Reise auf S. M. S. „Möwe".
*Pietsch, L., Aus der Heimat und der Fremde.
*Meyer, M. Wilh., Von St. Pierre bis Karlsbad.

Abteilung XXX

*Zabel, Eugen, Auf der sibirischen Bahn nach China.
*v. d. Nahmer, Vom Mittelmeer zum Pontus.
*Dehn, Paul, Weltwirtschaftliche Neubildungen.
*Klenzl, Wilh., Aus Kunst und Leben.

Abteilung XXXI

*Wegener, Georg, Reisen im westindischen Mittelmeer.
*Karpeles, Gustav, Literarisches Wanderbuch. Neue Folge.
*Dehn, Paul, Weltpolitische Neubildungen.
*Genthe, Siegfried, Korea. Reiseschilderungen.

Abteilung XXXII

Genthe, Siegfried, Marokko. Reiseschilderungen. Herausg. von Dr. Georg Wegener.
Heigel, Karl Theodor von, Biographische und kulturgeschichtliche Essays.
Wilda, Johannes, Amerika-Wanderungen eines Deutschen. I. In der Mitte des Kontinents.
Wilda, Johannes, Amerika-Wanderungen eines Deutschen. II. Zwischen Alaska und Peru.

Bezugs-Erleichterung.

Damit die verehrlichen Mitglieder, welche dem Verein neu beitreten, Gelegenheit haben, sich aus den früher erschienenen Abteilungen die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Ladenpreise von 6—9 Mark** für den Band beschaffen zu können, haben wir bei einer **Auswahl** aus den mit einem * bezeichneten Bänden zur Erleichterung des Bezuges eine bedeutende Preisermäßigung eintreten lassen, und zwar in der Weise, daß nach freier Wahl

5	Bände	anstatt	30— 40	M.	jetzt	20	M.	kosten.
10	„	„	60— 80	„	„	35	„	„
15	„	„	90—120	„	„	50	„	„
20	„	„	120—160	„	„	65	„	„
25	„	„	150—200	„	„	80	„	„
30	„	„	180—240	„	„	95	„	„
35	„	„	210—280	„	„	110	„	„
40	„	„	240—320	„	„	125	„	„
50	„	„	300—400	„	„	155	„	„
60	„	„	360—480	„	„	183	„	„
70	„	„	420—560	„	„	210	„	„

Die mit † versehenen Bände können nur noch bei Abnahme sämtlicher Abteilungen abgegeben werden.

Digitized by Google

Amerika-Wanderungen eines Deutschen

von **Johannes Wilda.**

I.

In der Mitte des Kontinents.

Mit 26 Illustrationen nach photograph. Originalaufnahmen u. einer Karte.

Zweite Auflage.

Inhaltsverzeichnis: Vorwort. — Von Hamburg nach Columbien. — Ein Vorausblick auf Zentralamerika. — Im neuen Panamástaate. — Costarica, seine atlantische Bahn und die nordamerikanische Bananenherrschaft — Mein Aufenthalt in San José di Costarica. — Im Sattel durch die Wälder des Sarapiquí nnd zu unbekannten Lagunen. — Auf der Gummipflanzung und Weiterreise durch die Wälder der Llanuras im Kann. — Auf dem San Juan und am Nicaraguasee. — Über den Nicaraguasee nach dem Pacific. — Reise nach San Salvador und Guatemala. — In Guatemala-Hauptstadt. — Im Sattel über Antigua und durch das Verschüttungsgebiet des Santa Maria.

Stimmen der Presse:

Hamburger Nachrichten (10. 10. 06):

Ein erfahrener Weltreisender, der sich fast in aller Herren Länder umgesehen hat, berichtet hier von seiner letzten Reise. Und noch mehr: ein deutscher Reisender! Wohl sagt er an einigen Stellen, daß er an dem oder jenem Orte hätte dauernd weilen mögen, aber übersieht man das Ganze, dann kommt doch überall sein treues deutsches Denken und Fühlen zum Ausdruck, und keine Schönheit der Welt, ob in den ursprünglichen, überwältigenden Tropen oder in „zivilisierten" Gegenden, hat ihn je ganz betören können, und wehmütig muß er im Vorwort gestehen: „Nicht ganz als derselbe Optimist, als der ich auszog, bin ich wieder heimgekehrt. Ich habe viele gute deutsche Arbeit gesehen, aber einen starken deutsch-nationalen Geist habe ich oft vermißt." Freude und noch mehr Anklage zugleich! . . . . . .
Aber wie eine Erleichterung klingt es aus seinen Worten, wenn er erzählt, daß er selbst in den entlegensten Gegenden überall auf deutsche Spuren stieß, deutsche Landsleute traf, darunter auch manche echt deutsche Männer und Frauen, die stolz sind auf ihr Deutschtum und es sich durch nichts verkümmern lassen. Aber was vermögen einzelne! Hielten sie zusammen, wie es in jenen Gegenden vornehmlich Nordamerikaner und Engländer tun, ganz anders stände es dann dort um uns, wo jetzt die Nordamerikaner mehr und mehr an Einfluß und Macht gewinnen und die Deutschen zurückdrängen, und damit auch deutschen Handel und Verkehr. Wilda s Buch ist mehr als eine einfache Reisebeschreibung, und man erkennt auf jeder Seite, daß hier ein Mann spricht, dessen Blick und Urteil durch Reisen fast in der ganzen Welt geübt und geschärft sind. Von Anfang an ist man gefesselt nicht nur durch die **musterhafte** Darstellung, sondeen auch durch den Stoff. Für den Geographen und Naturfreund werden naturgemäß die Abschnitte besonders lehrreich sein, wo der Verfasser über seine Reise durch bisher noch ganz unbekannte Gegenden berichtet. Alle aber werden nach der Lektüre Wilda zustimmen müssen, wenn er sagt, daß auch ein wachsendes Sechzig-Millionen-Volk zurückgehen muß, wenn es nicht lernt, in seinen Interessen- und Weltanschauung-Verschiedenheiten sich national zu disziplinieren, wenn es der Lüge Gehör gibt, daß wahre Freiheit anders als auf nationalem Wege zu erreichen sei.

Dresdner Anzeiger (26. 9. 06):

. . . . . Auch jetzt wieder ist Mittelamerika ebenso aktuell wie damals, da immer wieder von politischen Verwicklungen zwischen den mittelamerikanischen Republiken berichtet wird. Wir müssen uns vorbehalten, auf das **treffliche** Buch näher einzugehen, das einen **höchst bemerkenswerten** Wegweiser für die Wahrung und Förderung der nicht geringen deutschen Interessen in Mittelamerika bildet und neben der Schilderung des von Deutschen Erreichtem auch so manches von den versäumten Gelegenheiten predigt.

Berlin W. 30.
Elßholzstr. 12.

Allg. Verein für Deutsche Literatur.

Von demſelben Verfaſſer erſchien und iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Reiſe auf S. M. S. „Möwe“

Streifzüge in Südſeekolonien und Oſtaſien. 8°. 201 Seiten. Mit 19 Vollbildern und einer Karte.

Zweite Auflage.

Einzelpreis für Nichtmitglieder: Broſchiert Mk. 6.—
Elegant gebunden Mk. 7,50.

Inhalt: An Bord S. M. S. „Möwe“ von Hongkong nach den Sulu-Inſeln. Weiterfahrt durch die Molukken nach Neu-Guinea und Neu-Pommern. Im Bismarck-Archipel und auf den Salomon-Inſeln. Auf der „Stettin“ über Neu-Guinea nach Batavia. Erholungszeit in den Bergen Javas. Über Siam und Franzöſiſch-Indien nach China zurück.

Allg. Verein für Deutſche Literatur.
Berlin W. 30. Elßholzſtr. 12.

In dem unterzeichneten Verlage gelangte zur Ausgabe und iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen:

S. M. Y. „Meteor“

Sportliches und Amerika-Erinnerungen.

Eine Schrift auch für den Binnenländer von

Johannes Wilda.

8°. 175 Seiten. Mit 5 Abbildungen, einer Tafel Querſchnitt S. M. Y. „Meteor“ und einer Karte. Broſchiert Mk. 3.—
Elegant gebunden Mk. 4.—

Inhalt: Einleitung: Zweck, Entwickelung und internationale Beziehungen des Yachtſegelſports. Welchen Zweck verfolgt der Yachtſegelſport? — Entwickelung des Yachtſegelſports und warum wir von den Amerikanern und Engländern lernen. **Die Segelyacht „Meteor“ III. — Mit Prinz Heinrich über den Atlantik. — Während der Prinzentage in Amerika.** — Ankunft. Der Stapellauf des „Meteor“. New-Yorker, Boſtoner und Philadelphia-Tage. Der Abſchied des Prinzen. — **Weitere Streifzüge durch New-York und New-Yorker Leben. — Streifzüge durch amerikaniſches Land. — Die Probefahrt des „Meteor“. — Die Atlantikreiſe des „Meteor“.** — Schluß: **Ein Vergleich und Heimfahrt nach Deutſchland.**

Berlin W. 30.
Elßholzſtr. 12.

Hermann Paetel.

JUN 2 - 1938

Digitized by Google